ALFRED E. HOCHE



Aus der Werkstatt

J. F. Lehmanns Verlag, München-Berlin

In die Werkstatt des Geistes führen diese Aufsätze, die jetzt bereits im 13.—15. Tausend erscheinen; es ist ein Bekenntnisbuch, nicht im Sinne anekdotenhafter Beichten, wohl aber als Niederschlag kritischen Denkens und ehrlichen Aussprechens.
Abhandlungen allgemeinen Inhaltes über menschliche Fragen, deren Bedeutung an keine Zeit gebunden ist, wechseln ab mit ernsten und leichter getönten Teilen, aus denen zum Teil auch verklungene Stimmungen der Kriegszeit und der Inflationsjahre in eine veränderte Gegenwart herüberdringen.

J. F. Lehmanns Verlag,
München 2 SW



Alfred E. Hoche

AUS DER WERKSTATT

AUS DER WERKSTATT

Von

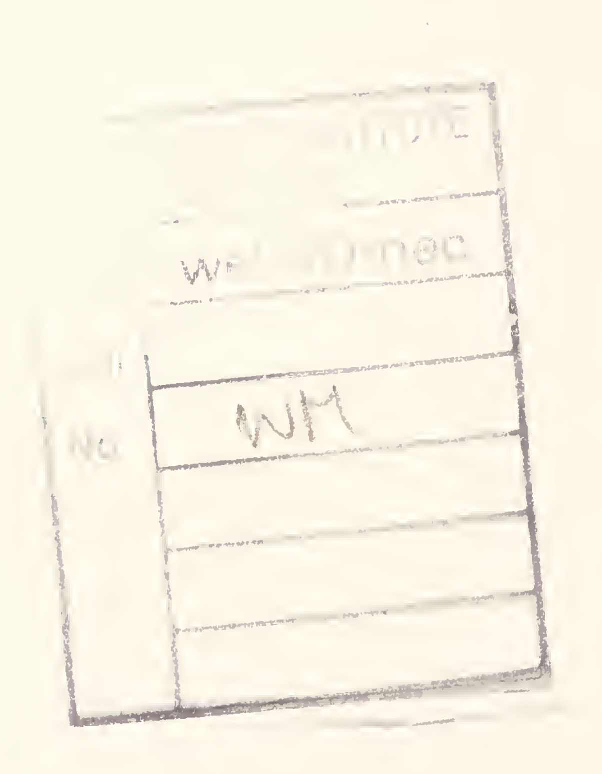
Alfred E. Hoche

vordem Professor der Psychiatrie in Freiburg i. Br.

13.—15. Tausend



J. F. Lehmanns Verlag, München / Berlin 1937



Druck von Dr. F. P. Datterer & Cie., Freising-München.
Printed in Germany.

Dieses Büchlein wendet sich in erster Linie an die große Zahl derer, die den „Jahresringen" des Verfassers ihr Interesse zugewendet haben; es ist keine Fortsetzung oder Erweiterung der Selbstbiographie, aber es läßt bei dem Blick in die Werkstatt das Werden und Wachsen der Meinungen und Überzeugungen erkennen, die in jenem Buche als Niederschlag der Erfahrungen eines langen Lebens dargeboten worden sind. Der freundgesinnte Leser wird die durchgehende Linie nicht verkennen, der die Entwicklung des Verfassers in seinem Verhältnis zur Welt der Tatsachen und des Geistes gefolgt ist.

Aus einer größeren Anzahl von Vorträgen und Abhandlungen sind diejenigen ausgewählt worden, die dem Verständnis des Gebildeten ohne weiteres zugänglich sind; ein Teil davon bewegt sich in den Grenzlanden der Medizin.

Das Entstehungsjahr der sich über Jahrzehnte verteilenden Beiträge ist überall angegeben; es liegt darin die Aufforderung und die Möglichkeit, den Standpunkt des Schreibenden aus den Zeitbedingungen heraus zu verstehen. Dies gilt insbesondere für den zweiten und den dritten Teil, in denen Stimmungen zu Worte kommen, die der heutigen jungen Generation unbekannt sind und auch bei den Älteren schon zu verblassen beginnen.

Bei den Aufsätzen aus der Inflationszeit wird den Nachdenklichen die scherzhaft anmutende Form nicht über den

trüben Ernst täuschen, unter dessen Druck sie entstanden sind; sie bedeuteten zur Zeit ihrer Niederschrift Versuche, durch eine humoristische Betrachtungsweise eine seelische Entlastung herbeizuführen.

Der vorliegende Abdruck entspricht, abgesehen von einzelnen Kürzungen und stilistischen Verbesserungen, der ursprünglichen Form der Veröffentlichung.

Und so wünsche ich auch diesem Schifflein gute Fahrt.

Baden-Baden, den 1. August 1935.

Hoche.

Inhaltsverzeichnis.



Geisteskrankheit und Kultur.

Die akademische Sitte gibt dem Prorektor zu Beginn seiner Amtstätigkeit das schöne Recht, in festlicher Stunde und vor einer auserwählten Versammlung einen wissenschaftlichen Gegenstand zu behandeln, der ihm am Herzen liegt. Nicht ein engeres Thema des eigenen Faches soll es, wenn möglich, sein, sondern eine Frage, in der sich der Bezirk der Spezialforschung mit den großen Linien des allgemeinen Lebens berührt.

Die Psychiatrie hat es bei der Aufgabe dieser Wahl verhältnismäßig leicht. Ein Zweig der Medizin, arbeitend nach naturwissenschaftlichen Grundsätzen, hat sie doch in ihrem Gegenstande, dem menschlichen Geistesleben, eine ungewöhnlich große Oberfläche und eine Fülle von Beziehungen nach den verschiedensten Seiten. Der Philosoph, der Pädagoge, der Jurist, der Nationalökonom, der Hygieniker — alle sind in bestimmten Richtungen an ihren Ergebnissen lebhaft interessiert. Eine Frage aus dem Gebiete dieser allgemeinen Beziehungen scheint mir heute der Betrachtung an dieser Stelle besonders wert, eine Frage, die theoretisch und praktisch von gleicher Bedeutung ist, nämlich: „Welchen Einfluß üben die Faktoren, die wir unter dem Namen „moderne Kultur“ zusammenfassen, auf die nervöse und geistige Gesundheit des einzelnen und unseres gesamten Volkes aus?“ oder, um es anders auszudrücken: „Ist es wahr, daß wir uns, wie es behauptet wird, in einem bedrohlichen Stadium der nervösen Entartung befinden?“

Von der Menschheit als Ganzem ist in diesem Zusammenhange nicht die Rede. Der Mensch hat sich längst als die zäheste aller Kreaturen erwiesen. Seine universale Anpassungs-

Rede, gehalten bei Antritt des Prorektorats 1910. (Mit Genehmigung des Verlages Speyer u. Kaerner.)

fähigkeit und Widerstandskraft hat seit dem Graulicht der Vorzeit über die Jahrhunderttausende hinweg alle klimatischen und sonstigen Schwierigkeiten siegreich überwunden. Um ihn braucht uns auch für die Zukunft nicht bange zu sein; aber etwas anderes ist es mit dem Schicksal des einzelnen Volkes. Das ist in diesem langen Ringen der Menschheit nur eine verhältnismäßig kurze Episode. Eine Zeitlang kann es, wie die Geschichte lehrt, der Hauptträger der Kulturideen sein; eine Zeitlang spielt es seine Rolle im Vordergrunde, um dann Platz zu machen für andere, die nun auch wieder nach einem, wie es scheint, stetig wirkenden Gesetze steigen, blühen und welken.

Uns aber geht am meisten gerade die Episode an. Es kann uns nicht gleichgültig sein, ob unser Weg sich schon abwärts neigt, ob sich an unserm Volke, von dem wir ein Teil sind und das wir lieben, schon die Zeichen des Alterns und des nahenden Verfalles bemerkbar machen.

Einer weit verbreiteten Meinung ist das heute schon keine Frage mehr. Ihr gilt es längst als bewiesen, daß allerorten die Zeichen der beginnenden Entartung hervortreten. Wissenschaftliche Erörterungen gehen geradezu von dieser Voraussetzung als einer erwiesenen Tatsache aus. Da ist die Rede von unserer alternden „greisenhaften Kultur", von der „Sterbensmiene" unserer äußerlich lebensfroh erscheinenden Zeit, von dem „hippokratischen Zug", der unserem modernen Leben eingeprägt sein soll, von unserem „degenerierten nervösen Zeitalter".

Es ist nicht ganz leicht zu sagen, worauf sich die große subjektive Sicherheit dieser landläufigen Meinung stützt. Für die weiterblickende kulturhistorische Betrachtungsweise ist es wohl in erster Linie die Wiederkehr gewisser Züge im sozialen Zusammenhange, im wissenschaftlichen Leben, im Verhältnis zur Religion, in Geschmacksrichtungen, in den Künsten — Züge, welche die Geschichte aus anerkannten Zeiten des Verfalles, z. B. aus der römischen Kaiserzeit aufbewahrt hat. Für den Einzelnen ist es zum Teil sicherlich die suggestive Wirkung, die von einer

bestimmten Art selbstzersetzender Literatur ausgeht, zum Teil auch wohl ein Gefühl der persönlichen größeren Zermürbung durch die besonderen Eigenheiten unseres modernen Lebens. Alles das wird im wesentlichen gefühlsmäßig vermittelt.

Auf exakterem Boden schon bewegt sich die Moralstatistik, wenn sie untersucht, welche zahlenmäßige Rolle die zwei großen Krankheiten im Organismus unseres Volkes, der Selbstmord und das Verbrechen, heute spielen im Vergleiche mit früheren Zeiten.

Eine seit 80 Jahren gepflegte brauchbare Statistik lehrt uns z. B., daß die Zahl der Selbstmorde sich in Deutschland von 1820 bis 1878 vervierfacht hat, während sich die Zahl der Gesamtbevölkerung nicht einmal verdoppelte. Allein in der kurzen Spanne Zeit von 1881 bis 1897 ist die Selbstmordziffer um mehr als 20 Prozent gestiegen — alles das unter merkwürdiger, prozentual gleichbleibender Gesetzmäßigkeit in bezug auf die Verteilung im einzelnen nach Geschlecht, Volksstamm, Jahreszeiten usw. — im ganzen jedenfalls ein ernst stimmendes Fortschreiten zum Schlimmeren.

Weniger eindeutig sind die zahlenmäßigen Ergebnisse der Kriminalstatistik. Einzelne Verbrechen gehen an Häufigkeit zurück, andere schwanken in Abhängigkeit von bestimmten wirtschaftlichen Umständen, wieder andere, wie z. B. gerade die Roheitsdelikte, steigen dauernd. Im ganzen besteht ein langsames Wachsen der Zahl der Verurteilungen, auch nach Umrechnung auf die Zahl der in Betracht kommenden strafmündigen Gesamtbevölkerung.

Gefühlsmäßig näher als diese Dinge, mit denen der Laie mehr zufällig in Berührung kommt, rückt ihm die andere anscheinend sichere Tatsache: die Zunahme der Zahl der Geisteskranken und die dadurch genährte Idee einer größeren Wahrscheinlichkeit eigener Gefährdung. Das Kapitel der Geistesstörungen birgt ja für das Bewußtsein auch des gebildeten, geistig freien und hochstehenden Laien noch immer einen besonderen Schauer. Es ist das nicht nur ein Niederschlag früher festwurzelnder Vorstellungen über den

ehrenrührigen Charakter des Geisteskrankseins, sondern die natürliche Empfindung des Entsetzens, wenn man Zeuge sein muß, wie sich jene Gesetze verrücken, auf deren Dasein im Haupte des anderen man mit Zuversicht baut, als des Einzigen, was er untrüglich mit uns gemein hat.

Was sich zunächst als nicht zu leugnende Tatsache aufdrängt, ist, daß allerorts die Irrenanstalten überfüllt sind, und daß beinahe in allen Staaten die Bewilligung selbst großer öffentlicher Mittel für neue Anstalten hinter dem Bedürfnis herzuhinken pflegt.

Gewiß, wenn es in dieser Frage Zahlen allein täten, sähe es schlimm aus. In allen deutschen Bundesstaaten steigt die Zahl der Irrenanstaltsinsassen viel rascher als die Bevölkerungsziffer. Wenn wir unsere badischen, nach allen Richtungen gut übersehbaren Verhältnisse betrachten, z. B. in dem Zeitraum von 1875 bis 1905, so hat im Laufe dieses Menschenalters die Bevölkerung um 33,4 Prozent zugenommen, die Zahl der Geisteskranken in den Irrenanstalten aber um 245 Prozent, also mehr als siebenmal so schnell als die Bevölkerung, und das in einer Zeit, in der keine plötzlichen oder einschneidenden politischen oder wirtschaftlichen Umwälzungen den ruhigen Gang der Dinge gestört haben. Auch innerhalb dieser begrenzten Zeitspanne selbst ist die Progression zunehmend schärfer geworden. Noch vor acht Jahren legte man in Baden der Berechnung künftigen Bedarfes an Anstaltsplätzen die Annahme eines jährlichen Zuwachses von etwa 80 zugrunde. Heute müssen wir schon fast mit der doppelten Ziffer rechnen. In ganz Deutschland sind an jedem Jahresende 4—5000 neue Anstaltsplätze für Geisteskranke erforderlich.

In diesen Zahlen kommt nun nicht ohne weiteres die Höhe der Summe zum Ausdruck, die auf den Zuwachs an Neuerkrankten entfällt. Der Bestand der Anstalten setzt sich ja zusammen aus der Differenz zwischen Aufnahmen und Entlassungen (einschließlich Todesfällen). Wenn wir aber auch den zweiten, in gewissem Umfange veränderlichen Faktor rechnerisch ausschalten, so ändert sich doch nicht

viel an dem Bilde. In Baden z. B. ist die Zahl der Neuaufnahmen in staatlichen Irrenanstalten im Laufe der 38 Jahre von 1870 bis 1908 von 404 auf 2370 gestiegen, allein in den 8 Jahren von 1900 bis 1908 von 1095 auf 1856, also fast auf das Doppelte.

Es liegt nun sehr nahe zu fragen, ob wir denn nicht sicherere Maßstäbe für die Zahl der Geisteskranken nicht nur in Anstalten, sondern in der gesamten Bevölkerung besitzen. Diese Frage ist zu verneinen. Die deutsche Reichsstatistik, die über alle möglichen Dinge Daten bringt, enthält für unsere Frage nichts. Seit der Volkszählung vom Jahre 1871, bei der die Geistesschwachen und Geisteskranken gezählt wurden, hat man darüber von Reichs wegen keine weiteren Feststellungen gemacht.

Es muß bezweifelt werden, ob uns dadurch viel wertvolles Material verloren geht. Abgesehen davon, daß überhaupt in der Frage der Geisteskrankheiten den Familien zweckmäßigerweise ein amtlicher Apparat, gleichviel in welcher Form, sich möglichst wenig aufdrängen sollte, sind auch die Fehlerquellen allzu groß und zum Teil überhaupt nicht zu beseitigen. Einmal wird die Neigung zum Verschweigen gegenüber den amtlichen Organen, wenn es sich um psychisch abnorme Zustände handelt, noch größer sein als sonst bei der Anmeldung von Krankheiten, sodann würden von den Angehörigen bei der bekannten, dem Arzt immer wieder auffallenden Toleranz der Laien in diesen Dingen sicherlich nur die allergröbsten Störungen wirklich als Geisteskrankheit bezeichnet werden.

Endlich ist das flüssige Grenzgebiet zwischen geistiger Gesundheit und Krankheit so breit, daß auch bei gutem Willen der Beteiligten und gleichen Grundsätzen der Zählung die Ergebnisse unsicher bleiben müßten. Jedenfalls würden wir auf diesem Wege das nicht erfahren, worauf es uns am meisten ankäme, nämlich: wie groß in unserem Volke die gesamte psychopathologische Disposition in irgendwelchen Formen, nicht nur in den schwersten der ausgesprochenen Psychosen zu bemessen ist.

Unter der willkürlichen Voraussetzung gleichbleibender Fehlerquellen würden wir bei Wiederholung der Zählungen in weiten zeitlichen Abständen bestenfalls eine entfernte Schätzung der Gesamttendenz, sei es der Zunahme, sei es der Abnahme, gewinnen können. Derartige zahlenmäßige Gesamteindrücke besitzen wir in gewissem Umfange sowohl für das Inland wie für das Ausland. In England besteht seit mehr als 100 Jahren eine Statistik der Geisteskranken innerhalb und außerhalb der Anstalten; danach ist die Zahl der Geisteskranken berechnet auf 10000 Einwohner von 24,9 im Jahre 1871 auf 30,2 im Jahre 1893 gestiegen — also ein sehr beträchtlicher Zuwachs, der aber schon in der inzwischen erworbenen besseren Diagnostik der psychischen Störungen, oder auch in einer Verlängerung der durchschnittlichen Lebensdauer der Anstaltsinsassen eine genügende Erklärung finden würde; (nebenbei bemerkt, bewegen sich die Zahlen in den meisten Kulturstaaten in der Nähe dieser Grenzwerte oder zwischen denselben).

In Irland scheint auch nach Abzug der Fehlerquellen die Zahl aller Geisteskranken tatsächlich rascher zuzunehmen, als dem Bevölkerungszuwachs entsprechen würde.

In Preußen und Sachsen haben bei Volkszählungen Erhebungen der gedachten Richtung stattgefunden — mit sehr ungleichen Ergebnissen: in Preußen von 1867 bis 1895 ein Steigen von 15,8 auf 26 (wiederum berechnet auf 10000 Einwohner), in Sachsen (das in der Selbstmordstatistik in der vordersten Reihe steht), im gleichen Zeitraum ein Stehenbleiben auf etwa 23, also auf einem Mittelwert zwischen den Schwankungen der Zahlen in Preußen.

Es hat angesichts der vorhin erwähnten Bedenken nicht viel Zweck, hier weitere Zahlen zu häufen. Fest steht: Über die wirkliche Gesamtzahl der psychisch abnormen Persönlichkeiten in Deutschland wissen wir nichts Bestimmtes, nicht mehr über die Frage der Zunahme oder Abnahme dieser Zahlen. Möglich ist, daß eine gewisse Tendenz zu langsamem Anwachsen vorhanden ist. Sicher aber ist, daß die rapide Zunahme der Zahl der Irrenanstaltsinsassen an sich

nicht als ein entsprechender Ausdruck der Krankheitstendenz im ganzen Volke angesehen werden darf.

Da erhebt sich nun von selbst die Frage: Woher die kolossale Steigerung des Bedürfnisses nach Irrenanstaltsplätzen?

Eines ist ja ohne weiteres klar, daß das nur eine vorübergehende Erscheinung sein kann; ein weiteres Steigen im gleichen Maßstabe würde ja in berechenbarer Zeit die Gesamtbevölkerung in die Irrenanstalten führen. Wir können glücklicherweise die bei der momentanen Entwicklung mitwirkenden Faktoren ziemlich genau erkennen.

Zunächst ist heute, dank den verschiedenen Akten der sozialen Gesetzgebung, die Zahl derjenigen viel größer als früher, die Anrecht auf Verpflegung in öffentlichen Anstalten haben und somit nicht mehr — es gilt dies in erster Linie für ländliche Verhältnisse — auf das Wohlwollen oder die Einsicht der Gemeindeverwaltungen angewiesen sind, für die bei kleinen Verhältnissen die zufällige Häufung von Geisteskranken in einer Gemeinde eine schwer empfundene finanzielle Belastung darstellt.

Sodann ist zweifellos das öffentliche Gewissen in bezug auf die Fürsorge für Geisteskranke empfindlicher geworden. Versuche, solche Kranke durch billige, aber ungenügende Arten der Versorgung in irgendeinem Winkel lokaler kleiner Spitäler durchzuschleppen, werden doch allmählich seltener. Ein Gleiches gilt für die Familien, bei denen allerdings es noch immer vielfach weniger die Einsicht als der Zwang der Umstände ist, was sie dazu veranlaßt, ihre Kranken in die Anstalten zu bringen. Einer der vielen äußeren Gründe, warum alle Großstädte so viel mehr Aufnahmen in die Irrenanstalten liefern, ist die bei engeren Wohnungen größere Schwierigkeit, die häusliche Pflege eines Geisteskranken durchzuführen. Auch für ländliche Bezirke macht sich ein analoger Gesichtspunkt geltend. Für die hiesige Klinik, die einen vorwiegend ländlichen Aufnahmebezirk besitzt, ergibt sich z. B. bei summierender Berechnung der Aufnahmeziffern für die einzelnen Monate eine Häufung der

Aufnahmen im Mai und Juni — nicht (davon bin ich überzeugt) wegen irgendwelcher krankmachender Einflüsse dieser Jahreszeit oder der vorausgehenden Monate, auch nicht etwa wegen periodischer Schwankungen des psychischen Gleichgewichts, sondern wahrscheinlich nur, weil die zu bewältigende Ernte alle Arbeitskräfte absorbiert, und niemand zur Beaufsichtigung der Kranken zu Hause entbehrlich ist. Zu den äußeren Gründen, unter denen man auch die heute vorhandene bessere Erreichbarkeit der Anstalten zu nennen hat, gehört dann noch die wenigstens hier und da beginnende, in Baden jetzt fast durchgeführte Beseitigung ängstlicher und beengender Aufnahmebestimmungen.

Wesentlicher aber als alle diese mehr äußerlichen Momente ist doch wohl eine langsam sich entwickelnde Änderung in der Auffassung der Irrenanstalten bei der großen Masse. Der mühselige Entwicklungsgang von jener Zeit an, da man die Irrenanstalten nur als einen schreckenbergenden Aufbewahrungsort gefährlicher Menschen ansah, bis zu der humanen Auffassung, die selbstverständlich sein sollte, daß es Heilanstalten sind, wie andere auch, ist zwar noch lange nicht vollendet; aber es wird doch unverkennbar besser.

Dadurch ändert sich naturgemäß in steigendem Sinne die Zahl der für die Verpflegung in Anstalten in Betracht kommenden Persönlichkeiten. Nicht mehr wird wie früher zur Aufnahme in die Anstalten gebracht, wer für sich oder andere gefährlich ist, sondern jeder, dessen Heilungsaussichten dort besser erscheinen als zu Hause. Die Zahl der Grenzfälle in den Anstalten ist dadurch in dauernder Zunahme begriffen, und damit steigt natürlich die Zahl der als solche gekennzeichneten sog. Geisteskranken, von denen man amtlich und im Sinne der Statistik früher nichts erfuhr. Der Hauptgrund der kolossalen Zunahme des Stromes, der in die Anstalten fließt, ist also darin zu suchen, daß ein früher durch fremde Gesichtspunkte, unter anderem auch durch Platzmangel unterdrücktes, latent gemachtes Bedürfnis jetzt bei Wegfall der hemmenden Momente deutlich hervortritt. In dieser Hinsicht mag ein Beispiel aus unseren örtlichen Ver-

hältnissen erwähnt werden. Bei wenig veränderter Einwohnerzahl des Aufnahmebezirkes der hiesigen Klinik hat sich die Aufnahmezahl allein in den vier Jahren von 1902—1906 von 216 auf 488 gehoben — wie ich überzeugt bin, im wesentlichen wegen einer bewußtermaßen möglichst wenig engherzigen Handhabung der Aufnahmebestimmungen und der Entlassungsfrage. —

Wenn man sich alle diese Tatsachen vor Augen hält, kann man sich der sicheren Erwartung hingeben, daß eines Tages in der Nachfrage nach Anstaltsplätzen ein Beharrungszustand eintreten wird, der nach gut begründeten Schätzungen erreicht werden dürfte, wenn auf 1000 Einwohner 4 Anstaltsplätze zur Verfügung stehen.

Im Zusammenhange dieser Erwägungen kommt man schließlich zu dem scheinbar paradoxen Ergebnis, daß in einer großen Aufnahmezahl in den Irrenanstalten eines Landes kein Zeichen sinkender Volksgesundheit zu erblicken ist, sondern vielmehr ein Symptom des Schwindens alter Vorurteile, der wachsenden Einsicht in den breiten Massen, ein Symptom einer Hebung des kulturellen Niveaus.

Wenn somit auch aus den Zahlen der Irrenstatistik keine Beweise für eine fortschreitende Entartung abgeleitet werden können, so ist damit noch nicht das Gegenteil bewiesen, und angesichts der sehr bestimmten Überzeugung ernster Forscher, daß es schlimm um uns stehe, werden wir weitere tatsächliche Erwägungen heranziehen müssen.

Das Sinken der allgemeinen nervös-psychischen Gesundheit brauchte sich ja nicht gleich in der gröberen Form ausgesprochener Geistesstörung zu äußern. In Wirklichkeit gilt die Behauptung der fortschreitenden Verschlechterung der Volksgesundheit nicht nur den Geisteskrankheiten, sondern ebensosehr der Zunahme aller derjenigen Störungen, die in landläufiger Ausdrucksweise als nervös bezeichnet werden.

Auf Zahlen kann man in diesem Punkte noch viel weniger rechnen, als bei den vorhin erwähnten. Wir bleiben ange-

wiesen auf subjektive Eindrücke und Schlußfolgerungen aus solchen.

Sicher ist eines, daß von Nervosität und nervöser Degeneration viel mehr die Rede ist als früher, daß die Tagespresse und auch die sonstige literarische Produktion mit Vorliebe Probleme aus diesen Gebieten behandelt, sicher, daß die Zahl der Nervenärzte dauernd zunimmt und die Sanatorien für Nervöse nicht nur in großer Zahl neu gegründet, sondern auch gefüllt werden. Trotz alledem bin ich persönlich nicht überzeugt, daß von dieser Seite her wirklich eine Gefahr droht. Viele derjenigen nervösen Zustände, deren wohl zweifellos vorhandene Häufung augenblicklich den Gesamteindruck einer gewaltigen Zunahme der Nervosität hervorruft, sind wenig tiefgreifender Art, großenteils auch ein Produkt der gezüchteten Selbstbeobachtung, der Lektüre, der Nachahmung, der Suggestion, eine Art von Luxusmode. Ein großer Teil dieser „Mitläufer" würde verschwinden, wenn es uns z. B. national wieder einmal weniger gut erginge, und der einzelne seine kleinen Beschwerden und Klagen an der zwingenden Not des Ganzen oder wenigstens an großen drängenden Aufgaben der Zeit zu messen lernen müßte.

Von welcher Seite her das Nervensystem wirklich gefährdet ist, davon soll später noch die Rede sein.

Ist es denn überhaupt wahrscheinlich, hat es eine innere Begründung, anzunehmen, daß unsere moderne Kultur in höherem Maße das Nerven- und Geistesleben gefährdet?

Was heißt in diesem Zusammenhange „moderne Kultur"? Die Antwort wird je nach dem Standpunkte des Gefragten verschieden ausfallen. Moderne Kultur — im Munde des einen ein Lob, welches alle Fortschritte der Technik, der Hygiene, der Bequemlichkeit, des Luxus im Auge hat, dem andern ein kurzes Schlagwort, welches alle Vorwürfe umfaßt, die er unserer Zeit und unserem heutigen Leben zu machen hat.

Es wäre aussichtslos, in einer kurz bemessenen Spanne Zeit diesen Begriff eingehender analysieren zu wollen. Wir

müssen uns darauf beschränken, einiges hervorzuheben, was für das psychische Leben des einzelnen in unserer jetzigen Existenzform anders geworden ist als früher.

Da wäre zu erwähnen: die veränderte Lebensführung, die für Hunderttausende mit dem langsamen Prozeß der Umwandlung des Agrarstaates in den Industriestaat gegeben ist, die kolossale Vermehrung desjenigen Teiles der Bevölkerung, der von der Industrie als Arbeitskraft gebraucht und an den Arbeitszentren angehäuft wird, das pilzartige Wachstum der Großstädte mit ihrer vielleicht notwendigen Unterschicht des Proletariates, in wirtschaftlicher Hinsicht die zunehmende Schärfe und Rücksichtslosigkeit des Konkurrenzkampfes, in dem nur noch die lebenskräftigsten Elemente Aussichten haben, ein sinkender Einfluß religiöser Gefühle und Vorstellungen, in der Politik das Abflauen des Idealismus, in der allgemeinen Lebensführung der Gebildeten eine zunehmende Zersplitterung, ein Ansteigen des Tempos unserer Existenz, eine Zunahme der Hast und des Lärmes, der Unruhe, eine Zunahme auch der Ansprüche an uns mit Einengung unserer persönlichen Freiheit, eine für die Schärfe des wirtschaftlichen Kampfes notwendige einseitige Züchtung seelischer Eigenschaften, in der Kunst eine Wahl der Objekte, eine Steigerung der Technik und der Ausdrucksmittel, die sie nicht mehr als wohltätige Entspannung wirken läßt, in der Erholung und im Genuß die unglückliche Formel Überreizter, welche die natürlichen Warnungszeichen der Ermüdung überhören und sie nach neuen unzweckmäßigen Reizmitteln greifen läßt, dazu die durch die Verkehrstechnik bedingte Entstehung ganz neuer, früher unbekannter Berufsarten, deren Ausübung an sich schon als Schädlichkeit wirken kann.

Es ist richtig: für die Generation, die das letzte Menschenalter mit Bewußtsein durchlebt hat, sind alle die Wandlungen, die namentlich der rapide Fortschritt der Technik gebracht hat, etwas rasch gekommen; aber wir sollten uns nicht mit Betrachtungen a priori, daß alles dieses unbedingt als Schädlichkeit wirken müßte, belasten; wir wollen es

nicht machen, wie jene Ärztekommission, die vor Eröffnung der ersten Eisenbahn ein Gutachten abgab, daß die Bahn eingezäunt werden müßte, da der Anblick der rasenden Geschwindigkeit des Zuges die Zuschauer wahnsinnig machen würde.

Eine Reihe äußerer und innerer Schutzmaßregeln schwächt die üblen Einflüsse moderner Kultur ab, vielleicht nahezu bis zur Unwirksamkeit: in geistiger Hinsicht der Selbstschutz der vom praktischen Bedürfnisse diktierten zunehmenden Abkürzung und Vereinfachung; jedes neue Gesetz, das wir finden, welches lange Reihen von Tatsachen und komplizierten Zusammenhängen auf einfache Formeln zurückführt, spart uns intellektuelle Mühsal. Die Technik mit ihrer Aufhebung des Raumes und fast auch der Zeit gibt unserem Leben einen unendlich viel reicheren Inhalt. Die Freude am Erfolge trägt und hebt uns. Wir leben in dem Bewußtsein einer wertvollen und fruchtbringenden Epoche der Menschheit. Die allgemeine Lebenssicherheit ist gewachsen. Die großen Volksseuchen der früheren Jahrhunderte sind uns kein Schrecken mehr. Es ist keine utopische Hoffnung, wenn man erwartet, daß alle Infektionskrankheiten überhaupt die Menschheit einmal nur noch in der vorwiegend historischen Art interessieren werden, wie uns heute die Pest, der schwarze Tod des Mittelalters, interessiert. Die Technik, die uns die Hetze bringt, schont gleichzeitig unsere Kräfte und schafft uns eine Fülle früher ungeahnter Erleichterungen und Bequemlichkeiten. Wir würden es heute nicht mehr als Erholung empfinden, wenn wir in *Goethes* Wagen nach Italien reisen müßten.

Einzelne Schutzmittel gegen die üblen Wirkungen des modernen Lebens sucht die Kulturmenschheit instinktiv im Streben nach öfters wiederholten Ausspannungen, in der Ausdehnung des körperlichen Sportes, in der zunehmenden Einschränkung des Alkoholgenusses, in dem systematischen Kampfe gegen überflüssigen Lärm u. dgl. m. Andere innere Hilfen besitzen wir schon in unserer seelischen Organisation. Die beste davon ist die Anpassung und Gewöhnung.

Die Wiederholung der Reize stumpft die Empfänglichkeit ab; nicht jedes Ereignis wird dann mehr zu einem Erlebnis; alles, was ein bestimmtes Maß der Empfänglichkeit überschreitet, läuft schließlich an uns ab, ohne uns innerlich zu berühren.

Auch die Sorge, daß unsere heranwachsende Jugend durch die heutige Form der Existenz besonders gefährdet sei, teile ich nicht in dem vielfach hervortretenden Maße; ihr ist schon selbstverständlich, was wir an technischer Beschleunigung nach früheren Maßstäben als neu und störend empfinden. Sie wächst auf, innerlich bereits eingestellt auf ein anderes Tempo und eine andere Summe von Unruhe des Lebens und auf den Besitz so viel zahlreicherer Facetten der persönlichen Existenz; was an tatsächlichen Schädlichkeiten unvermeidbar übrig bleibt, läßt sich durch vernünftige Vorsicht im Einzelfalle in seiner Wirkung paralysieren.

Alles in allem: Ich glaube nicht an eine ernste Gefährdung der seelischen Gesundheit des einzelnen durch die Einwirkungen der modernen Kultur.

Aber wie steht es nun um die psychische Gesamtdisposition unserer Zeit?

Die bedenklichste Erscheinung in dieser Richtung ist sicherlich die unbestreitbare Zunahme der Zahl der Selbstmorde. Die darin zutage tretende Abschwächung der lebenserhaltenden Triebe gilt seit langer Zeit ebenso als ein Degenerationszeichen im Leben eines Volkes wie die Abnahme der arterhaltenden Triebe, die in einem Sinken der Geburtenziffer zutage tritt. Ob das letztere bei uns bevorsteht, wie heute einzelne Anzeichen vermuten lassen, muß die Zukunft lehren. Aus einer steigenden Selbstmordziffer allein läßt sich jedenfalls kein Schluß auf ein Sinken des Niveaus der allgemeinen geistigen Gesundheit ziehen.

Unsere Kenntnis des eigentlich Interessierenden, der Motive, ist beim Selbstmord noch sehr unzulänglich. Gezählt werden nur die gelingenden Selbsttötungen; die in der Motivfrage psychologisch ebenso zu bewertenden Selbstmordversuche werden von keiner Statistik mitgefaßt. Wieviel hier-

bei der Einfluß der Gesamtstimmung ganzer Epochen ausmacht, zeigt z. B. die Tatsache, daß in politisch erregten Zeiten, Revolutionen, Kriegen, die Zahl der Selbstmorde (gegen die Erwartung) sinkt, während die der Geistesstörungen steigt.

Im allgemeinen ist die Selbsttötung der Ausdruck eines subjektiv empfundenen Mißverhältnisses zwischen den zu lösenden Aufgaben des Lebens und der persönlichen Widerstandsfähigkeit, ein Waffenstrecken vor dem Leben. Es ist klar, daß bei einem gleichbleibenden Niveau geistiger Gesundheit allein schon Erschwerungen der wirtschaftlichen Bedingungen eine größere Anzahl von Elementen, die in bequemen Zeiten durchgekommen wären, über die Grenze des Glaubens an die eigene Existenzfähigkeit hinüberführen.

Man könnte auf dem Wege einer anderen Betrachtung gerade zu der Meinung kommen, daß wir im ganzen psychisch gesunder geworden sind, wenn wir etwa einen Blick auf das Mittelalter und die spätere Zeit der großen Religionskriege werfen. Namentlich die sog. psychischen Epidemien, zwangsmäßiges Erfaßtwerden weiter Kreise von einzelnen beherrschenden, oft unvernünftigen oder abstrusen Vorstellungen, sind Eigentümlichkeiten, die für unsere Betrachtungsweise der damaligen Zeit den Stempel des allgemein unsicheren seelischen Gleichgewichts aufzudrücken scheinen. Von den Einzelheiten wissen wir zwar wenig Zuverlässiges, wohl aber von den grob umrissenen Tatsachen, von den seltsam aufflammenden und rasch um sich brennenden Volksbewegungen der Flagellanten, der Tanzkrankheit, der Judenverfolgungen, der Kinderkreuzzüge, der Kometenfurcht mit ihren radikalen Konsequenzen, der mystischen Massenverzückungen, der epidemischen Teufelsbesessenheit.

Laien pflegen wohl in solchen Fällen von Wahnsinn zu sprechen von der Neigung aus, diesen Namen allen unverständlichen, besonders gearteten Geisteszuständen, namentlich aber den Affektzuständen zu geben, welche die Besonnenheit und ruhige Überlegung vernichten. Im psychiatrischen Sinne ist das ebensowenig berechtigt wie z. B. die Auffassung

einer medizinischen Doktordissertation aus dem Jahre 1848 mit dem Titel: De morbo demokratico — über den Demokratenwahnsinn. Sind wir denn heute etwa frei von psychischen Epidemien? Wir brauchen nicht nach Rußland oder in das russische Auswanderergebiet in Kanada zu gehen, wo die seltsamen religiösen Epidemien der Wanderer, der Verneiner, der Skopzen, der Duchoborzen weite Kreise in einen Strudel gefährlicher Unvernunft hineinziehen. Wir finden auch in Deutschland noch genug. Noch heute treten in mystisch gestimmten Versammlungen an Gnadenorten gemeinsame Massensinnestäuschungen religiösen Inhaltes auf, genau wie einst in den Kreuzzügen. Noch vor zwei Jahren herrschte in Kassel die mühsam gedämpfte Epidemie des Zungenredens. Noch jetzt grassiert in Berlin, der einst aufgeklärten Stadt Nicolais, die merkwürdige, bis in die höchsten Kreise hinaufreichende Bewegung des Gesundbetens. Es ist nicht richtig, bei diesen Dingen von psychischer Abnormität zu sprechen, man sollte, wie *Pelman* einmal sagt, nicht von epidemischem Wahnsinn reden, sondern von epidemischem Unsinn. Die Psychologie der Masse, die an ethischer Stoßkraft den einzelnen übertrifft, an Intelligenz aber immer hinter ihm zurückbleibt, der Masse, die für alles, was unklar ist, begeistert werden kann, sei es auf religiösem oder sozialem oder politischem Gebiete, ist zu allen Zeiten dieselbe gewesen, weil es sich um tiefwurzelnde, allgemein vorhandene Eigentümlichkeiten des menschlichen Seelenlebens handelt.

Die Stimmungen ganzer Epochen allerdings wechseln; wir sind heute weit entfernt von der weichlichen Rührseligkeit der Werther-Periode, und die Tränen sitzen uns nicht mehr so locker wie den Mitgliedern des Göttinger Hain-Bundes. In anderen Richtungen sind wir dafür im Laufe der Jahrhunderte sensibler geworden. Die Nerven unserer heutigen Richter würden es nicht mehr ertragen, tagelang Angeklagte auf der Folter zu verhören, und Hexenverbrennungen würden kaum mehr ein für Gebildete ertragbares Schauspiel abgeben. Dank unserer geänderten psychischen Ge-

samtverfassung haben unsere heutigen psychischen Epidemien einen andern Inhalt. Sie verlaufen auch rascher infolge der prompteren suggestiven Wirkung der Presse. Auch sie sind modernisiert worden nach Inhalt und Tempo, aber frei davon sind wir keineswegs.

Das größte Interesse in diesem Zusammenhange besitzt eine besondere nervöse Epidemie, die vor unseren wissenschaftlichen Augen entstanden ist und jetzt eine solche Höhe erreicht hat, daß die Gesetzgebung um Hilfe angerufen wird, das ist die Entstehung der großen Volkskrankheit der traumatischen Neurose. Vor 30 Jahren noch ein unbekannter Begriff, heute eine Krankheit, die als ein tatsächlicher Krebsschaden am Organismus unserer gesamten Arbeiterschaft mit Recht Gegenstand schwerer Besorgnis ist. Diese Volksseuche ist nicht nur zeitlich nach dem Inkrafttreten der Unfallgesetzgebung entstanden, sondern auch in direkter ursächlicher Abhängigkeit von ihr. Das Gesetz hat, daran ist kein Zweifel, die Krankheit erzeugt. Niemand hat es vorausgesehen, niemand hat es voraussehen können. Man wird dabei erinnert an *Bismarck*s Vergleich des Staates mit einem lebenden Organismus, an dem man mit Vorsicht experimentieren soll.

Der jetzt wohlbekannte Hergang ist dabei der, daß nach Unfällen, die an sich beliebig klein und belanglos sein können, nervöse Beschwerden der verschiedensten Art auftreten, verbunden mit einer allgemeinen hypochondrischen Verstimmung, die den davon Betroffenen arbeitsunfähig macht und ihm gleichzeitig das gesetzliche Recht eines nach dem Zustande abgestuften Rentenbezuges sichert. Es ist nicht so, wie man anfangs annahm, daß es sich um Simulation, um absichtliche Vortäuschung nicht vorhandener Beschwerden handelt. Die Menschen sind tatsächlich krank, aber sie würden — merkwürdig genug — gesund sein, wenn das Gesetz nicht wäre. Der innere Zusammenhang ist dabei der, daß die Tatsache des Versichertseins und das Recht auf Rentenbezug die Aufmerksamkeit in hypochondrischer Weise auf die Zustände des eigenen Körpers lenkt, und vor allem,

neben der suggestiven Wirkung der Reden von Kameraden und Ehefrauen, daß der erziehliche Faktor der Not wegfällt, des für Nervöse heilsamen und nötigen Zwanges, sich zusammenzunehmen und kleine Beschwerden durch Ignorieren zu beseitigen.

Also: in alten und in neuen Formen, abhängig von Verhältnissen, von Stimmungen und Strömungen der Epoche, psychische Epidemien zu allen Zeiten und an allen Orten; für die Beurteilung des Niveaus der Geistesgesundheit im psychiatrischen Sinne sind sie keine brauchbare Handhabe. Wir sind wohl anders geworden, aber sicherlich spricht nichts dafür, daß wir heute im ganzen weniger geistig gesund wären, als die Menschen früherer Jahrhunderte.

Aber, so heißt es, die Kulturvölker im ganzen, im Gegensatz zu den sog. Naturvölkern (ein Sammelname, der hier nicht im streng ethnographischen Sinne gebraucht sein soll), sind in erhöhtem Maße psychisch anfällig, belastet mit einem viel höheren Prozentsatz von Geisteskranken. Es könnte so scheinen, wenn man z. B. hört, daß bei den Malayen und bei den Negervölkern Australiens und in Afrika die progressive Paralyse äußerst selten ist, oder wenn man erfährt, daß in Indien nur ein Insasse einer Irrenanstalt auf 70 000 Einwohner kommt. Mit beinahe experimenteller Deutlichkeit, so scheint es, ist der Einfluß veränderter kultureller Bedingungen seiner Zeit bei der Befreiung der Neger in Nordamerika nachgewiesen worden, wenn die Zahl der Geisteskranken unter ihnen nach der Emanzipation von früher 367 in 20 Jahren auf 986 (berechnet auf 1 Million) anstieg. Ich will die Zahlen an sich nicht bezweifeln; aber wie sonst, erschließt uns die Statistik auch hier nicht die Ursache der Erscheinungen, sondern sie gibt uns nur den Anlaß, nach den Ursachen zu suchen.

Zunächst müßte man sicher sein, daß man den Geisteskranken unter den Negersklaven früher dieselbe zählende Aufmerksamkeit geschenkt hat, wie später den freien Negern. Sodann wäre erst noch festzustellen, wie viele von den Geistesstörungen rein alkoholistischen Charakters gewesen sind.

Denn das ist ja selbstverständlich, daß man durch Freigeben von Genußmitteln von der Art des Alkohols bei einer noch nicht an eigene Führung gewöhnten Bevölkerung die Ziffer der psychischen Erkrankungen in die Höhe treiben wird. Das meint man aber nicht, wenn man von charakteristischer Einwirkung moderner Kultur spricht.

Dazu wohnen allen Statistiken bei fremden Stämmen ganz unüberwindliche Fehlerquellen inne. Die eine ist der Umstand, daß man in fremden Ländern, sei es Ägypten oder Java oder Indien, einen Maßstab für die Zahl der Geisteskranken nur in der Frequenz der Irrenanstalten besitzt, ohne irgendwelche Wahrscheinlichkeit für die Annahme zu haben, daß diese Ziffer in einer mit unsern Verhältnissen vergleichbaren Weise als Ausdruck der gesamten psychischen Krankheitstendenz angesehen werden darf. Dort kann die geringe Aufnahmezahl der Irrenanstalten, ebenso wie von seltenerem Erkranken, von einer größeren Indolenz der Bevölkerung oder auch von anderen, z. B. religiösen oder abergläubischen Auffassungen des Wesens der Geisteskrankheiten abhängen.

Dann ist es weiter von vornherein sicher, daß, wenn auch gewisse formale Grundlinien in den psychischen Störungen zu allen Zeiten und an allen Orten identisch sind, doch die dem Laien oder auch dem fremdsprachlichen Arzte sich aufdrängenden äußeren Krankheitserscheinungen je nach nationalem Temperament und dem geistigen Gesamtniveau verschieden sein werden. Sind doch solche Unterschiede sogar schon zwischen den einzelnen deutschen Stämmen vorhanden. Die alemannischen Psychosen in der hiesigen Klinik sehen vielfach anders aus, als z. B. die pfälzischen in Heidelberg.

Einfache Zustände von Depression oder langsamer Verblödung werden einem fremden Beobachter bei Naturvölkern gar nicht erst auffallen. Überhaupt ist ungenügende Vertrautheit mit der Sprache ein Moment, welches jede sichere Beurteilung der Geistesstörungen bei fremden Völkerschaften verhindert. Ist ja doch schon der Dialekt allein eine merkbare Erschwerung für die Auffassung feinerer Abstufungen des seelischen Geschehens.

Wenn wir alles das zusammennehmen, werden wir vorsichtig werden der Behauptung gegenüber, daß bei den weniger kultivierten Völkern Geistesstörungen gar nicht oder selten oder jedenfalls viel seltener als bei uns vorkämen. Die Analogie, die in dem Hinweise auf die nachgewiesene Verweichlichung bei Tieren durch ihren Übergang vom Leben in der Freiheit zur Existenz als Haustiere liegen soll, würde über den Wert eben einer Analogie nicht hinausreichen.

Das ist ja wohl selbstverständlich; entsprechend unserem heutigen geistigen Niveau, der Fähigkeit höchster logischer Differenzierung und feinster Abtönung unserer Gefühle und Stimmungen, werden bei uns inhaltlich die Äußerungen bei den psychischen Erkrankungen anders ausfallen als in primitiven Zuständen; Dinge werden formuliert, Gefühle werden Gegenstand bewußter Auffassung, die bei allgemeinem geistigen Tiefstand sich nicht über dunkle Regungen erheben. *Kräpelin* wird schon recht haben, wenn er die bei unsern Kranken so häufigen, bei Naturvölkern fehlenden Angstzustände, Selbstvorwürfe und Versündigungsideen mit dem beim komplizierten Kulturmenschen gezüchteten, dauernd vorhandenen Verantwortungsgefühl in Verbindung bringt.

Es werden auch in dem unendlich verschlungenen Gefüge des heutigen Lebens, bei der Vervielfachung der Fäden, die den einzelnen mit der Welt verknüpfen, Abweichungen von der Norm schon als störend, als krankhaft empfunden, die unter einfachen Verhältnissen unbemerkt durchschlüpfen würden. Die Zahl der offenkundig Kranken wird dadurch in die Höhe getrieben; aber daß im Durchschnitt unsere geistige Gesundheit unter dem Niveau der Naturvölker stehen soll, das erscheint mir durch das bisher vorliegende Beweismaterial keineswegs erwiesen. Daß im übrigen in der Kulturmenschheit selbst die Rassenzugehörigkeit für die Frage der Wahrscheinlichkeit nervöser oder psychischer Erkrankung nicht gleichgültig ist, das ist zweifellos. Es ist längst bekannt, daß die israelitische Bevölkerung häufiger als der Durchschnitt in dieser Richtung erkrankt. Andere Beispiele von beinahe experimenteller Beweiskraft liefert die Unfall-

statistik z. B. mit der Feststellung, daß die Italiener im Elsaß sechs- bis siebenmal häufiger als die einheimischen Arbeiter nach Unfällen nervöse Folgen davontragen.

Gewiß gibt es ursächliche Faktoren, die bei uns heute wirksam sind, aber nicht immer und überall im gleichen Maße wirksam sind und waren. Das sind vor allem die zwei großen Volksgifte: der Alkohol und die Syphilis (wobei wir absehen von zahlenmäßig weniger massiven Erscheinungen, wie dem Morphinismus u. dgl.). In welchem Umfange diese Gifte die Frequenz der Geistesstörungen beeinflussen, davon hat der Laie selten eine Vorstellung. Wenn es auch nicht überall so schlimm ist wie im Gebiete des Fuselschnapses, z. B. im Aufnahmekreis der Irrenabteilung der Berliner Charité, in der in einem Jahre mehr als 40 Prozent der Aufnahmen bei Männern an alkoholischen Geistesstörungen litten, so ist doch sicher, daß mit dem Wegfall dieser Ursache das ganze Bild in den Irrenanstalten sich überall beträchtlich ändern würde. Es würden damit nicht nur die sehr häufigen, direkt auf den Mißbrauch des Alkohols zurückgehenden spezifischen Alkoholpsychosen, sondern ein Teil der epileptischen Geistesstörungen und ein großer Teil der Fälle von Schwachsinn, Idiotie und Epilepsie bei der Nachkommenschaft wegfallen. Und welche Verheerungen die Syphilis in geistiger Beziehung anrichtet, darüber redet die Häufigkeit der progressiven Paralyse eine beredte Sprache, ebenso die neueren Feststellungen über ihre verderblichen Wirkungen auf das Nervensystem der Nachkommen bis herab ins dritte und vierte Glied.

Alles das sind aber Ursachen, die man nicht auf das Konto unserer modernen Kultur schreiben darf; es sind vor allem Ursachen, die nicht notwendigerweise in Ewigkeit weiterzuwirken brauchen. Die Wirkungen des chronischen Alkoholmißbrauchs könnten, wie das Beispiel von Norwegen zeigt, durch eine vernünftigere Gesetzgebung zweifellos ganz bedeutend eingeschränkt werden, und für die Syphilis ist wohl jetzt, nachdem der Krankheitserreger gefunden ist, die Stunde nicht mehr ganz fern, in der auch sie ihre Hauptrolle nur noch in der Geschichte der Medizin spielen wird.

In einer anderen Richtung sind gewisse, nicht materielle, sondern geistige Einflüsse, Bestrebungen modernen Ursprunges, für die Zukunft unseres Volkes nicht gleichgültig, das sind, so paradox es zunächst klingen mag, die humanitären Bemühungen, die darauf ausgehen, die weniger widerstandsfähigen, kränklichen oder direkt kranken Elemente zu stützen und zu hegen. Es kommen dadurch zahlreiche Organisationen in die Lage, ihre weniger guten Eigenschaften an entartende Nachkommen weiterzugeben, die sich im Interesse der Gesundheit der Rasse besser nicht fortpflanzen würden. Ich bin weit davon entfernt, von dieser Sorge aus etwa einer spartanischen Auslese derjenigen Elemente, die des Konservierens würdig sind, das Wort reden zu wollen; aber daß auf diesem Wege eine Rassengefahr liegt, dem dürfen wir uns nicht verschließen.

Dem landläufigen Gedanken einer selbstverständlichen Steigerung der nervös-psychischen Gefährdung durch die moderne Kultur liegt überhaupt eine im ganzen irrtümliche Auffassung über die Entstehung der Geisteskrankheiten zugrunde. „Geisteskrankheiten" — das ist nichts Einheitliches, kein Begriff, mit dem man wie mit einer ein für allemal gegebenen Größe operieren kann. Der Name umschließt Zustände von der größten Wesensverschiedenheit und den mannigfachsten Entstehungsbedingungen, die nur äußerlich zusammengehalten werden durch den gemeinsamen, zum Teil zufälligen Umstand der krankhaften Beeinflussung des Denkens und Fühlens und, was für die Laienbetrachtung an der Spitze steht, des Handelns. Ungenügende Entwicklung der Zentralorgane vor der Geburt und in den ersten Lebensjahren, grobe organische Zerstörung von Hirnsubstanz, chronische Wirkung von Giften, die von außen eingeführt oder im Körper selbst gebildet werden, einseitig überwucherndes Wachstum parat liegender besonderer seelischer Eigentümlichkeiten, abnorme Äußerungen infolge der Schwankungen einer dauernd nur im labilen Gleichgewicht befindlichen Organisation, alles dieses und vieles andere führt ohne jede innerliche Gleichheit zu den

äußerlich ähnlichen Bildern der Geisteskrankheit. Man kann also gar nicht von der Frage nach dem Einfluß der modernen Kultur auf die Häufigkeit der Geisteskrankheiten reden, da nur für einen Teil derselben überhaupt die Möglichkeit derartiger Einflüsse in Frage kommt.

Wenn auch selbst in den ärztlichen Fragebogen, die im Aufnahmeverfahren erhoben werden, die Rubrik „Mutmaßliche Ursache der Erkrankung" beinahe immer ausgefüllt wird, so sind wir Irrenärzte doch bescheiden und offen genug, um zu sagen, daß wir in der Mehrzahl der Fälle über die Ursachen der Psychosen im Unklaren sind.

Zwei Reihen von Faktoren kommen in jedem Falle in Frage: äußere Einwirkungen einerseits und die viel wesentlichere mitgebrachte nervöse Gesamtveranlagung andererseits. Es gibt Seelenstörungen, die bei jedem Menschen, gleichgültig wie er veranlagt ist, durch verschiedenartige äußere Einflüsse, vor allem Gifte, erzeugt werden können, und andere, die sich unabhängig von jeder Beeinflussung, auch unter den günstigsten Existenzbedingungen mit schicksalsmäßiger Sicherheit entwickeln, die aber wiederum durch fremde Einwirkung nicht hervorgebracht werden können. Die dem Laien plausibelste Entstehungsart auf psychologischem Wege kommt nicht vor.

Zu denjenigen Schädlichkeiten, die in ihrer krankmachenden Bedeutung mit Vorliebe überschätzt werden, gehört die geistige Überanstrengung. Der Gedanke liegt ja so nahe, daß Strapazen des Denkorgans schließlich zu einer Erkrankung führen könnten. Dieser Gedanke befriedigt in seiner unmittelbar einleuchtenden Art am ersten das Bedürfnis nach Verständnis; aber er ist nicht richtig; die ärztliche Erfahrung bestätigt ihn nicht. Etwas anderes ist es, wenn geistige Leistungen unter Gemütserschütterungen, Schlafmangel und ungenügender Ernährung vollbracht werden; dann allerdings können psychische Erschöpfungszustände eintreten. Auch an die üblen Folgen der sog. Überbürdung unter unseren heutigen durchschnittlichen Schulverhältnissen glaube ich nicht. Die Heranwachsenden, die den höheren

Schulen erliegen, waren von vornherein zum Erliegen bestimmt und nicht geeignet für diesen Bildungsweg. Jedenfalls habe ich, so wenig wie andere Nervenärzte, jemals gesehen, daß ein normal veranlagter Mensch durch den Unterricht an sich geisteskrank geworden wäre. Ein Anderes, welches in seinem Einfluß auf die Entstehung von Seelenstörungen regelmäßig zu hoch bewertet wird, sind, solange sie allein wirken, die Gemütsbewegungen, wobei ich von plötzlichen gewaltigen Erschütterungen absehe. Es ist übrigens sehr unwahrscheinlich, daß unser heutiges Leben tatsächlich dem einzelnen an Gemütsbewegungen mehr zumutet als frühere Zeiten. Sonst gilt es, für alle psychischen Einwirkungen des modernen Lebens hier an das zu erinnern, was vorhin über die selbsttätig funktionierenden Vorrichtungen der psychischen Abwehr und des Selbstschutzes gesagt worden ist.

Wenn wir somit zu dem Ergebnis kommen, daß keinerlei Beweis für eine tatsächliche ernste Gefährdung unserer geistigen Gesamtgesundheit durch die moderne Kultur erbracht ist, und daß nach dem inneren Zusammenhang auch nicht einmal die Wahrscheinlichkeit für eine solche Gefährdung spricht, daß es also nicht so schlimm aussieht, als die Pessimisten uns glauben lassen möchten, woher dann diese trübe und bedrückende Illusion?

Es ist tröstlich, wenn ein Blick auf die literarischen Dokumente früherer Zeiten uns lehrt, daß es, mit einigen Schwankungen, nie viel anders gewesen ist. Jede Generation hat das störende Gefühl der inneren gefühlsmäßigen Zwiespältigkeit zwischen Altem und Werdendem gehabt, fast jede Zeit sich als eine unruhige Zeit des Überganges gefühlt; fast jede Epoche hat sich, unter wechselnden Ausdrücken, als „dekadent“ empfunden oder sich wenigstens in einzelnen literarischen Köpfen so gespiegelt.

Der einzelne, beim Rückblick auf sein eigenes Leben wird fast immer zu einem „laudator temporis acti“. Es ist im großen dasselbe, wenn naive Auffassungen ganzer Völker die Fabel vom goldenen Zeitalter träumten — hier wie dort der

Ausdruck eines Gesetzes, welches nach andern Richtungen für den Seelenfrieden des einzelnen sehr nützlich ist, des Gesetzes, so könnte man es nennen, des rückwärts gewendeten Optimismus, der dem früher einmal Störenden und Schmerzlichen den Stachel nimmt und selbst das Graue und Gleichgültige in der Vergangenheit vergoldet.

Die heutige Klage über die Degeneration unseres Volkes hüllt den alten Inhalt nur in ein modernes Gewand. Sie sieht das Übel in der nervösen Entartung. So ganz neu aber ist nicht einmal das. Vor 80 Jahren nannten französische Autoren schon die Nervosität die Krankheit des Jahrhunderts, deren Ursache für die damalige Generation man darin suchte, daß deren Zeugung mit den großen politischen Ereignissen vor und nach der Jahrhundertwende zusammenfiel, und der deutsche Arzt *Hufeland* klagte vor beinahe 100 Jahren, daß „diese Generation zu Schattengestalten entarte". Es war die Generation, deren Nachkommen unsere großen Kriege geschlagen haben und heute, reich in Schaffung positiver Werte, die Produkte deutscher Geistesarbeit und deutschen Gewerbefleißes über die ganze Erde tragen. Warum die Klage heute so besonders laut ertönt? Es geht unserem Volke wie dem einzelnen: äußerer Wohlstand und das Fehlen drängender Sorgen disponiert zu grämlicher Selbstbeobachtung, zu hypochondrischen Auffassungen. Auch das wird vorübergehen.

Es wäre sicherlich falsch, vor den warnenden Signalen, die sich hier und da erheben, die Augen zu verschließen. Aber noch größer wäre der Fehler, wenn wir in übertriebener Schätzung der Gefahren uns die Freude am rüstigen Streben nach vorwärts und aufwärts vergiften ließen; denn von den Heilmitteln gegen die Wunden, die uns der Alltag der Gegenwart schlägt, können wir eines am wenigsten missen: den Glauben an die Zukunft.

Shakespeare und die Psychiatrie.

Meine Damen und Herren! Ich zweifle nicht daran, daß das angekündigte Thema meines heutigen Vortrages hier und dort nicht ohne einiges Kopfschütteln gelesen worden ist; ich weiß sehr wohl, daß die Behandlung von Problemen der schönen Literatur von seiten ärztlicher Autoren einigermaßen in Mißkredit gekommen ist und bei einzelnen Vertretern der „reinen" Wissenschaftlichkeit ein gewisses Unbehagen zu erzeugen pflegt. Ich habe für diese Empfindung volles Verständnis.

Es ist dieselbe Art von Unbehagen, die, umgekehrt, den wissenschaftlichen Arzt in den meisten Fällen beschleicht, wenn er Dichter und Schriftsteller ihrerseits Ausflüge auf fremdes Gebiet und den Versuch unternehmen sieht, körperliche oder geistige krankhafte Zustände zum Gegenstande poetischer Gestaltung zu machen; ich erinnere hier z. B. an das ideale Sterben der Schwindsüchtigen in Dramen und Romanen, oder das bequeme konfliktlösende Mittel des „Nervenfiebers". Trotzdem aber muß ich die Meinung, daß zur Behandlung von Fragen der oben gekennzeichneten Art für den naturwissenschaftlich Denkenden ein gangbarer Weg überhaupt nicht vorhanden, daß dieses ganze Gebiet dem Arzte zu verschließen sei, als ein Vorurteil bezeichnen.

Für den Psychiater liegt bei diesen Dingen das Hauptinteresse natürlich bei der Darstellung krankhafter Geisteszustände in der Literatur; wenn meine heutigen Darlegungen an den Namen *Shakespeare*s anknüpfen, so ist das nicht nur, weil wir bei ihm am häufigsten von allen Dichtern den Bildern geistiger Störung begegnen, sondern auch weil sich gerade über *Shakespeare*s Stellung zur Psychiatrie eine eigene ausgedehnte Literatur angesammelt hat.

Vortrag, gehalten auf der Wanderversammlung südwestdeutscher Psychiater und Nervenärzte in Baden-Baden, 1900, Archiv f. Psychiatrie Bd. 33.

Es ist nicht zu leugnen, daß die psychiatrische *Shakespeare*-Literatur neben manchem Guten, was gerade der letzten Zeit angehört, auch viele unerfreuliche Blüten gezeitigt hat. Wir finden hier vielfach dieselben Züge, die ein Teil der *Shakespeare*-Literatur überhaupt, nicht zu ihrem Vorteil, an vielen Stellen aufweist: Bewunderung um jeden Preis, auch um den des guten Geschmackes, das Bestreben, nachzuweisen, daß *Shakespeare*, wie es dann heißt, „seiner Zeit um Jahrhunderte voraus war", das Unterschieben von allerlei Absichten, wie sie dem betreffenden Kritiker gerade am Herzen liegen u. a. m.

Auch die mit Ernst und Sachkunde unternommenen Versuche, *Shakespeare*sche Figuren in den Rahmen bestimmter psychiatrischer Diagnosen einzuzwängen, kann ich nicht allzu hoch bewerten, so lange wir noch Not haben, die Geistesstörungen unserer lebenden Kranken ihren Formen nach in einer systematischen Einteilung ohne Rest unterzubringen, ganz abgesehen davon, daß es überhaupt unzulässig erscheint, hierbei fachtechnische Normen als Maßstab anzulegen.

Mit welchen Fragen können wir überhaupt an *Shakespeare* herantreten, ohne den Boden wissenschaftlicher psychiatrischer Betrachtung unter den Füßen zu verlieren?

Am wenigsten anfechtbar ist seine Bedeutung, wenn man ihn als Zeugen nimmt für die Anschauungen seiner Zeit über Ursachen, Wesen und Behandlung der Geistesstörungen, wie sie weniger in den von ihm geschaffenen Figuren Geisteskranker als in den außerordentlich häufigen und zum Teil sehr charakteristischen Äußerungen seiner Personen an den verschiedensten Stellen der Dramen niedergelegt sind. Wir erfahren zwar auf diesem Wege für die Geschichte der Psychiatrie nichts, was wir nicht auch aus anderen Quellen wüßten; einen Maßstab aber dafür, wie häufig bei *Shakespeare* von Geisteskranken und Geisteskrankheiten die Rede ist, kann man darin finden, daß wir über das Irrenwesen des 16. Jahrhunderts in England aus *Shakespeare*s Dramen allein ein vollkommen anschauliches Bild gewinnen könnten,

wenn auch sonst keinerlei kulturgeschichtliche Zeugnisse vorlägen.

Fieberstörung, leidenschaftliche Erregung, Wahnsinn, Tollheit infolge des Bisses toller Hunde, Mondsüchtigkeit, alles das wird bei *Shakespeare* sachlich und zum Teil auch sprachlich zusammengeworfen (noch heute ist in England eine der offiziellen Bezeichnungen für die Irrenanstalten: „lunatic hospital").

Zur Entstehung von Geistesstörungen tragen am meisten bei besonders heftige und unangenehme Gemütsbewegungen, aus denen sich die Krankheit in einfacher quantitativer Steigerung entwickelt; die Mitwirkung von Nahrungsmangel und fehlendem Schlaf ist bekannt. Irrereden und auffallende, ungewöhnliche Handlungen sind die Haupterscheinungen des Irreseins, zusammenhängendes Sprechen und äußerlich geordnetes Wesen Beweis gegen das Bestehen von Geisteskrankheit. Der Weg, auf dem die Störungen zustande kommen, ist eine Veränderung des Blutes, das schwerer, dunkler und eingedickt wird.

Die Beziehungen zwischen geistiger Begabung und Hirnvolumen werden oft gestreift, der Einfluß des Alkoholismus der Eltern auf die Nachkommenschaft ist nicht unbekannt; ja, für einen Enthusiasten, der nach berüchtigten Mustern arbeiten wollte, wäre an der Hand von Zitaten der Nachweis, daß wir in *Shakespeare* einen Vorgänger von *Lombroso* zu verehren haben, sicherlich eine Kleinigkeit.

Anschauungen, wie die vorstehenden, sind nun nur Besitz der Gebildeten; daneben läuft in der breiten Masse der Glaube an den Einfluß des Teufels und böser Geister, an das „Besessensein" der Geisteskranken, für das auch besondere diagnostische Kennzeichen sich allgemeiner Schätzung erfreuen, wie boshafter Eigensinn, stierer Blick und Zittern.

Ärztlichen Beistandes im Falle geistiger Erkrankung erfreuen sich nur die Höchstgestellten; die anderen sind auf die Hilfe von Geistlichen oder Quacksalbern angewiesen; auch die Klöster nehmen einzelne Geisteskranke in Pflege.

Unter den Heilmitteln spielt neben Balsam und Tränken das Gebet und besonders die Musik als Beruhigungsmittel eine Rolle.

Für amtliches Eingreifen, für die „Irrenfürsorge", ist entscheidend nur die Gemeingefährlichkeit; der erste Eingriff besteht in der Regel in Fesselung; dann folgt das Unterbringen in dunkler Zelle, Hungern, Anketten, körperliche Züchtigungen. Die nicht mehr erregten, aber ungeheilten Kranken läßt man laufen; sie streichen zerlumpt umher und sind darauf angewiesen, durch Betteln oder Gewalttat ihr Leben zu fristen; die Bevölkerung erwehrt sich dieser Landplage auf dem Wege der Selbsthilfe in wenig humaner Weise, so gut es gehen will.

Es ist kein erfreuliches kulturgeschichtliches Bild, das sich da vor uns entrollt, und unser Stolz auf die Gegenwart könnte uns glauben lassen wollen, daß alle jene finsteren Irrtümer mit ihren Folgen weit hinter uns liegen. Es ist gesorgt, daß wir uns nicht überheben; die alten Anschauungen sind keineswegs tot; noch heute haftet, auch bei den Gebildeten, an dem Geisteskranken ein Makel, als Überbleibsel der ehrenrührigen Behandlung vergangener Jahrhunderte; noch heute kennt ein Teil unserer „Gesetzgeber" in den Parlamenten bei der Irrenfrage nur den Gesichtspunkt der Gemeingefährlichkeit und der Störung der öffentlichen Ordnung, ohne begreifen zu können, daß es sich um Kranke handelt und um Krankheiten, die einer Heilung zugänglich sind, und es ist erst wenige Jahre her, daß in einem deutschen Bundesstaat von geistlicher Seite an einem geisteskranken Mädchen der ganze große Apparat der Teufelsaustreibung in Bewegung gesetzt worden ist.

Auch auf anderen Wegen erfahren wir bei *Shakespeare*, was man damals als kennzeichnend für geistige Störungen ansah; wir treffen bei ihm zwei Figuren, die Geisteskrankheit simulieren und zwar mit dem Erfolge, daß sie ihre Umgebung täuschen; wir dürfen also wohl annehmen, daß sie auch dem Zuschauer damaliger Zeit als richtig gezeichnet erscheinen sollten; es ist das Edgar im König Lear und

Hamlet, Hamlet, das Schmerzenskind auch der psychiatrischen Kritiker.

Edgar bezeichnet selbst das Modell, das er nachzuahmen gedenkt, nämlich einen der erwähnten ungeheilten landstreichenden Kranken, der „Tollhausbettler", und er führt die Rolle eines chronisch Verrückten, der an Besessenheitswahn leidet, mit einiger Simulantenübertreibung, aber in vielen Zügen richtig durch; man kann nicht zweifeln, daß der Dichter einen bestimmten derartigen Fall vor Augen gehabt hat.

Anders bei Hamlet. Auch Hamlet, der aus bestimmten Gründen eine Maske für nützlich hält, wird von seiner Umgebung für geisteskrank gehalten; uns würde er heute nicht mehr täuschen.

Gewiß ist er kein „normaler" Mensch, kein Durchschnittsmensch; er ist im höchsten Maße sensibel, reizbar, abhängig von Stimmungen und zeigt auch sonst eine ganze Reihe abnormer Züge, die oft genug gewürdigt worden sind. Von diesen habituellen Eigenschaften rede ich aber jetzt nicht; eine solche Geistesstörung, wie er sie bei Hofe absichtlich zur Schau trägt, und an deren Existenz auch geglaubt wird, gibt es in Wirklichkeit nicht. Sie ist eine willkürliche Konstruktion, die dem Dichter für seine Zwecke nützlich erschien, deren prinzipielle Züge er außerdem schon in der alten Hamletsage vorgefunden hatte. Ein genaueres Eingehen darauf ist hier nicht am Platze; das für uns hier Wesentliche daran ist, daß *Shakespeare* glaubt, das Bild einer geistigen Störung aus beliebigen Einzelsymptomen frei kombinieren zu dürfen; diesem Irrtum begegnen wir bei Späteren sehr häufig. Ein Zug ist auch hier echt, der in Edgars Rolle sich ebenfalls findet und bei bestimmten Geistesstörungen oft angetroffen wird, daß nämlich der Gedankengang der wirklich (bei *Shakespeare* anscheinend) Kranken bestimmt wird durch äußerliche Klangähnlichkeit der Worte, die sogenannte „Klangassoziation" (Lear spricht von „pelican daughters"; sofort assoziiert Edgar: „Pillicok sat an pillicock's hill" oder: Polonius sagt: „I was killed i'the Capitol; Brutus

killed me“, und Hamlet erwidert: „it was a brute part of him, to kill so capital a calf there“).

Die Annahme, daß *Shakespeare* nicht ohne Vorbilder gearbeitet hat, wird wesentlich unterstützt durch die Betrachtung der Figuren von Lear und Ophelia, bei denen von jeher die Naturtreue der Zeichnung ganz besonders hervorgehoben ist.

Ich will die Frage, ob Lear und Ophelia bestimmte Krankheitsformen darstellen und vor allem, ob alle Züge zu einem einheitlichen Bilde im psychiatrischen Sinne zusammengehören, hier nicht erörtern; sicher ist eins, daß hier eine poetische Wirkung erzielt worden ist, ohne die Wahrheit in wesentlichen Punkten preiszugeben, oder, um es anders auszudrücken, daß *Shakespeare* mit richtigem Takte solche Bilder geistiger Störung zur Darstellung wählte, die einer dichterischen Behandlung zugänglich sind.

Eine genaue Prüfung dieser beiden Figuren macht es für den Unbefangenen zur Gewißheit, daß sie nicht ohne Modell entstanden sind; es finden sich auch hier kleine, für den Fachmann beweisende Züge, die durch keine „geniale Intuition“, sondern nur durch Beobachtung der Natur Eigentum des Dichters geworden sein können. Man braucht dazu weder den von einzelnen angenommenen Besuch der Londoner Irrenanstalt Bedlam durch *Shakespeare* noch das Soufflieren von *Shakespeare*s ärztlichem Schwiegersohn, von dem er außerdem bei dem damaligen Stande des ärztlichen Wissens für seine Zwecke schwerlich viel hätte lernen können. Das Fehlen einer „Anstaltsbehandlung“ Geisteskranker, in deren Konsequenz bei den besser Situierten die Psychosen wohl oder übel in häuslicher Pflege ablaufen mußten, hat zu jener Zeit sicherlich jedem den Anblick aller möglichen Formen von Geistesstörung geradezu aufgedrängt.

Auf einen Zug im Bilde der Ophelia möchte ich hier ganz kurz eingehen, der in den nicht psychiatrischen Kommentaren eine große Rolle gespielt hat und fast immer falsch aufgefaßt worden ist.

Es hat den Erklärern Anlaß zu mannigfachen Deutungen

gegeben, daß Ophelia in ihrer Krankheit, im Gegensatz zu ihrem Wesen in gesunden Tagen, allerlei zweideutige oder vielmehr ganz eindeutige Lieder singt, eine Tatsache, die *Tieck* und andere dazu geführt hat, Ophelia für eine leichtsinnige Weltdame zu erklären.

Nun, diesem Zuge, der den psychiatrisch Unkundigen zu schiefer Beurteilung von Ophelias Charakter verleitet, begegnen wir sehr häufig bei weiblichen Geisteskranken, und jeder Irrenarzt kennt das entsetzte Erstaunen der Eltern, wenn ihre an Manie erkrankte Tochter in Worten und Gebärden die gewohnte sittsame Zurückhaltung weit aus den Augen läßt. Es ist bei solchen Kranken nicht etwa nur so, daß in der Krankheit Dinge an die Oberfläche treten und gesagt werden, die auch sonst im Gedankenkreise eine Rolle spielen, ohne ausgesprochen zu werden, sondern der ganze erotische Zug ist, neben dem gesteigerten Drang nach Mitteilung, ein Produkt der Krankheit.

Welcher Art man die Beziehungen zwischen Hamlet und Ophelia nach den sonstigen Anhaltspunkten, die das Drama dafür gibt, sein lassen will, berührt uns hier nicht weiter; sicher ist nur, daß derjenige der Ophelia Unrecht tut, der allein aus dem Inhalt ihrer Lieder heraus ihre Vergangenheit verdächtigen will.

Eine solche Einzelheit wie diese sollte meines Erachtens genügen, um zu zeigen, daß *Shakespeare* derartige Kranke gesehen hat; keine dichterische Phantasie als solche hätte ihm diesen Zug liefern können.

Wenn wir nun, von *Shakespeare* ausgehend, die weitere Frage stellen, welche Gesichtspunkte denn wohl überhaupt bei der poetischen Darstellung und Verwertung krankhafter Geisteszustände im Drama maßgebend sein können, so wollen wir zum Vergleiche auch spätere Dichter heranziehen. Absehen können wir dabei von Figuren, die wir für psychisch abnorm halten müssen, ohne daß die Schilderung eines Geisteskranken geradezu in des Dichters Absicht gelegen hätte (*Goethe*s Tasso z. B.).

Bei den mit bewußter Absicht als geisteskrank gedachten

dramatischen Personen ist es für die aufgestellte Frage nicht gleichgültig, ob die Geisteskrankheit mit dem eigentlichen Problem des Stückes in wesentlichem Zusammenhange steht, wie in *Goethe*s wenig gekannter „Lila", in *Melesville*s „Sie ist wahnsinnig" oder in *Ibsens* „Gespenstern", oder ob sie für irgendeine Person des Stückes die halb zufällige Art des tragischen Endes bedeutet, wie bei der Mehrzahl der in Betracht kommenden Dichtungen.

Bei einer Reihe von Figuren der letztgenannten Kategorie, wie Gretchen im Faust, Lady Rutland in *Laube*s Graf Essex u. a. m. hat Ophelia das Vorbild abgegeben; bei anderen finden wir den vorhin erwähnten Irrtum wieder, daß der Dichter sich für berechtigt hält, ein Bild geistiger Störung, ohne Rücksicht auf deren Vorkommen in der Wirklichkeit, nach seinem Bedürfnis zu konstruieren und nun glaubt, damit etwas Lebenswahres geschaffen zu haben.

Wir begegnen hier einem bestimmten prinzipiellen Irrtum, den auch die meisten Gebildeten noch heute teilen, den ich kurz als den Glauben an die psychologische Entstehungsweise der Geistesstörungen bezeichnen will. Die meisten finden es ganz einleuchtend, ja eigentlich selbstverständlich, daß sich z. B. eine Melancholie aus getäuschten Hoffnungen, eine Verrücktheit mit religiöser Färbung aus übermäßigem Kirchenbesuch, eine Psychose mit sexueller Erregung aus allzu großer Verliebtheit entwickle; sie lassen den Wahnsinn, der als solcher einheitlichen Wesens und ein der geistigen Gesundheit entgegengesetzter Zustand ist, hervorgehen aus exzessiver Steigerung der gewöhnlichen psychischen Tätigkeit, namentlich einer solchen, die eine Richtung in das Ungewöhnliche einnimmt. Das Laieninteresse richtet sich bei Geisteskranken deshalb nur auf das Inhaltliche, „Anekdotenhafte" der Störung, und es ist eine der ersten Fragen, die Laien, wenn sie von jemandes geistiger Erkrankung hören, an Dritte richten: „Was für eine fixe Idee hat er denn?"

Entsprechend seiner Vorstellung über die psychologische Art der Entstehung denkt sich der Laie auch die Heilung;

es kommt seiner Meinung nach darauf an, den Punkt zu finden, von dem aus Denken und Fühlen entgleist sind, und hier durch Korrektur des Inhaltes „den Hebel anzusetzen“; daher rühren dann die seltsamen, oft fein ausgeklügelten Vorschläge zu Täuschung, Überrumpelung oder moralischer Einwirkung, die der Laie dem Arzte z. B. bei Erkrankungen mit Wahnvorstellungen gerne unterbreitet.

Was dem Laien, der sich auch jenseits der ärztlichen Approbation noch immer findet, selten klarzumachen ist, das ist die Gesetzmäßigkeit, die organische Bedingtheit aller Geistesstörungen, die in den großen prinzipiellen Zügen dem Individuellen nur wenig Raum läßt und bewirkt, daß bestimmte Störungen in aller Welt und zu allen Zeiten ganz gleich aussehen, „als wenn die Kranken es verabredet hätten“, dieselbe Gesetzmäßigkeit, die allein dem Sachkundigen erlaubt, vorherzusagen, wessen man sich von seiten eines Kranken in bezug auf Selbstmord, Gewalttaten u. dgl. zu versehen hat, und wie der Verlauf einer Krankheit sich etwa gestalten wird.

Laien haben, im Glauben an die eigene Zuständigkeit, das Wort gemünzt vom „gesunden Menschenverstande“, der zur Erkennung und Beurteilung von Geistesstörungen vollkommen ausreiche, wobei sie gelegentlich freundlicherweise durchblicken lassen, daß dieser notwendige Besitz dem Irrenarzte durch dauernde Beschäftigung mit seinem Gegenstande abhanden gekommen sein möchte.

Der Irrtum, daß man nur beliebig irrereden, allerlei möglichst seltsame Dinge zu begehen brauche, um für geisteskrank zu gelten, ist es, der den durchschnittlichen Simulanten geistiger Störung z. B. vor Gericht zu einem Benehmen veranlaßt, das die Entlarvung für den Sachkundigen leicht macht.

Alle diese kurz skizzierten Laienirrtümer, die dem Irrenarzte bei seinem Bemühen, das für den Kranken Notwendige durchzusetzen, täglich hindernd in den Weg treten, finden wir nun bei den Dichtern wieder. Ihr gutes Recht, das psychische Leben ihrer geistesgesunden Figuren aus frei

schaffender Phantasie zu gestalten, dehnen sie aus auf die Darstellung krankhafter Geisteszustände, in dem irrigen Glauben, daß dort wie hier die gleichen Gesetze gelten; dort sind die Dichter auf richtigem Wege, hier, bei den Kranken, liefert die freie Konstruktion Zerrbilder.

Namentlich gilt das für das beliebte Thema der Heilung Geisteskranker. So finden wir in *Goethe*s Lila das seltsame Heilverfahren, daß man solche Gestalten, wie eine Kranke sie halluziniert, wirklich vor ihr auftreten und den im Wahne totgeglaubten Gatten ihr zuführen läßt, worauf sie gesund wird, oder die in verschiedenen anderen Dramen wiederkehrende Methode, eine Art von psychischer Homöopathie, eine durch Schreck entstandene Seelenstörung durch eine andere große Gemütsbewegung zu heilen. Der Arzt, der den König Lear behandelt, verfährt weit verständiger. —

Die Frage, ob es dem Dichter erlaubt ist, bei Darstellung krankhafter Geisteszustände anerkannte Wahrheiten zu ignorieren und die Wirklichkeit auf den Kopf zu stellen, wird ebenso zu beantworten sein, wie eine andere, ob er im Interesse seines Stückes die Sonne am Abend aufgehen oder die Schwerkraft für eine Weile außer Tätigkeit setzen darf. Im Märchen darf er es gewiß, und an die Figuren in *Shakespeare*s Sturm wird niemand mit solchem Maßstab herantreten wollen.

Man muß sich darüber klar sein: mit der großen Mehrzahl der Bilder geistiger Störung in ihrer Naturtreue kann der dramatische Dichter gar nichts anfangen.

Sobald die psychologische Motiviertheit ein Ende hat, sobald, wie es bei den Geisteskranken der Fall ist, Entschlüsse und Handlungen nicht mehr aus den für uns maßgebenden Motiven, sondern aus den Bedingungen eines kranken Gehirnes heraus erwachsen, und zwar mit derselben Gesetzmäßigkeit wie andere Naturgeschehnisse, so ist ein solches Kranksein zwar gewiß als ein Unglück zu verwerten, aber nicht mehr als Bestandteil psychologischer, dramatischer Verknüpfung. Die Figur eines Geisteskranken steht als fremdes Wesen, das eigenen, anders gearteten Gesetzen gehorcht,

im Gefüge der Beziehungen, wie sie im übrigen zwischen den handelnden Personen vorhanden sind, und ist deswegen im allgemeinen für dramatische Verwertung unbrauchbar.

Den Fehler Späterer, einen ausgesprochen Geisteskranken zum Träger der eigentlichen dramatischen Handlung zu machen, hat *Shakespeare* vermieden.

Das Beispiel von Lear widerspricht dem nur scheinbar.

Die Geistesstörung des Lear, trotz der Breite ihrer Darstellung, und erst recht die der Ophelia könnte wegfallen oder durch etwas anderes ersetzt werden, ohne daß deswegen das Drama aus den Fugen ginge. In beiden Fällen ist zwar das Mitleid des Zuschauers den Erkrankten sicher, aber wesentlich für den Konflikt ist die Psychose nicht, sie bleibt eine Zutat. In beiden Fällen hat *Shakespeare* außerdem Zustände zur Darstellung gewählt, die dem mitfühlenden Verständnis des Zuschauers durch ihre Ähnlichkeit mit dem Traumbewußtsein nahestehen, und die er auch für seine Zwecke dadurch brauchbarer gestaltet hat, daß er Lear sowohl wie Ophelia, trotz der Verwirrtheit, in der sie sich befinden, Äußerungen tun läßt, die sinnvoll und beziehungsreich auf die Handlung des Stückes hinweisen und zwar in viel höherem Maße als dies dem gezeichneten Krankheitszustande eigen zu sein pflegt.

Ganz naturgetreue Bilder hat also *Shakespeare* auch hier nicht verwendet. Das Gebiet desjenigen von wirklichen Geisteskranken, was dramatisch verwertbar erscheint, ist von *Shakespeare* annähernd erschöpft worden; natürlich darf dabei nicht übersehen werden, daß das breite G r e n z g e b i e t zwischen geistiger Gesundheit und Krankheit dem Dramatiker immer ein dankbares Feld bleiben wird, das auch zu allen Zeiten mit Erfolg bebaut worden ist; ich erinnere hier z. B. an das Motiv der Eifersuchtsideen, die bei Othello und bei Leontes im Wintermärchen zweifellos an die Grenze des Pathologischen streifen.

Indessen will ich darauf nicht weiter eingehen.

Wenn wir zum Schluß noch einen Blick auf die moderne dramatische Dichtung werfen, so will ich in *Ibsens* „Ge-

spenstern“ einen Typus der Problemdichtung herausgreifen, dessen Objekt ein Geisteskranker und zwar ein Fall von „Gehirnerweichung“ darstellt. Daß einem solchen eine reine, ästhetisch befriedigende Wirkung eigen sei, wird niemand behaupten wollen, der Paralytiker gesehen hat. Vielleicht liegt aber eine solche Wirkung gar nicht in dem Programm des Dichters; vielleicht will er der nackten Wirklichkeit ohne Beschönigung den Spiegel vorhalten, seiner Zeit eine Lehre geben, mit seinem Stücke etwas beweisen. Nun, dann müssen die sachlichen Voraussetzungen richtig sein, denn häßlich und falsch — das wäre mehr, als dem Zuschauer billigerweise zugemutet werden kann.

Wie steht es nun damit? Ist Oswald, den wir uns doch etwa 25—30jährig zu denken haben, der infolge bestimmter erblicher Einflüsse aus seines Vaters lockerer Jugend paralytisch erkrankt, über seinen Zustand in voller Klarheit reflektiert, dann aber binnen wenigen Stunden so verblödet, daß er bloß noch zu lallen vermag: „Mutter, gib mir die Sonne“ — eine richtig gezeichnete Figur? Man muß es durchaus verneinen.

Wollte *Ibsen* die verhängnisvolle Tatsache illustrieren, daß die Gespenster der Vergangenheit auf dem Wege der Vererbung in die Existenz der lebenden Generation zerstörend eingreifen können — Dutzende anderer Beispiele wären dafür geeigneter gewesen, als gerade die progressive Paralyse, die mit Erblichkeit vielleicht am wenigsten zu tun hat.

So anerkennenswert das Bestreben der modernen Dichtung ist, auch solchen Problemen ins Gesicht zu leuchten, der Versuch in den „Gespenstern“, der vielen als eine Tat gilt, muß als verfehlt bezeichnet werden.

Ich könnte mir wohl vorstellen, daß jemand die Behandlung dieser Dinge vom ärztlichen Standpunkte aus für etwas Nichtiges hält, das einer Besprechung nicht wert wäre; ich glaube, daß er sich irrt.

Der breite Sumpf von trüben Vorurteilen und groben Irrtümern, in dem, was das Kapitel Geisteskrankheiten an-

betrifft, auch heute noch die Gebildetsten feststecken, ist nur zu bekannt; es kann dem Irrenarzte nicht gleichgültig sein, ob die Dichter, deren Einfluß auf die allgemeinen Anschauungen unleugbar ist, und die den Anspruch erheben, die Wegweiser und Zeichendeuter der Zeit zu sein, in diesen ernsten Fragen anstatt der Wahrheit Truggebilde bieten, und von diesem Gesichtspunkte aus ist die psychiatrische Kritik poetischer Erzeugnisse mehr als eine persönliche Liebhaberei oder eine Spielerei müßiger Stunden.

Langeweile.

Beobachtungen über Veränderungen des subjektiven Zeitempfindens im Traume und bei Geisteskranken sind mir Anlaß geworden, mich mit dem Problem der *Langeweile* zu beschäftigen.

Wir sind gewohnt, als Langeweile einen besonderen seelischen Zustand zu bezeichnen, dessen Eigenart dem, der ihn nicht kennt, durch Beschreibung so wenig vermittelt werden kann, wie etwa Zustände von Angst, Furcht, Entzücken u. dgl., die eben erlebt werden müssen; der Entstehungsart und dem Wesen der Langeweile, ihrer Umgrenzung und Abgrenzung von verwandten und benachbarten Zuständen nachzugehen, wird die Aufgabe dieser Blätter sein. —

Es hat ein gewisses sprachliches und vielleicht auch vergleichend-psychologisches Interesse, daß (soweit eigene fragmentarische Sprachkenntnisse und fremde Beratung reichen) nur im Deutschen der als Langeweile angesprochene Bewußtseinszustand eine Bezeichnung zu tragen scheint, in der die Beziehung auf die *Besonderheit der Zeitempfindung* zum Ausdruck kommt.

Im Lateinischen und Griechischen (*Immisch*) gibt es keinen entsprechenden Ausdruck in Substantivform, wenn auch „longum est" oft nicht auf die objektive, sondern auf die subjektive Zeit im Sinne von „es ist langweilig oder zu langweilig" zu beziehen ist. Im Griechischen übernehmen verwandte Ausdrücke der Verdrießlichkeit oder des Überdrusses die besondere Nuance.

Die englischen Worte der Umgangssprache, die im Deutschen mit Langeweile übersetzt werden, bedeuten Überdruß, Verdrießlichkeit, Ärgerlichkeit u. dgl.; in poetischer Form wird gebraucht: „time hangs heavily on my hands".

Festschrift für Johannes v. Kries; 1923. Aus „Psychologische Forschung" Bd. III; Verlag Springer.

In romanischen Schriftsprachen und Mundarten (*Heiß*) sind keine Ausdrücke für Langeweile bekannt, die dem Gefühl des zögernden Zeitablaufes entspringen. Das im Triestinischen vorkommende „tempo lungo" gilt als Germanismus. Das französische „ennui" wird sprachgeschichtlich abgeleitet von „in odio".

Auch die skandinavischen Sprachzweige und das Russische besitzen für den Zustand der Langeweile keine Bezeichnungen, die eine Beziehung auf das subjektive Verhältnis zur Zeit erkennen ließen.

Während somit fast überall der Zustand der Langeweile mit Ausdrücken benannt wird, die jede Zeitbeziehung vermissen lassen, kommt mehrfach das Umgekehrte vor, daß Zustände von der Färbung der Erwartung, der Ungeduld, der Sehnsucht Namen tragen, die auf ein Bewußtwerden zögernden Zeitablaufes hindeuten. Sehnsucht ist im Englischen = longing, im Dänischen = laengsel; im Französischen sagt man: „il me tarde, de la revoir". Die deutschen Bildungen „langen und bangen", „Verlangen" usw. haben Beziehungen zum Zeitlichen. (Im alemannischen Dialekt heißt es direkt für: Heimweh oder Sehnsucht haben, „ich habe Zitlang nach . . .".)

Im Deutschen besitzen wir die Worte L a n g e w e i l e, sich l a n g w e i l e n und l a n g w e i l i g (in burschikoser Veränderung langstielig, langstiezig). Substantiv und Verbum beziehen sich auf den subjektiven Zustand, das Adjektiv auf Dinge, Menschen, Umstände, Lagen, die geeignet sind, den Zustand der Langeweile zu erzeugen. Das Wort: l a n g w i e r i g deckt sich nicht mit langweilig; der Ausdruck ist viel objektiver, meint eine tatsächlich lange oder auch zu lange Dauer irgendwelcher Vorgänge. Für mein Sprachgefühl schwingt in dem Worte ein leichter Unterton von Mißvergnügen mit darüber, daß es nicht rascher ging, ein Mißvergnügen, das aber weit entfernt bleibt von dem besonderen Gefühl der Langeweile. Die Bezeichnung „l a n g f r i s t i g" ist gänzlich gefühlsfrei.

Das Wort Langeweile legt unter Vernachlässigung der sonstigen Begleitempfindungen den Nachdruck auf das Ver-

hältnis des Individuums zur Zeit. Das Gefühl der Langeweile ist nicht ein Ergebnis von Schlußfolgerungen; es ist ohne weiteres da, ungerufen, drängt sich im Gegenteil in peinlicher Weise auf, wird in der Gegenwart Anlaß, nach Mitteln zu greifen, die dem Mißgefühl abhelfen, in der Erinnerung ein Motiv, die Umstände zu meiden, die früher schon einmal Langeweile erzeugten. Das Benehmen des gelangweilten Menschen mit seiner immer erneuten Befragung der Uhr ist der unmittelbare Beweis dafür, daß das naive Bewußtsein sich ohne weiteres über die Abhängigkeit der Langeweile von der Zeit klar ist.

Die Erscheinung der Langeweile ist ein eigenartig gefärbter Sonderfall unseres wechselnden subjektiven Verhältnisses zur Zeit. Zum Glück für den Verfasser und den Leser besteht nicht die Nötigung, die Urfrage nach dem Wesen der Zeit ernstlich anzuschneiden, die Frage, deren Nöte dem heiligen Augustinus den Seufzer entlockten: „Was ist also die Zeit? Wenn mich niemand danach fragt, weiß ich es; wenn ich es einem Fragenden erklären soll, weiß ich es nicht.“

Man trennt heute eine absolute von der kosmischen Zeit, d. h. Zeit an sich und Zeit, wie sie für uns durch die Bewegung der Gestirne und unsere daraus abgeleiteten Meßmethoden hergerichtet und uns in Form von Sekunden, Tagen, Jahren dargeboten wird. Von anderer Betrachtungsweise aus kommt man zu der Scheidung in objektive und subjektive Zeit, jene in stillschweigender Verabredung bezogen auf kosmische Maßstäbe, diese existierend in Menschenköpfen in Form einer wechselnden und, wie wir wissen, unsicheren und von zahlreichen Faktoren abhängigen Auffassung und Schätzung der objektiven Zeit.

Den nicht auf philosophische Schuldogmen Eingeschworenen befällt ein Mißbehagen bei jeder Befassung mit dem Zeitproblem, ein Mißbehagen, das wir immer zu erleben pflegen, wenn wir für bestimmte Fragen selber keine Lösung wissen, die uns von anderen angebotenen Lösungen nicht widerlegen können und doch dabei dauernd von der Emp-

findung gepeinigt werden, daß irgendwo ein Denkfehler liegen, und daß die Stelle, wo der Irrweg abzweigt, findbar sein müsse. Ist die Zeit etwas Wirkliches oder ist sie nur eine Form des inneren Sinnes, eine aus unserer gegebenen Struktur erwachsende Nötigung, unabhängig von jeder Erfahrung die Dinge in zeitlicher Anordnung zu sehen? Gibt es bei Stillstand aller Weltprozesse noch Zeit, falls wenigstens ein denkendes Bewußtsein übrig ist? Gibt es noch Zeit, wenn jede Veränderung im Weltall und alles Denken zu Ende ist? Wenn die Tatsache der Periodizität uns als Beweis für die Realität der Zeit locken will, kann man sich überhaupt noch im leeren Raum ohne kosmischen Hintergrund eine Periodizität vorstellen?

Wir können an dieser Stelle alle diese unbequemen Fragen links liegen lassen. Unsere Interessen bleiben im Vorhofe stehen und gelten im Augenblicke nur dem Verhältnis der subjektiven zur objektiven Zeit. Dieses Verhältnis ist Gegenstand zahlreicher naiver und planmäßiger Beobachtungen, sowie experimenteller Prüfungen gewesen.

Die Unterfrage, wie uns beim Vergleichen eine Zeitstrecke im Verbringen und nachträglich in der Erinnerung erscheint, berührt uns hier nicht, wohl aber die nach der Richtigkeit unserer subjektiven Schätzung der gegenwärtigen Zeit. Die hierin bestehenden persönlichen Unterschiede, so weit sie für das bürgerliche Leben in Frage kommen, sind viel größer als man gewöhnlich annimmt. Es gibt einzelne Menschen, die auch sonst eine über den Durchschnitt hinausreichende Selbstdisziplin besitzen, bei denen gewissermaßen dauernd eine innere Uhr mitgeht, und die z. B. auf stundenlangen Wanderungen, wenn diese Frage plötzlich auftaucht, mitten drin bis auf wenige Minuten genau anzugeben vermögen, wie spät es ist. Experimentelle Prüfungen galten der Feststellung von Einzelheiten über Zeitschätzung bei kleineren oder größeren Zeiträumen, der Frage der Abhängigkeit der Zeitschätzung davon, ob die Zeitstrecke leer oder ausgefüllt, ob sie rhythmisch gegliedert ist oder nicht, und vielen anderen Dingen.

Das Wissen davon, wie wenig im allgemeinen objektive und subjektive Zeit sich decken, ist ein alter Besitz des Menschengeschlechts, der seit Jahrtausenden in Sagen und Legenden seinen Niederschlag gefunden hat. Bei Gibeon stand auf Josuas Befehl während der Schlacht die Sonne still, Mohammed wurde durch alle Himmel entrückt in der Sekunde, die zwischen dem Umfallen eines Topfes voll Wasser und seiner Entleerung eingeschoben war; der Perser-Chan erlebte lange szenische Visionen in dem Momente, während sein Kopf in der Waschschüssel untertauchte, der Mönch von Heisterbach, der in unerlaubten Zweifeln über das Wesen der Zeit sich im Walde erging, mußte bei der Heimkehr erfahren, daß seit seinem Weggehen Jahrhunderte verflossen waren. Die zeitentrückten, ekstatischen Ewigkeitserlebnisse der klassischen Mystiker waren alltägliche Bestandteile ihres religiösen Daseins.

In der neueren Wirklichkeitswelt gehört hierher das subjektive Erleben im Haschisch- und Opiumrausch. Der Opiumesser de Quincey verbrachte hundert Jahre in einer Nacht. In kleinerem Maßstabe erlebt dies jeder von uns im Traume, namentlich in den gesteigerten Zuständen des Fiebertraumes. Abstürzende geben an, daß sie ähnliche Verlängerungen der Zeit durchgemacht haben.

In der Regel wird bei allen diesen Vorkommnissen aus der großen Summe der erlebten geistigen Vorgänge auf eine größere Zeitstrecke, als tatsächlich verging, geschlossen. Diese Urteilstäuschung tritt bei der rückwärts gewendeten nachträglichen Betrachtung ein. Im Zubringen eines bestimmten Zeitabschnittes selbst ist das Bild ein anderes; wir empfinden einen Zeitabschnitt als um so länger, je geringer die Zahl der sich im Bewußtsein abspielenden Vorgänge ist, und als um so kürzer, je reicher das geistige Geschehen sich gestaltet. Dieser Punkt wird uns später noch von Wichtigkeit sein. —

Wo in der belebten Welt kommt der Zustand der Langeweile tatsächlich vor?

In der Tierreihe ist die Langeweile ein spät auftretender

Zustand. Die Mehrzahl der Tiere — nach ihrem Benehmen zu urteilen — kennt die Langeweile nicht. Sie finden im Dasein an sich volle Befriedigung, können viele Stunden untätig zubringen ohne Unbehagen oder Ungeduld. Ein Teil des ästhetischen Reizes, den die Tierbetrachtung für uns besitzt, liegt in diesem Anblick der reinen Ruhe. Hunde und Affen zeigen schon das Bedürfnis nach besonders geartetem Inhalte des Erlebens und nach Beschäftigung; sie empfinden bei Versagen dieser Möglichkeit Langeweile. Das Neugeborene und das Kind der ersten Lebensjahre steht in diesem Punkte den niedrigeren Tierstufen gleich. Später lernen Kinder die Langeweile kennen in einer Altersstufe, die von der Entwicklung des Verstandes und der Art des motorischen Temperamentes, namentlich aber von dem Besitze an Phantasie abhängig ist. Geistig vollwertige Erwachsene kennen allesamt die Langeweile, den, wie Schopenhauer es nennt, „beständigen Hausteufel der Gewöhnlichen", wenn auch in sehr verschiedenem Maße. Bei primitiverer Geistesbeschaffenheit ist häufig der Ausgleich der Langeweile durch promptes Einschlafen möglich. (Der psychoanalytische Jargon würde hier von einer „Flucht in den Schlaf" sprechen.)

Das abgestufte Vorkommen der Langeweile in der belebten Welt zeigt, daß zu ihrem Zustandekommen nicht der Besitz von Bewußtseinsvorgängen schlechthin genügt, sondern daß dazu ein gehobenes Bewußtsein notwendig ist, wenn es auch noch unterhalb der Ebene eines eigentlichen Selbstbewußtseins bleiben darf. —

Ehe wir an die Zergliederung des Begriffes der Langeweile herantreten, wollen wir einen Blick werfen auf benachbarte und verwandte Zustände.

„Erwartung" enthält die sachliche Feststellung, daß mit dem Eintreten eines bestimmten zukünftigen Ereignisses gerechnet wird. Der Begriff bietet nichts von Gefühlsbetonung im angenehmen oder unangenehmen Sinne, bezieht sich zwar auf zeitliche Verhältnisse, aber ohne jede nähere Bestimmung, ob das Zukünftige nah oder fern, auch nicht

darüber, ob es erwünscht oder unerwünscht ist. Das Zeitwort „erwarten" ist gleichfalls von nüchterner und sachlicher Färbung, während „warten" schon einen eben merkbaren Beigeschmack von Mißbehagen bringt.

„Spannung" ist ein besonderer Zustand der Erwartung von etwas Zukünftigem, dessen Eintreten oder Nichteintreten noch zweifelhaft ist, und das voraussichtlich geeignet sein wird, lebhaftere Gefühle auszulösen, die in der Vorstellung vorweggenommen werden.

„Ungeduld" ist die Form der interessierten Erwartung, die sich auf das Kommen von angenehmen oder auf das Weichen von unangenehmen Dingen bezieht und in dem Mißbehagen über zögernden Ablauf der Zeit (gegenüber der Erwartung und Spannung) etwas Neues enthält, aber noch keineswegs sich mit der Langeweile deckt. Erwartung ist von den drei genannten Zuständen der kühlste; Spannung gilt in erster Linie dem Verhältnisse des Individuums zum Ausgang, Ungeduld dem inneren Verhalten. Erwartung ist der allgemeinste Begriff, zu dem die anderen in Adjektivform treten können: gespannte, ungeduldige Erwartung.

Verstimmung, Überdruß, Verdrießlichkeit, Widerwille u. dgl. können Teil- oder Begleitzustände der Langeweile sein, enthalten in sich aber keinerlei Beziehung zu der Art des zeitlichen Geschehens.

Mit Sehnsucht und Heimweh ist der Langeweile gemeinsam nur das Warten auf Beendigung einer Frist oder einer Lage.

Der Zustand der Langeweile selbst bedarf keiner eingehenden Beschreibung. Das innere Geschehen, welches dabei das Gefühl des zögernden Ablaufes der Zeit begleitet, zeigt zahlreiche quantitative und qualitative Abstufungen, die ihren Ausdruck finden in einer Menge von Beiworten, die mit Langeweile verbunden werden: stumpf, grau, bleiern, dumpf, drückend, lastend, trostlos, gähnend, öde, erschlaffend, erstickend, quälend, peinigend, tödlich u. a. m.

Die Wirkung dieser seelischen Verfassung auf das Körperliche ist, wenn das Heilmittel der Flucht ausgeschlossen ist,

je nach Mensch und Gesamtverfassung häufig einfach Ermüdung und Schlafbedürfnis mit Gähnen. Es bedeutet eine besondere Erschwerung, wenn nach Lage der Umstände diesem Schlafbedürfnis oder dem Gähnen, auch nicht in verstohlener Form, nachgegeben werden kann; andere Male tritt, parallel der zunehmend schlechten Laune, motorische Unruhe auf, ein immer erneutes Befragen der Uhr, rascher Wechsel von Haltung und Stellung, bei gegebener Möglichkeit Aufspringen, Umherlaufen.

Innerlich erscheint dabei ein Suchen nach Denkgegenständen, die Inhalt zu geben vermöchten. Erlaubt die langweilige Situation ein völliges Abschweifen vom Gegenstande, eine volle Konzentrierung der Aufmerksamkeit auf selbstgewählte Dinge, so kann hierin bei disziplinierten Menschen eine Abwehr der Langeweile liegen. Nicht immer ist diese glückliche Möglichkeit vorhanden; Denken und Wille greifen dann nach Surrogaten, die manchmal an das Zwangsmäßige hinstreifen: Lösung von selbstgestellten Rechenaufgaben, Zählen von Nägeln, Rosetten, Fensterscheiben, Tapetenmustern, Zeichnen von Arabesken, wenn Papier zur Verfügung steht und vieles andere.

Erfolgreiches Verheimlichen von Langeweile ist ein Höflichkeitsakt und ein spätes Produkt der Bildung, offensichtliches Zurschautragen unter Umständen erlaubte Abwehr im Interesse des Selbstschutzes. Die Diagnose aus dem äußeren Verhalten ist für den durchschnittlichen Menschenbeobachter meist nicht zu verfehlen. Auch bei Kindern kennt man, längst ehe sie imstande sind, über „Langeweile" zu klagen, und ehe sie überhaupt die Zeit als solche bewußt auffassen, den inneren Zustand der Langeweile am krittligen, unleidlichen Verhalten mit Neigung zum Gebrüll, kurz an dem, was man als Unausstehlichkeit zusammenfaßt.

Bei welcher minimalen Zeitdauer beginnt die Möglichkeit der Langeweile? Ich habe hierzu mehrfach unbefangene Leute befragt und fand zunächst immer die Neigung, nicht allzu kleine Fristen von einer halben Stunde und länger zu nennen. Nach einigem Schwanken kam bei

weiterer Überlegung gewöhnlich die richtige Antwort, daß auch schon sehr viel kleinere Zeitstrecken Träger der Langeweile sein können. Im allgemeinen muß, wenn es sich um Lagen handelt, denen wir nicht entrinnen können, eine gewisse Anzahl wenigstens von Minuten vergehen, ehe das besondere Gefühl der Langeweile auftaucht. Wir können aber Langeweile empfinden und das entsprechende Beiwort anwenden auch schon bei den ersten drei Sätzen eines langweiligen Redners oder Gesprächspartners, gewissermaßen pränumerando, weil wir in der Vorstellung das vorwegnehmen, was uns bevorsteht. Gegenüber Büchern, Musikwerken, Theaterstücken sind wir im allgemeinen duldsamer, weil wir in dem Wissen, es mit einem organisierten ästhetischen Gebilde zu tun zu haben, uns mehr scheuen, voreilig zu sein und, wenn auch nicht unser Gefühl, so doch unser Urteil vertagen.

Allein das Wegwünschen einer uns vom Schicksal oder durch unseren Willen zu passivem Aushalten zugewiesenen Zeitspanne, die uns von irgendeinem Ziele trennt, tut es nicht, wenn Langeweile entstehen soll. Der Kranke in den Schmerzen einer Gallensteinkolik, der Ehemann, der im Nebenzimmer auf das Ende der Geburtswehen seiner Frau wartet, verschüttete Bergleute, die ihre letzte Kerze herabbrennen sehen, treibende Schiffbrüchige, die mit dem Blick den Horizont absuchen, Kinder vor Weihnachten, der Jüngling, der nachts in der Jasminlaube des Kommens der Geliebten harrt — sie alle wünschen sehnlichst das Ende der Wartefrist, aber was sie empfinden, ist von Langeweile weit entfernt, obgleich sie sich des zögernden Verlaufes der Zeit peinlich bewußt werden. Es ist leicht zu erkennen, daß in den angeführten Beispielen der Zustand der stark gefühlsbetonten, inhaltgebenden Spannung die Entstehung des anderen Zustandes der Langeweile verhindert.

Daß eine erhöhte Aufmerksamkeit auf den Zeitablauf allein keine Langeweile erzeugt, beweisen die Erfahrungen bei Versuchen, die der wissenschaftlichen Prüfung der Beziehungen zwischen objektiver und subjektiver Zeit gelten,

bei welchen unser Zeitempfinden stundenlang Gegenstand der genauesten Beobachtung ist, ohne daß Langeweile entstände.

So viel ist gewiß: An einer bestimmten Länge einer Zeitstrecke oder allein an der Aufmerksamkeit auf den Zeitablauf hängt das Zustandekommen der Langeweile nicht; etwas muß noch dazukommen.

Was lehrt uns hierzu die Selbstbeobachtung über die Langeweile?

Ich bin Teilnehmer eines Festaktes, zu dem ich freiwillig, gesund und in guter Laune erscheine. Der Redner, den ich in dieser Eigenschaft noch nicht kenne, wird ein Thema behandeln, zu dem meine inneren Voraussetzungen reichen, und das mich auf Grund des Maßes meiner Bildung interessieren könnte. Ein leichtes, erstes, aber überwindbares Mißbehagen überkommt mich, als sich herausstellt, daß er wörtlich abliest. Ein Blick auf die Dicke des Manuskripts erweckt alsbald die zweifelnde Sorge, ob er mit den ihm zugemessenen üblichen 45 Minuten auskommen wird; aber ich kenne seine Schreibgewohnheiten nicht und kann mich auch irren. Der Vortrag selbst läßt sich zunächst leidlich an; aber ich stelle bald fest, daß der Periodenbau schleppend, die Formulierung ungeschickt und der Inhalt altbacken ist. Nun, es kommt ja vielleicht später besser; also warten wir ab. Nach 10 Minuten entdecke ich, daß ich schon eine Weile von den eintönig vorbeiziehenden Worten nichts mehr aufgefaßt habe, und daß meine Gedanken zu Hause an meinem Schreibtische waren. Ich reiße mich innerlich zusammen und folge eine Zeitlang mit bewußtem Willensaufwand dem grauen Gange der Schallwellen, bis ich dessen inne werde, daß ich wieder nichts auffasse, und daß jene eigentümliche rasch wechselnde Bilderflucht in mir auftaucht, wie sie dem Einschlafen vorauszugehen pflegt. Ein verräterisches Gefühl in den Augenlidern warnt mich; nein, einnicken darf ich jetzt angesichts der Festversammlung nicht. Wirkliche Teilnahme an dem ärmlichen Inhalte der monotonen Rede, die keinerlei Oasen für den Hörer auftauchen läßt, bringe ich

nicht mehr auf — mag er denn reden. Wie lange kann es noch gehen? O weh, erst 21 Minuten sind vorüber. Ein lastendes Gefühl des passiven Ausgeliefertseins kriecht langsam in mir auf, vermischt mit Anläufen zu Haßgefühlen gegen den, der mir das antut, und gegen die Sitte, die mich nötigt, mich dem zu fügen. Eine Weile beschäftigen mich Gedanken über Reformen der Festakte, über die durchschnittliche Unzulänglichkeit deutscher gelehrter Redner, die es für unwissenschaftlich halten, wenn ihr Vortrag durch ästhetische Abrundung befriedigend wirkt, über die Seltenheit der Menschen, die sich bei der Vorbereitung öffentlicher Reden in die Seele des Hörers und seine Bedürfnisse hineinzuversetzen und davon Rat zu nehmen vermögen, über die Miserabligkeit der menschlichen Natur im allgemeinen und ähnliche Betrachtungen von unerfreulicher Färbung, die, wie ich gleichzeitig bemerke, Ausstrahlungen des lebhaften inneren Mißgefühles darstellen, das der Situation entstammt. Ich befrage wieder verstohlen die Uhr: 47 Minuten; jetzt sollte er schon zu Ende sein; aber schätzungsweise $^{2}/_{5}$ des Manuskripts liegen noch ungelesen. Ich versuche, einen ernsten eigenen Gedankengang zu verfolgen; aber es will nicht, weil doch immer wieder einzelne Worte des Redners mit störenden Ideenverknüpfungen dazwischengreifen; ein Gefühl öder Resignation überfällt mich; ich beobachte eine Brummfliege, deren Benehmen, wie sie immer wieder sinnlos an die Scheiben stößt, mich ein paar Minuten lang ablenkt, und ich beneide sie lebhaft, wie sie endlich das offene Fenster findet und in den Sonnenschein draußen entweichen kann. Meine Gedanken folgen ihr und halten mir in schmerzlichem Vergleiche vor, wie viel schöner es wäre, jetzt unter der blühenden Kastanie zu sitzen und dem Finkenschlag zuzuhören. Eine plötzliche Aufmunterung wird mir zuteil; der Redner sagt: „Ich komme zum Schluß“. Aber ein Blick auf das Manuskript zeigt mir, daß er zu den Täuschern gehört, die das erlahmende Interesse der Hörer durch Schlußankündigungen aufzurütteln suchen, ein Trick, der versagt und doppelt deprimierend wirkt, sobald man

wahrnimmt, daß die Ankündigung des nahen Endes sich erfolglos mehrmals wiederholt: „und nun noch eins, verehrte Anwesende“ — „und nun noch ein letztes“. Die Unruhe und der Ärger in mir werden stärker und stärker; wie schade um die vergeudeten Vormittagsstunden; aber es heißt: aushalten. Ich suche neue Beobachtungsobjekte; ich mustere die Gesichter der Teilnehmer; einige schlafen ganz ehrlich; Männer von Haltung bringen noch eine aufmerksame Maske zustande; die Mehrzahl verharrt im Zustande stumpfer Gleichgültigkeit, ein Teil davon doch mit den Merkmalen der mühsam verhaltenen Ungeduld. Zum zehnten Male versuche ich die Schätzung, ob sich die Scheiben der Fenster mir gegenüber in Länge und Breite wie 4 zu 5 oder wie 5 zu 6 verhalten; wieviel Knöpfe meine Weste enthält, ist mir nicht mehr zweifelhaft, nachdem ich sie mehrfach als Orakel benützt habe, ob es länger als $1^1/_2$ Stunden dauern werde. Auch die Silberhärchen im Nacken meines Vordermannes, die ich mit meinem Atem leicht in Bewegung versetzen kann, sagen mir nichts Neues mehr. Zufällig fast streift mein Blick das Pult des Vortragenden — dem Himmel sei Dank! nur noch wenige Blätter; aber — o weh, er schiebt sie nicht wie sonst nach links; er wendet um, sie sind auf *beiden Seiten* beschrieben.

Schließlich nimmt auch das mal ein Ende, er schweigt. Mit der selbstverspottenden Befriedigung, wie sie Unglückspropheten empfinden, stelle ich fest, daß es 85 Minuten gedauert hat. Wie ich draußen gefragt werde: wie war es denn? kann ich nur sagen: „Ich weiß es nicht; aber ich weiß eins: es war *tödlich langweilig*.“

Ich mußte etwas ausführlicher werden; das angeführte Beispiel zeigt nun aber auch alle Elemente, die das Wesen der Langeweile ausmachen, sozusagen in Reinkultur. Wir treffen sie mehr oder weniger vollzählig in den verschiedensten Zuständen der „Situationslangeweile“ beisammen, mag es sich nun handeln um erzwungenen Aufenthalt im öden Warteraum einer kleinen Station, um die Notwendigkeit, einen englischen Sonntag auszuhalten, um ein Diner

zwischen zwei Nachbarinnen ohne Gnade und Echo, oder um Teilnahme an einer Sitzung, in der wichtigtuende Nichtssager sich unter Duldung eines schwachen Vorsitzenden breitmachen.

Von den äußerlichen Elementen, die in diesen typischen Beispielen, wenn auch nicht gleichmäßig in jedem, enthalten sind, heben sich folgende heraus: eine Situation, der man sich aus physikalischen, moralischen, sentimentalen oder sonst irgendwelchen Gründen nicht entziehen kann, eine Zeitdauer, die zufällige oder billige Erwartungen übertrifft, ein zeitliches Programm sprengt oder die Ausführung von Dingen verhindert, die man lieber täte, tun sollte oder tun müßte, ein Inhalt des Erlebens, der, gemessen an der zeitlichen Dauer der Situation, dürftig, ärmlich, ungenügend ist.

Im inneren Zustande tritt hervor das Mißbehagen über die Zwangslage, Ärger über schlecht angewandte oder ganz verlorene Zeit, ein Gefühl von Leere und Öde infolge unzulänglichen seelischen Inhaltes des Erlebens, lebhafter Wunsch nach Beendigung dieses Zustandes, der uns veranlaßt, dem Ablaufe der Zeit eine interessierte Aufmerksamkeit zu zuwenden,ein Akt, bei welchem wir uns, auch wenn uns der Zusammenhang klar bewußt ist, des abnorm zögernden Ganges des Uhrzeigers in quälender Weise bewußt werden. (Einzelne Nebengefühle, wie Anwandlungen von akutem Haß gegen den Urheber der Langeweile, oder Verletzung des beleidigten Zweckmäßigkeitsbewußtseins sind nicht regelmäßige Bestandteile, fallen z. B. fort bei denjenigen zur Langeweile führenden Situationen, die etwa in Form von Dauerregen im Gebirge im Sommer oder sonnenlosen Nebelmonaten im Winter der Himmel über uns zu verhängen liebt.)

Als das wichtigste Moment, als die eigentliche Achse des Zustandes der Langeweile erkennen wie das Verhältnis zwischen Zeitspanne und Inhalt. Langeweile entsteht, wenn dies Verhältnis ein bestimmtes, uns mit Unlust berührendes Maß von Verschiebung erleidet. Es gibt nun aller-

dings Fälle, in denen jede zeitliche Beziehung bei der Anwendung des Wortes Langeweile zu fehlen scheint, wenn wir z. B. von einer langweiligen Stadtgegend, einer langweiligen Ausstellung, einem langweiligen Buch sprechen. Es scheint zunächst, als ob es sich hier um ein Urteil handle, welches nur der Gestaltung der Form oder dem Inhalte gelte; es scheint aber nur so; die langweilige Stadtgegend und die langweilige Ausstellung würden wir allerdings logisch richtiger als reizlos, eintönig, das Buch als inhaltsarm bezeichnen; bei der Anwendung des Ausdrucks langweilig schwingt der Hintergrundsgedanke mit, wie Stadtgegend, Ausstellung oder Buch auf uns wirken würden, wenn wir genötigt wären, darin oder dabei zu verweilen. Tatsächlich zeigt eine Prüfung aller möglichen Beispiele von Langeweile, daß, wenn das Wort am Platze sein soll, immer irgendeine Beziehung unseres Ichs zur Zeitempfindung offenkundig oder verstohlen dabei sein muß.

Es liegt auf der Hand, daß, wenn das Mißverhältnis zwischen Zeitspanne und seelischem Inhalt als unangenehm empfunden werden soll, die zu langweilende Persönlichkeit danach beschaffen sein muß. Es kommt darauf an, welche Ansprüche sie ihrer geistigen Struktur nach an den Inhalt ihres zeitlich umgrenzten Erlebens zu stellen berechtigt und gewohnt ist.

Dieser Inhalt braucht keineswegs gedanklicher Art zu sein. Es kommt nicht ausschließlich auf eine Summe von Vorstellungen an. Die oben angeführten Beispiele von Zuständen gespannter Erwartung zeigen sogar, daß bei monotoner Herrschaft einer einzigen Vorstellung — des erwarteten Zieles, des Zukunftsereignisses — trotz langer Zeitspanne keine Langeweile eintritt. Der seelische Anspruch an Inhalt kann durch Gefühle oder Stimmung ebenso befriedigt werden wie durch verstandesmäßiges Material. Der Denkinhalt, wenn es sich um diesen handelt, braucht, um das Eintreten der Langeweile zu verhindern, keineswegs von besonderer Qualität zu sein. Die Kümmerlichkeit der Surrogate, mit denen der Durchschnittsmensch,

für ihn selbst erfolgreich, aus Angst vor Langeweile seine Mußestunden füllt, ist der beste Gegenbeweis. Aber auch intellektuell gehobene Persönlichkeiten können in Lagen, die an sich mit Langeweile drohen — Eisenbahnfahrt, Seefahrt — bei sachlich monotonem Inhalt der gebotenen Vorstellungsreize durch den fortgesetzten Wechsel der Form vor Langeweile behütet werden.

Langeweilefähig ist jeder Mensch, aber das Talent dazu ist verschieden groß; es gibt Menschen, die, wenn man sie nur in Ruhe läßt, niemals Langeweile erleben, weil sie in sich genügend geistige Hilfsmittel haben, bei deren Gebrauch sie nicht in die Gefahr inhaltsarmer Zeiten geraten; *Schopenhauer* sagt einmal: „die Gegenwart eines Gedankens ist wie die Gegenwart einer Geliebten". Es gibt andere, noch durchaus im Rahmen der bürgerlichen Brauchbarkeit, die so ärmlich ausgestattet sind, daß sie sofort der schwersten Langeweile anheimfallen, wenn nicht von außen immer neue Anregungen stattfinden. Für den richtigen Raucher will erfahrungsgemäß die Langeweile nicht viel bedeuten, wenn er nur rauchen darf; es ist dabei nicht die leichte Nikotinnarkose, was ihn schützt, sondern die Beschäftigung mit dem mechanischen Akt des Rauchens, der eine Art von Pseudotätigkeit vortäuscht, und das Verfolgen der Rauchkringel, das einen gewissen Sinnesinhalt gibt. Die ungeheure Verschiedenheit der geistigen Beschaffenheit ist die Ursache der Verschiedenheit der Situationen, die für langweilig gelten: 4 Stunden Tristan, die dem einen eine Quelle des höchsten Genusses bedeuten, sind dem andern eine sorglich zu meidende, sichere Gelegenheit zur Entstehung lähmender Langeweile. Ist es in diesem Beispiele die Frage der Ansprechbarkeit für Musik oder doch für eine bestimmte Art von Musik, so ist es andere Male das persönliche Verhältnis zu Malerei oder Landschaft, zu Lyrik oder Philosophie oder Technik usw. oder das verschiedene motorische Temperament, von dem das Talent zur Langeweile bestimmt wird; „es ist leicht, geduldig sein, wenn man Schaf ist".

Zum Schluß noch einige Worte über das Vorkommen der

Langeweile unter abweichenden Verhältnissen, bei Geisteskranken und im Traume.

Die Lage der Insassen einer Irrenanstalt gibt zunächst eine der erwähnten äußerlichen Voraussetzungen der Langeweile, die des erzwungenen Ausharrens; von den innerlichen Elementen könnte sie, wegen des häufigen Entlassungswunsches, eine dauernde Aufmerksamkeit auf den zögernden Ablauf der Zeit liefern. Man könnte a priori annehmen wollen, daß die Irrenanstalten Langeweile im größten Maßstabe beherbergen müßten. Diese Annahme ist nicht richtig. Die weit überwiegende Mehrzahl der Geisteskranken, auch der bei voller Bewußtseinshelligkeit auskunftfähigen, klagt trotz vieler anderer Klagen nicht über Langeweile. Beim Abklingen heilbarer Störungen begrüßen wir das Auftreten der Langeweile als Genesungszeichen.

Die Zerlegung des inneren Zustandes der nicht gelangweilten Fälle von Geisteskrankheit ist lehrreich für unsere Frage nach dem Wesen der Langeweile, wenn es richtig ist, daß deren Achse in den Beziehungen der zwei Faktoren Zeitspanne und Erleben besteht.

Trotz großer Einfachheit des äußeren Daseins hat die Mehrzahl der Geisteskranken nicht die Empfindung der Dürftigkeit des Erlebens, weil Sinnestäuschungen, das Wahrnehmen von vielerlei nicht wirklichen Beziehungen, Stimmungen, motorische Impulse, Denkakte, speziell die kombinierende Tätigkeit beim Ausbau der Wahnsysteme, einen für den Kranken reichen Inhalt bedeutet. Diese Sachlage ist eindeutig und klar; etwas verwickelter sind die Verhältnisse des anderen Faktors bei Geisteskranken, die Beziehungen des Zeitempfindens. Zur Langeweile gehört, wie wir sahen, eine überdeutliche Auffassung der Zeit. Es gibt Geisteskranke, bei denen dies Verhältnis schwer gestört ist durch eine reine Störung der assoziativen Tätigkeit, ohne daß Intelligenzmängel oder Bewußtseinstrübung mitwirken. Wenn unser Bewußtsein zur Zeitauffassung kommen soll, so ist dazu mindestens notwendig, daß die abtretende Vorstellung noch im Bereich des Bewußtseins liegen muß, wenn

eine neue erscheint. Bei einem auf diesem Wege der Abstraktion gedachten elementarsten Bewußtsein würden im ganzen zwei Vorstellungen genügen, um die Kategorie des Nacheinander, d. h. die Zeit zu ermöglichen. Wir sehen nun Kranke, bei welchen die Fähigkeit, die abtretenden Vorstellungen oder noch weiter zurückliegende zu behalten, aufgehoben oder, was häufiger, stark herabgesetzt ist. Wir sprechen dann von Störungen der Merkfähigkeit. Das Bild der Zeit als Linie, die den Kreis des Individuums als Tangente nur an einem Punkte berührt, findet sich in diesen Fällen annähernd rein dargestellt. Solche Patienten besitzen eigentlich nur ein Momentbewußtsein; die Vergangenheit existiert nicht; nur die Gegenwart ist wirklich (man wird dabei an die Mystiker mit ihrer Definition der Ewigkeit als „stehendes Jetzt“ erinnert). Die Wirkung dieser eigentümlichen seelischen Verhältnisse ist — ich spreche hier zu Nichtpsychiatern — zunächst die Aufhebung des Orientierungsvermögens. Die Kranken vergessen die eben erledigte Mahlzeit, den vor 5 Minuten anwesenden Besuch, den täglich wiederholten Namen des Arztes, ja den Ort ihres Bettes im Saal, wenn sie vom Klosett zurückkommen. Sie leben außerhalb von Raum und Zeit. Die Stimmung ist abhängig von dem Eindruck der augenblicklichen Gegenwart. Dabei besteht nun nicht die geringste Andeutung von Langeweile. Ich beobachte seit fast 9 Jahren eine solche Kranke, die, animalisch wohl gedeihend, im Bette liegt, fast dauernd in guter Stimmung ist, angeregt, geistig behende, witzig, aber ohne normales Zeitbewußtsein, daher in keiner Weise belästigt von der monotonen Dürftigkeit ihres Erlebens im Verhältnis zu der riesigen Spanne Zeit des Verbringens in dieser Lage. (In dem abnormen Geisteszustand der akuten Alkoholvergiftung verhindert ein anderes Moment das Auftreten der Langeweile: die Gesamtumnebelung des Bewußtseins, die, wie andere Dinge, auch die Zeitempfindung unscharf werden läßt.)

Im Traume ist in dem eigentümlich veränderten Bewußtsein des Schlafenden die Kategorie der Zeit nicht aufge-

hoben; wie räumliche Anordnung und ursächliche Abhängigkeit vorhanden sind, gibt es auch ein Nacheinander; wir erleben im Traume auch Zustände, die in die Nachbarschaft der Langeweile gehören: Ungeduld und gespannte Erwartung in allen gefühlsmäßigen Färbungen; aber es gibt keine Langeweile. Ich glaube, meine eigenen Erfahrungen hierüber, die sich auf mehrere Jahrzehnte der Beobachtung von täglich mindestens einem halben Dutzend bewußt aufgefaßter Träume stützen, unbedenklich verallgemeinern zu dürfen.

Die Gründe sind ziemlich zusammengesetzter Art. Zunächst einmal bedingt die Einengung des Selbstbewußtseins eine Herabsetzung aller derjenigen Vorgänge, die in ihrer Gesamtheit die Verarbeitung seelischen Materials bedeuten. Es ist dadurch im ganzen die Wahrscheinlichkeit bewußten Auffassens zeitlicher Verhältnisse herabgesetzt oder aufgehoben. Tatsächlich haben wir ja im Traume keine zutreffende Auffassung der wirklichen Zeitverhältnisse; wir haben keine objektive Zeit; dadurch entfällt die für den Wachenden bestehende Möglichkeit und Nötigung, subjektives Erleben in objektive Zeiträume hineinzuverlegen und an ihnen zu messen. Inhalt und zeitliche Dauer sind in gleicher Weise subjektiv und können nicht in den Widerstreit geraten, der gerade das Wesen der Langeweile ausmacht. Sollte im Traume ausnahmsweise einmal Langeweile empfunden werden, so würde sie, wie andere Traumerlebnisse von Stimmungsinhalt, etwas selbständig vom Traume als Traumbestandteil Geliefertes, nicht aber etwas sein, was sich, wie im Wachen, gesetzmäßig psychologisch aus dem zum Bewußtsein kommenden Verhältnis zur Zeit ergibt.

Das andere Moment, welches die Entstehung der Langeweile verhindert, ist der für den Träumenden vorhandene tatsächliche Reichtum seines Erlebens. Die Traumbilder folgen sich, meist in bunter Färbung, ohne Unterbrechung und sind, abgesehen von dem Traum der Fiebernden oder toxisch Beeinflußten, frei von Monotonie. Meist ist eine besonders reiche Fülle wechselnden seelischen Inhalts

zugegen; jeder Augenblick nimmt das Bewußtsein ganz in Anspruch; es bleibt weder Raum noch Energie für das Vorausgehende und Folgende. Unabhängig von jeder Erfahrung darf man sagen: es kann im Traume keine Langeweile geben.

Ein Rückblick auf die vorausgehenden Gedankengänge führt zu folgenden negativen und positiven Ergebnissen:

Der Zustand der Langeweile hängt nicht ab von der Länge der Zeitspanne.

Es genügt zu ihrer Entstehung nicht, daß das Ende einer bestimmten Frist herbeigewünscht wird.

Es genügt ebensowenig, daß sich die Aufmerksamkeit dem Verlauf der Zeit als solchem zuwendet.

Nötig ist vielmehr:

Ein, gemessen an (den persönlichen Ansprüchen und) dem Verhältnis zur Zeit dürftiges (äußeres oder inneres) Erleben.

Behinderung der Möglichkeit, der Zeit nach eigener Wahl Inhalt zu geben.

Erhöhte Aufmerksamkeit auf den Ablauf der Zeit.

Peinlich empfundene Verlangsamung des Zeitganges.

In wenigen Worten eine erschöpfende Definition der Langeweile zu geben, ist nicht möglich.

Geistige Wellenbewegungen.

Wenn der wissenschaftlich Unbefangene von Wellenbewegung hört, so schwebt ihm der Anblick einer bewegten Wasserfläche vor; der physikalisch Geschulte denkt an die Art der gesetzmäßigen Wellenbewegung, die in den mannigfaltigsten Formen das All durchflutet. Was können wir meinen, wenn wir auf geistigem Gebiete von Wellenbewegungen sprechen? Meinen wir dabei Gesetze?

Natürlich ist nicht die Rede von denjenigen Gesetzen, die ein Sollen zum Inhalt haben; sie gehören in das Gebiet der Sittenlehre, des Rechtes, der Religion; wir meinen etwas anderes: Niederschläge unserer Erkenntnis aus dem Sein, Gedanken über das Wesen der Dinge, oder doch Gesetzmäßigkeiten, die sich mit Erfahrungssätzen, mit der Beschreibung von Eigenschaften oder dem Begriffe der Regelmäßigkeit nicht decken.

Merkwürdigerweise ist die Definition dessen, was überhaupt als Gesetz bezeichnet werden kann, ein strittiges Gebiet; für die Naturwissenschaften formulierte *Helmholtz* das Gesetz als das „gleichbleibende Verhältnis zwischen veränderlichen Größen"; *Rümelin* in seinen Tübinger Kanzlerreden suchte eine Formel, die sowohl für die anorganische wie für die belebte und die geistige Welt anwendbar sei und fand sie in der Fassung: „Gesetz ist die konstante Grundform der Wirkungsweise von Kräften".

Unter allen Umständen bleiben zwischen physikalischen und geistigen Gesetzen wesentliche Unterschiede. In der Physik handelt es sich nicht nur um die Festlegung von Zusammenhängen, sondern auch um quantitative Verhältnisse; auf geistigem Gebiete ist trotz *Fechner* und den Be-

---

Rede, gehalten bei der Jahresfeier der Freiburger wissenschaftlichen Gesellschaft am 13. 11. 1926. Verlag Speyer u. Kaerner, Freiburg i. Br. (mit Genehmigung der wissenschaftl. Gesellschaft).

mühungen der experimentellen Psychologie nichts im mathematischen Sinne meßbar; wir kennen ein Mehr oder Weniger, aber keine ganz festen Zahlenverhältnisse. Ein anderer Unterschied liegt darin, daß die physikalischen Gesetze nach unseren heutigen Anschauungen unbedingte Geltung zu beanspruchen haben, während dies auf geistigem Gebiete nur für solche Gesetze gilt, die, ohne Rücksicht auf den Denkinhalt, die Grundform unseres Denkens zum Ausdrucke bringen. Es gehören hierher die logischen Gesetze, die schon seit *Aristoteles* festliegen, wie etwa der Satz, daß nicht gleichzeitig eine Behauptung und ihr Gegenteil wahr sein können, und diejenigen innerlichen Gesetzmäßigkeiten, die als *Kant*sche Kategorien von Raum, Zeit und Kausalität unbestritten sind.

Auf geistigem Gebiete finden wir nirgends eine unfehlbare Verknüpfung von Ursache und Wirkung, und die Geschichtsschreiber haben es sich abgewöhnt, in geschichtlichen Zusammenhängen von absoluter Notwendigkeit zu sprechen. Geschichte bedeutet die Darstellung der Wechselwirkung zwischen seelischen Kräften des einzelnen gegen eine Umwelt oder umgekehrt, oder mit der Umwelt, zu der dann noch als ein Faktor, der jede Berechnung über den Haufen wirft, das Moment des Zufalls tritt, der das Schneiden zweier ganz verschiedenartiger Kausalreihen in einem bestimmten Punkte bedeutet. Faßbare Gesetze sind dann nicht zu finden, wenn in den Verlauf der Ereignisse Individualitäten mit ihren Willensmöglichkeiten und Willensäußerungen eingeschaltet sind.

Tatsächlich hat die Geschichtswissenschaft eine Reihe der eine Zeitlang für bestimmend gehaltenen Gesetze aufgegeben, so etwa den Satz, daß die Entwicklung regelmäßig die Neigung habe, einmal eingeschlagene Wege weiter zu verfolgen, oder: daß Staaten durch die Mittel erhalten würden, durch die sie gegründet wurden, oder: daß politische Geschicke eines Volkes von geographischer Lage, Strömen, Klima abhängig seien, oder: daß das Völkerleben die Analogie zum Altern und Sterben der einzelnen erkennen ließe. Auch

*Spengler*s Vergleich des Völkerlebens mit den Vegetationsvorgängen von Jugend, Reife und Welken wird vergänglich sein, ebenso wie die ältere These, daß Zeiten politischen und solche geistigen, literarischen Hochstandes nur abwechselnd auftreten könnten.

Stolz war eine Zeitlang auf den vermeintlichen Besitz von Gesetzen die Moralstatistik, die durch die regelmäßige Wiederholung bestimmter, zahlenmäßiger Verhältnisse (Verhältnis der Geburten von Knaben und Mädchen, Zahl der unehelichen Geburten, Zahl der Verbrechen usw.) verführt wurde, die hierin liegende Gesetzmäßigkeit zu überschätzen. Die von der Moralstatistik gefaßten Dinge sind niemals den Naturgesetzen an die Seite zu setzen; sie sind das Ergebnis des Zusammenstoßens von Einzelwillen mit Umständen oder mit einem gesamten Willen; sie sind wertvolles Material zur Charakteristik gewisser Sachzusammenhänge, zu deren Verständnis wir aber den Schlüssel erst suchen müssen; niemals sind sie bindend für den Einzelfall; es ist noch niemand an der Tatsache gestorben, daß das Menschenleben im Durchschnitt dreißig Jahre währt.

Auf diesen Gebieten ist für uns trotz unserer grundsätzlichen Überzeugung von der strengen Kausalbedingtheit des Gesamtgeschehens nirgends für den Einzelfall ein Gesetz erkennbar.

Ich sehe hierbei ganz ab von der niemals auszuschaltenden Schwierigkeit, daß wir nicht wissen, ob die für die materielle Welt gebotene Auffassung unbedingter Geltung der Kausalgesetze auch für das Psychische anzuerkennen ist — eine Frage, die hier nicht näher behandelt werden kann.

Wenn wir unser Thema in diesen allgemeinen Zusammenhang rücken, so meint die Formel „geistige Wellenbewegung“ nicht ein Gesetz, sondern nur eine kurze Umschreibung tatsächlicher Beobachtungen; unser Thema meint ein von besonderen Gesichtspunkten aus gesehenes Kapitel aus der allgemeinen Geistesgeschichte.

Wenn wir uns ehrlich prüfen und uns die Frage vorlegen, was wir überhaupt über geistige Wellenbewegungen im

Menschengeschlechte aussagen können, so haben wir allen Anlaß, sehr bescheiden zu sein. Das in der Welle mitschwingende Atom ist wenig berufen, über die Bewegung, von der es getragen wird, etwas auszusagen; wir können den Standpunkt gar nicht entfernt genug wählen. Was sehen wir da?

Wir sehen einen Erdball, der eine unbestimmbare Zeit von Jahren flüssig war, sich in einer wieder unbestimmbaren Zeitspanne so weit abkühlte, daß er Träger organischen Lebens werden konnte; nach Millionen von Jahren war die Entwicklung so weit vorgeschritten, daß Menschengehirne Träger geistigen Lebens werden konnten, und von jenen Uranfängen an bis heute sind wieder Millionen von Jahren vergangen. Vor uns, die wir diese Betrachtung anstellen, liegen neue unbekannte Zeiträume, jenseits deren die Existenzmöglichkeiten für Menschengeschöpfe ein Ende haben werden, und schließlich wird auch das organische Leben versiegen. Unsere Erde wird dann als ein toter Ball kreisen, falls er nicht durch eine Katastrophe zugrunde geht, und alles, was hier an geistigem Leben strebte, suchte und fand, flimmerte und funkelte, wird erloschen sein ohne Wirkung nach außen, ohne Fortsetzung und ohne weitere Entwicklung — für denjenigen, dem nicht von religiösen Vorstellungen aus die Erde nur ein Sprungbrett für ein Jenseits bedeutet, ein Schauspiel von grandioser Sinnlosigkeit.

Von der endlosen Spanne geistigen Lebens, dessen Anfang und Ende sich im Dunkeln verlieren, wird eine verschwindend kleine Strecke von einem Lichte kümmerlichen Wissens beschienen; 10000 Jahre oder einiges mehr mögen die ältesten steinernen Dokumente menschlichen Geistes zurückreichen; seit vielleicht 6000 Jahren besitzen wir sprachlich geformte Niederschläge, und seit der Erfindung der Buchdruckerkunst glauben wir, geschichtlich brauchbare Aufzeichnungen in größerem Umfange zu besitzen; wie wenig selbst das bedeuten will, zeigen uns die jüngsten Erlebnisse; über eine so naheliegende Tatsachenreihe wie die Entstehung des Weltkrieges, die sich vor unseren wissenden Augen abgespielt hat, ist es nicht möglich, Klarheit zu gewinnen.

Unsere Bemühungen, geistige Wellenbewegungen zu erkennen, gleichen dem Versuche, aus der einen letzten Welle, die zu unseren Füßen am Strande anrollt, zu erschließen, was draußen auf dem stillen Ozean um den halben Erdball herum geschehen sein mag.

Aber gerade dieser Vergleich zeigt, daß ein solches Bemühen doch nicht unvernünftig ist; denn, um die Tatsache einer Wellenbewegung und ihren Typus zu erkennen, genügt schließlich eine einzige vor uns ablaufende Welle.

Zu solchen Schlüssen auf dem Gebiete des geistigen Lebens sind wir berechtigt, weil wir guten Grund zu der Annahme haben, daß der menschliche Geist in seiner Grundstruktur sich z. B. seit der letzten Eiszeit nicht geändert hat. Gewiß ist der Inhalt seines Denkens ein völlig anderer, reicherer, unendlich viel komplizierterer geworden; aber die Grundformen seines Denkens und Fühlens, die Reaktionsformen seines Lebens haben sich sicherlich nicht gewandelt. Der „Fortschritt“ betrifft die Substanz, nicht die Form. 2000 Jahre Geistesgeschichte kommen uns im Rückblick heute wie eine endlos lange Strecke vor; wenn wir aber erwägen, wie wenige Generationsreihen uns von Christi Zeit trennen, wird das Bild wesentlich anders. Wenn wir das Menschenleben im Durchschnitt zu 30—40 Jahren ansetzen, so besitzt jeder von uns, wenn er seine unmittelbaren Vorfahren — Vater, Großvater, Urgroßvater — zusammenzählt, bis zum Beginn unserer Zeitrechnung 50—60 Vorfahren — also eine Zahl von Menschen, die das neue Dornier-Flugzeug in seinen Kabinen mit sich führen könnte.

Ein Gesetz dürfen wir über die Zeiten hinweg als herrschend ansehen: alles fließt, immer ist Wandlung, niemals Stillstand.

Unser Denken zwingt uns, in diesem kontinuierlichen Ablauf Abschnitte zu sehen; der Satz „divide et impera“ gilt auch in geistiger Hinsicht. Wir haben einen uns eingeborenen Drang zum Teilen, zum Sehen von Höhen und Tiefen — immer vom Standpunkte des Subjektes aus.

In der populären Denkweise spielt das „Jahrhundert“

eine besondere, von mystischen Anklängen nicht freie Rolle. Das Volk glaubt an den hundertjährigen Kalender, als ob das Weltall sich um den Zufall unseres Dezimalsystemes kümmerte, das seine Entstehung dem weiteren Zufall verdankt, daß wir zehn Finger besitzen, und daß dieser primitivste Urmaßstab des Zählens bis in unsere heutige Zeit nachwirkt. Die Rolle, die „das Jahrhundert" spielt, ist ein prägnantes Beispiel des anthropozentrischen Dranges, der das naive Denken beherrscht. Wir können uns auch als Wissende kaum dem eigentümlichen Bedeutungsgefühl entziehen, das uns bei dem Zahlenwert „tausend" beschleichen will, und hätten Mühe, die gleichen Gefühle in uns zu erwecken, wenn wir auf der Grundlage einer anderen Fingerzahl, z. B. 12, als besonders bedeutungsvoll die „1728-Jahrfeier" irgendeines Gedenkens begingen.

Die populäre und die wissenschaftliche Betrachtungsweise neigt dazu, den einzelnen Jahrhunderten Etiketten anzukleben. Zahlreiche Schriften tragen schon im Titel die Zeichen dieser Betrachtungsweise: „Hundert Jahre Zeitgeist" — „Am Sterbelager des Jahrhunderts" usw. Wir verbinden, wenn wir über eine gewisse Bildung verfügen, summarische Vorstellungen mit Jahrhundertnummern; das XVI. ist das Jahrhundert der Religionskriege, das XVIII. das der Aufklärung; für das XIX., dem wir subjektiv noch nahe stehen, hat sich noch keine allgemeine Schlagwortbezeichnung ergeben. *Schopenhauer* nennt es das philosophische, *Kuno Fischer* das Jahrhundert der Kritik, *Treitschke* das reichste der deutschen Geschichte; daneben heißt es das Jahrhundert der Technik — der Naturwissenschaften — der sozialen Bewegung — alles zweifellos richtig, aber alles nicht erschöpfend und völlig subjektiv. Die Wellenbewegung, von der wir heute sprechen, deckt sich nicht mit der Spanne des Jahrhunderts. *Schleiermacher* in seinen Monologen zum Beginn des XIX. Jahrhunderts schreibt in seiner feinen Weise: „So durchschneiden wir die unendliche Linie der Zeit in gleichen Entfernungen an oft nur willkürlich durch den leichtesten Schein bestimmten Punkten, die für das Leben,

weil es alle abgemessenen Schritte verschmäht, ganz gleichgültig sind, und nach denen nichts sich richten will . . .".

Das Bestehen eines Rhythmus an sich ist unbestreitbar; „im Anfang war der Rhythmus". Rhythmus beherrscht den gesamten Kosmos, und es wäre seltsam, wenn das geistige Leben, dieses späte Produkt einer von Anfang an rhythmisch beeinflußten Entwicklung, nicht auch daran teilnehmen sollte. Tatsächlich drängt sich uns die Beobachtung der rhythmischen Beeinflussung des Geistigen aus dem Ablauf der unbelebten Prozesse auf Schritt und Tritt auf — nicht im Sinne der Astrologie, die Einzelschicksale aus der Konstellation von Gestirnen ableiten möchte, wohl aber in Form unserer seelischen Abhängigkeit von Klima, Jahreszeiten usw. Es ist z. B. sicherlich kein Zufall, daß die periodische Schwankung im Zustand der Frauen, die an die Eireifung gebunden ist, mit der Umlaufzeit des Mondes zusammenfällt.

Das sind triviale Beispiele, und in diesem engsten Sinne ist die Wellenbewegung des geistigen Lebens, von der wir hier sprechen, eine Bewegung, die auch eigenen inneren Gesetzen zu gehorchen hat, nicht vom Kosmos abhängig.

Ob wir von einer Wellenbewegung oder von einem Pendelgang sprechen, immer sehen wir, so weit unser Blick rückwärts reicht, ein Auf und Ab, ein Hin und Her, teils, von uns aus gesehen, sinnlos und unfruchtbar mit Rückkehr zum Ausgangspunkt, teils, wiederum von uns aus gesehen, mit dem Anschein eines Fortschrittes.

In der Geschichte sehen wir den Wechsel der Überzeugungen von der Vorzüglichkeit der einen oder anderen Staatsform, das Hin und Her zwischen Revolution und Reaktion, in der Philosophie den Wechsel der Schulmeinungen, die im Grunde genommen von den Griechen bis zu *Kant*s Einsicht in die Subjektivität von Raum und Zeit nichts Neues entwickelt haben, in den Religionen das Hin und Her zwischen mehr mystisch und mehr skeptisch gestimmten Zeiten, in den Künsten den ständigen Wechsel der Geschmacksrichtungen und Bewertungen, in bezug auf den menschlichen Körper das Schwanken des Schönheitsideals. Von dem nächstliegen-

den Beispiel, den Seltsamkeiten der Mode, wird später noch die Rede sein.

Das merkwürdigste bei allen diesen Schwankungen ist das Verhältnis, in dem das Ich zu der Welle steht, von der es getragen wird: von innen gesehen im Individuum die Meinung von der Freiheit seiner Wahl und seiner Entschließungen, aus der Entfernung, von außen gesehen, das Bild völliger Unfreiheit des Einzel-Ich, das in der Zeitwelle hin und her schwingt wie die Halme eines Gerstenfeldes, über das der Wind hinstreicht. Ob es die Tauben von San Marco sind, die bei dem Anblick des Ausstreuens von Maiskörnern in gleichmäßiger Weise zu Hunderten auffliegen, ob es die Hunderte von Menschen sind, die auf die Nachricht von einem Bankkrach die Kassen stürmen, ob es die Millionen sind, die im Weltkriege in uniformer Weise von denselben Regungen zur gegenseitigen Vernichtung getrieben wurden — vom Mars aus gesehen sind da keine Unterschiede erkennbar, und man versteht angesichts eines solchen immer wieder wiederholten Schauspiels die Möglichkeit der Meinung, daß das geistige Leben überhaupt nur eine unwesentliche Zutat bedeute.

Wir arbeiten in diesem Denkzusammenhange alle mit Fiktionen und Abstraktionen; wir sprechen vom „Zeitgeist", als ob das etwas wäre, was irgendwo und irgendwie ein eigenes Dasein führte, während der Zeitgeist sein Leben nur in Druckerschwärze und in den Hirnprozessen einiger Millionen Köpfe führt; alles, was wir als Wirkungen des Zeitgeistes zu erkennen glauben und beschreiben, ist eine Addition von Einzelvorgängen in Einzelpersönlichkeiten, und dieser Additionsvorgang ist gleichzeitig Stärke und Schwäche des Zeitgeistes.

Die Allgemeingültigkeit dieses Geschehens kann man wohl intuitiv erfassen, aber nicht überzeugend beweisen, während wir in Alltagsbeispielen genügend Belege finden. Wenn z. B. in den ersten Jahren nach der Revolution mit Recht über die Unsicherheit im Innehalten des Fahrplanes der Eisenbahn als eine Wirkung des neuen Geistes geklagt wurde,

so war das zunächst eine halb stimmungsmäßige Zurückbeziehung tatsächlicher Beobachtungen auf vermutete Ursachen. Wenn man dann aber sah, daß auf jeder Station das Einladen des Gepäckes 1—2 Minuten länger als früher dauerte, weil jeder einzelne Eisenbahner es für unwürdig hielt, sich im Tempo seiner Arbeit drängen zu lassen, so erkannte man ohne weiteres, wie der Eindruck eines veränderten Geistes bei der Eisenbahn zustande kam, der sich aus der Addition des gleichen Seelenzustandes auf zwanzig verschiedenen Stationen zusammensetzte.

In größerem Maßstabe erleben wir das auf wirtschaftlichem Gebiete, wenn z.B. eine bestimmte, in hunderttausend Köpfen erzeugte gleichartige Auffassung über den Wert eines Börsenpapiers, die durch einen Zeitungsartikel veranlaßt wurde, sich durch gleichmäßiges Verkaufen und im Kurszettel durch ein Sinken des Kurses bemerkbar macht.

Den Gegenstand der Nationalökonomie kann man ebensowohl von der Seite des Additionsergebnisses her wie vom Einzelindividuum aus betrachten; in jenem Falle faßt man die großen Vorgänge der Produktion, des Wertes von Einfuhr und Ausfuhr usw. ins Auge, bei der anderen Betrachtungsweise, die z. B. *Liefmann* vertritt, geht man von den Vorgängen im Einzel-Ich aus; zweifellos sind beide Betrachtungsweisen möglich und gleichberechtigt, die tiefere ist aber sicherlich diejenige, die auf die Vorgänge im Einzelbewußtsein zurückgeht.

In allen diesen Fragen führt jede eindringliche Befassung zu der Betrachtung des Ichs als Träger größerer oder kleinerer allgemeiner Bewegungen; es ist auf geistigem Gebiete dasselbe, als wenn Biologie und Pathologie alle Vorgänge in den belebten Organismen, Wachstum, Formgebung, Reifen und Welken, schließlich auf die Geschehnisse in der Zelle zurückführen, die in ihren Zusammenhängen dieselbe Rolle als ein durch Addition Wirkendes spielt, wie das Ich in den geistigen Verknüpfungen.

Die eigentliche Grundfrage unseres heutigen Themas führt uns also zu der Frage der Wellenbewegung im Ich.

Der Betrachtung drängt sich da zunächst eine über die Generationen hin fließende Bewegung auf, von der jeder einzelne nur einen Teil zu erleben imstande ist, nämlich die besondere Linie der Alterskurve, die jedem Menschen beschiedene gesetzmäßige Wandlung aus der jugendlichen Phase von Lebensbejahung, Empfänglichkeit, Tatendrang und Unruhe über die Mannesphase der gelassenen Einsicht zu dem Alterszustand von Resignation und Erstarrung. Auf der Gesetzmäßigkeit dieser Kurve beruhen die regelmäßigen Konflikte zwischen den Generationen, das gegenseitige Mißverstehen und die harten Urteile zwischen Alten und Jungen, der historische Gegensatz des Kronprinzenstandpunktes gegenüber dem Inhaber der Macht, die Konstanz der Wandlung aus radikaler Jugend zu konservativem Alter; radikale Parteien handelten konsequent, als sie das Alter des Wahlrechts zum Reichstag auf das zwanzigste Jahr herabsetzten.

In der Gesamtwirkung nach außen kommt diese Art von gesetzmäßiger Wellenbewegung nicht zum Ausdruck, weil die Generationen gleichsam wie Dachziegel übereinander greifen und weil deswegen in der Gesamtmenge der tätigen Persönlichkeiten alle Arten von Altersstandpunkt vertreten sind. Immerhin kann doch tatsächlich und praktisch die eine oder andere Disposition zum Sehen und Anpacken der Dinge quantitativ überwiegen, und man kann, wenn man will, geschichtlich im Leben eines Volkes Generalepochen von jugendlichem oder greisenhaftem Gesamthabitus unterscheiden.

Neben dieser Lebenskurve gehen andere kleinere Wellenbewegungen durch uns dahin, die nur von denjenigen bestritten werden können, die kein Talent zur Selbstbeobachtung haben; deutlicher werden sie von den Sensiblen, Nervösen empfunden, beherrschend können sie werden bei gewissen Formen seelischer Erkrankung. Den meisten übersensiblen Menschen ist ihre eigene Tageskurve von Stimmung und Leistungsfähigkeit wohl bekannt, die sich meist von einem gedrückten Vormittag zu einem angeregten Abend hebt. Intelligenten Frauen und ebenso den Ärzten sind die

periodischen Stimmungsschwankungen geläufig, die sich an den Reifungsvorgang des Eies anknüpfen; allgemein sind, wenigstens unterhalb des menschlichen Niveaus, die unter dem Namen der Brunst zusammengefaßten periodischen Änderungen des Wesens; für das Menschengeschlecht als Ganzes weist das Steigen und Sinken der Zahl von Selbstmorden und Verbrechen auf jahreszeitliche Schwankungen der inneren Verfassung in den Millionen hin.

Wellen von sehr viel längerer Schwingungsdauer ziehen sich durch das Leben vieler geistig gehobener, namentlich künstlerisch tätiger Persönlichkeiten hin, bei denen Zeiten lebhafter Produktion mit solchen der Passivität abwechseln. *Moebius* hat, unter geringem Beifall der Literaturprofessoren, für *Goethe* eine Periode von 7—8 Jahren wahrscheinlich gemacht, auf deren Höhepunkt jedesmal eine neue Liebe und gesteigerte lyrische Disposition fielen.

Auf dem Gebiete des krankhaften Seelenlebens sind solche langwelligen Oszillationen den Ärzten wohl bekannt.

Für das Verhältnis des Ich zur Umwelt und zu sich selbst sind dann gesetzmäßige Eigentümlichkeiten bestimmend, die an sich keinen periodischen Charakter haben, aber doch einen Wechsel der jeweiligen Einstellung herbeiführen.

Hier sind zunächst zu nennen die regelmäßigen Veränderungen, denen unsere Gemütszustände unterworfen sind, für die man eine „Kurve des Affektes" entwerfen kann. Die menschliche Seele ist nicht imstande, eine bestimmte, die graue Linie der Gleichgültigkeit übersteigende Stimmung über lange Fristen hin in gleicher Stärke festzuhalten; für das Trauergefühl z. B. findet die Gesetzmäßigkeit des allmählichen Abklingens ihren Niederschlag in den Anschauungen der Sitte über die Dauer der Pflicht, nach außen hin durch Trauerkleidung den inneren Zustand zu markieren. Wir sind sogar nach einiger Zeit gar nicht einmal mehr imstande, frühere starke Stimmungen in der Erinnerung wieder wirklich lebendig werden zu lassen, und das ist unserem Heile dienlich. Das Leben wäre überhaupt unerträglich, wenn aller Kummer unserer Vergangenheit uns dauernd

durch die Erinnerung wieder in gleicher Stärke begleiten und quälen könnte. Es gilt dies auch für körperlichen Schmerz; wir erinnern uns an die Tatsache früheren Zahnwehs, das Bild des Schmerzes ist aber äußerst blaß.

Auch gegenüber gegenwärtigem dauernden, durch zwingende Verhältnisse geschaffenem Kummer tritt allmählich eine Erleichterung durch die Gewöhnung ein — eine im Leben eines Volkes einschneidende Tatsache, vermöge deren z. B. unsere heutige Jugend unsere Schande, daß Fremde auf deutschem Gebiete befehlen dürfen, und daß wir wehrlos gemacht worden sind, nicht mehr in genügender Schärfe empfindet.

Die Gewohnheit ist auch in anderer Weise wirksam, und man spricht, wenn man dabei die Disposition zum Handeln im Auge hat, vom Beharrungsvermögen.

Gegenüber diesen bremsenden Momenten stehen andere seelische Eigentümlichkeiten, die nach Wechsel streben, ein negatives und ein positives Moment; das negative ist das Gefühl des Überdrusses, das wir an allem lange Bestehenden, falls es Einfluß auf unser Leben ausüben will, empfinden, das positive ein inneres Bedürfnis nach Neuem, Anregendem, das man mit einem aus der Physiologie entlehnten Ausdrucke als Reizhunger bezeichnen kann. Die Wechselwirkung dieser beiden Triebkräfte erkennen wir deutlich auf erotischem Gebiete, auf dem sie Anlaß zur Untreue und, im Halbbereich des Krankhaften, Quelle des Abgleitens der Gefühle auf Perversitäten wird.

Der Reizhunger insbesondere ist die treibende Kraft bei denjenigen Störungen, bei denen das Individuum Beute narkotischer Gelüste und Mißbräuche wird (Alkoholismus, Morphinismus usw.).

Besonders wirksam sind Überdruß und Reizhunger bei zahlreichen an der Grenze geistiger Gesundheit stehenden Menschen und bei solchen, die sie schon überschritten haben; es ist kein Zufall, daß bei allen größeren oder kleineren revolutionären Vorgängen Psychopathen mit ihrem unstillbaren Bedürfnis nach Sensation, nach „Betrieb“, eine Rolle spielen.

Auf einem jedem klar vor Augen liegenden Gebiete ist die Wirkungsweise dieser Kräfte leicht erkennbar, bei den seltsamen Vorgängen, die unter dem Namen der Mode zusammengefaßt werden.

Der Wirkung nach kann man die Mode die Rache der Arbeitenden an den Besitzenden nennen, da sie Anlaß wird, Geld wegzuwerfen, Kleidungsstücke nicht aufzutragen, sondern vorzeitig auszuschalten, sobald die Modeströmung es verlangt. Niemand weiß, wie die Mode entsteht, und wo sich die Urzelle befindet, von der die alle Welt zwingenden Befehle ausgehen; wir wissen nur, daß sie ihre Wirkung auch auf Nichtwollende ausübt, die dank den in ihnen bereit liegenden Zuständen von Überdruß und Reizhunger den wechselnden Geschmacksrichtungen hörig werden. So kommt es, daß der neutrale Beschauer in belustigter Stimmung das dauernde Hin und Her, die bald kurzen, bald überlangen Röcke, die nackten und die bedeckten Arme, das Auf- und Abwandern der Taille beobachtet, und wer Geduld hat, zu warten, erlebt, daß die Mode nach einiger Zeit wieder zu seinem Geschmack zurückkehrt; die Mode ist die kurzwelligste der geistigen Bewegungen.

Überdruß und Reizhunger sind für den Tieferblickenden auch bestimmend nicht nur in den wechselnden Auffassungen dessen, was in körperlicher Hinsicht für schön gilt, in den Schwankungen des Geschmacks bei den bildenden Künsten, sondern auch in den philosophischen Schulmeinungen.

Wenn wir selber auch nur Atome in der Welle sind, so können wir es doch nicht lassen, zu prüfen, wo wir selbst heute zu stehen glauben.

Auch das Atom empfängt heute den Eindruck einer besonders lebhaften Bewegung, von der es mitgenommen wird. Wir empfinden uns in unseren nachdenklichen Köpfen als eine Zeit des Überganges. Zum Teil ist dies ganz gewiß eine Folge des Weltkrieges, aber nur zum Teil; denn die Welle, die wir heute empfinden, nahm ihren Anfang, weit ausholend, schon vor dem Kriege.

Auf religiösem Gebiete kann man wohl von der Tatsache des Durchbrechens eines starken religiösen Bedürfnisses sprechen; in den Jahrzehnten vor dem Kriege, in der Phase des zunehmenden wirtschaftlichen Wohlstandes, des Aufblühens von Technik und Naturwissenschaften, war das Denken und Fühlen in realistischer Weise der Welt zugekehrt; nach dem Schaukelgesetz, vermöge dessen immer das Jenseits im Preise steigt, wenn das Diesseits sich jammervoll gestaltet, war jetzt eine religiös gestimmte Epoche fällig; es ist kein Zufall, daß nach dem Dreißigjährigen Kriege in Deutschland eine fromme Ära kam, der wir unter anderem die schönsten evangelischen Kirchenlieder verdanken. Die heutigen religiösen Strömungen sind besonders gekennzeichnet durch das üppige Wuchern mystischer Tendenzen, die sich sogar im Protestantismus Eingang zu verschaffen wissen.

Wie immer gedeiht neben dem Glauben auch sein Stiefbruder, der Aberglaube, in charakteristischer Weise; pseudoreligiöse Strömungen, sektenhafte Absonderungen, Okkultismus, Spiritismus, Geheimwissenschaften aller Art heben ihr Haupt, und eine besondere Scheinwissenschaft, die Parapsychologie, widmet sich, mit ausdrücklichem Ausschluß der sonst üblichen Methoden, der Erforschung und Vertretung jener Absonderlichkeiten.

In den Künsten erstrebt man vielfach nicht mehr den Reiz einer vollkommenen Form und das Wohlgefallen des Genießenden; der Wert des Kunstwerks ruht nicht mehr in der zugehörigen ästhetischen Kategorie, sondern daneben und dahinter; er muß gesucht werden und wird von denjenigen, die an Symbolik und Tiefe des Kunstwerks glauben, auch gefunden.

Diesen Wandlungen begegnen wir in der Malerei, namentlich aber in der Musik. In dieser ist außerdem die große, über die Zeiten hin reichende Wellenbewegung darin zu erkennen, daß jetzt wieder die Ausdrucksmittel in den Dienst der Polyphonie gestellt werden, die in der *Bach*schen Ära beherrschend war, dazwischen aber von der Phase abgelöst

worden ist, in der die Melodie als das Hauptausdrucksmittel galt. Man erstrebt in den neuesten Produktionen eine „beziehungslose, rein phantastisch bewegte Musik“, die auf Erfassung des „seelisch Essentiellen“ gerichtet ist; man betont „den ethischen Charakter des Kunstwerks“ — Worte — Worte — Worte —.

In der Biologie sind Strömungen am Werke, die den Darwinismus als eine abgetane Sache behandeln möchten; die von ihm betonten, auf die Entwicklung einwirkenden Momente mechanischer, zufälliger Art, die Einflüsse aus der Umwelt sollen keine Geltung mehr haben; das Ziel der späteren Gestaltung der Organismen liegt vielmehr schon in den Urformen vorgebildet und entfaltet sich aus sich heraus. Der Neovitalismus von *Driesch*, in dem sich eine eigentümliche Kreuzung biologischer und philosophischer Betrachtungsweise kundtut, gibt sich alle Mühe, durch die modernen Verkleidungen hindurch die alte „Lebenskraft“ nicht erkennbar werden zu lassen. In seiner Aufstellung des Psychoids als gestaltgebende Kraft und der Entelechie als Prinzip der Existenz überhaupt werden mystische Begriffe eingeführt, mit denen ein empirisch kritisches Denken nichts anzufangen weiß.

Nirgends ist die Wellenbewegung und die besondere Eigenart der heute fälligen Phase deutlicher als in der Philosophie. Ein äußeres Kennzeichen hierfür ist das Auftauchen der Schulbezeichnungen, die in dem Worte „Neu-“ bewußtermaßen an frühere Auffassungsrichtungen anknüpfen: Neu-Scholastiker, Neu-Kantianer, Neu-Hegelianer.

Bei allem Wandel des Einzelinhaltes können wir in der Philosophie zwei einander entgegengesetzte, teilweise miteinander kämpfende oder sich ablösende Richtungen beobachten, die sich namentlich in der grundsätzlichen Stellung zum Erkenntnisproblem unterscheiden. Als die zwei für uns durchsichtigsten, noch halb in greifbarer Nähe stehenden Typen sehen wir *Kant* und *Hegel*, *Kant*, der sich in der ehrlichsten Weise abgequält hat, die Grenzen der menschlichen Erkenntnismöglichkeiten genau abzustecken,

Hegel, dessen Betrachtungsweise — von diesem Gesichtspunkte aus gesehen — da anfängt, wo *Kant* aufhört, und der den Anspruch erhebt, nichts unbegriffen zu lassen und mit seiner dialektischen Methode einen technisch bewunderungswürdigen, logischen Bau der Auffassung des Alls gegeben hat, in der Welt und Geschichte restlos als ein System der Vernunft begreifbar wurden. Typisch ist auch die gegenseitige Unmöglichkeit des Verstehens dieser beiden Geistesrichtungen, so, wenn *Hegel* alle philosophischen Meinungen, die hinter ihm lagen, als den Triumph des bornierten Verstandes über die Vernunft kennzeichnete, oder *Schopenhauer* den *Hegel* als einen frechen Unsinnschmierer bezeichnete.

Die Zeiten, in denen die *Hegel*sche Philosophie auf vielen Geistesgebieten, z. B. in der Rechtswissenschaft, einen fast despotischen Einfluß ausübte, wurden abgelöst von der uns Älteren noch persönlich naheliegenden Phase, in der die Philosophie mit den Naturwissenschaften Fühlung suchte; jetzt ist wieder eine Rückkehr nicht zu den Einzelergebnissen der *Hegel*schen Zeit, wohl aber zu den Eigentümlichkeiten jener Art des Denkens zu beobachten.

Wir erkennen, wie sich in heutigen Schulen bald die eine, bald die andere Facette mehr heraushebt.

Die Meinung, auf dem Wege des reinen Denkens zu Anschauungen über das eigentliche Wesen der Dinge zu kommen, ist aufgenommen worden von der Phänomenologie, bei der man vergeblich nach dem Gesichtspunkte suchen wird, daß jede Methode zunächst einmal eine Prüfung auf ihre möglichen Fehlerquellen vorzunehmen hat. Den meisten ist ein Eindringen in die phänomenologischen Gedankengänge versagt, die weder Logik, noch bloße introspektive Psychologie sein wollen, sondern ihr Eigentlichstes in einer bestimmten Geisteshaltung, in einer „Techne" des schauenden Bewußtseins erblicken, die man augenscheinlich hat oder nicht hat, aber wohl nicht lernen kann; mir jedenfalls, der ich allerhand schwierige philosophische Werke zu verstehen gelernt habe, ist die Phänomenologie völlig unzugänglich. Ich muß gestehen, daß ich noch immer nicht weiß, was sie

eigentlich will oder bedeutet; es ist trostreich, daß es den Jüngern dieser Schule selbst nicht besser geht. *Pfänder* sagt z. B. (Logik, Verlag Niemeyer, 1921): „In Kürze und doch verständlich heute zu sagen, was Phänomenologie ist und soll, wird zwar von vielen Seiten gewünscht, ist aber derzeit wohl kaum möglich. Es kann sich hier nur darum handeln, den Gegenstand und die Aufgabe der Phänomenologie einigermaßen ahnen zu lassen". Wir waren bisher der Meinung, daß das Ahnen nicht ein Hauptkennzeichen wissenschaftlicher Denktätigkeit sei.

Der *Hegel*sche Gedanke, daß die Geschichte eine Offenbarung und Realisierung des Geistes, eine Erfüllung der Zwecke einer ewigen Weisheit sei, ist von *Eucken* aufgenommen worden, nur daß bei ihm der Gehalt der Geschichte nicht durch reines Denken konstruiert wird, sondern durch das Leben der großen historischen Personen ins Dasein tritt.

Anderen philosophischen Richtungen, die sich von der Erkenntniskritik abwenden, liegt am Herzen das Streben nach Deutung des Sinnes, nach Erkenntnis von Inhalt und Wert des Daseins; die Bezeichnung „Wertphilosophie" ist in sich schon widerspruchsvoll; ein Streben, das nach absoluten Erkenntnissen drängt, kann als Endgegenstand nicht „Werte" betrachten, die eine relative Größe sind und ihre Bedeutung nur in der Beziehung zu etwas wiederum Relativem besitzen, an dem sie gemessen werden. Gerade die Relativität wird am besten gekennzeichnet, wenn diese Richtung z. B. als wertvoll das bezeichnet, was „kulturell bedeutsam" ist.

In anderen Köpfen drängt es zu einer Wiedererweckung der Metaphysik, deren Möglichkeit ganz unbefangen aus dem subjektiven Bedürfnis des Menschen abgeleitet wird: „Metaphysik ist möglich, muß möglich sein, weil sie notwendig ist". (*Stern.*)

In weiterem Ausbau dieser metaphysischen Bestrebungen kommt es zu Auffassungen, die man direkt als eine Neubegründung des Theismus bezeichnen kann; in be-

stimmter Abkehr von pantheistischen Auffassungen wird das Gottesproblem wieder diskussionsfähig.

Über die Wellenbewegung auf medizinischem Gebiete, die hier weniger interessiert, aber im gleichen Sinne wie in den anderen Disziplinen erkennbar ist, habe ich an anderer Stelle (Münchener Medizinische Wochenschrift 1926 Nr. 32 S. 1307/09) mich geäußert. —

Wenn wir die Gesamtheit der Kennzeichen der heutigen Phase in der geistigen Wellenbewegung auf einen Generalnenner zu bringen versuchen, so würde er etwa lauten: Geringschätzung naturwissenschaftlicher Erkenntnis, Aufgeben des Bodens der Erfahrung, Überschätzung der Intuition, ein Streben nach Erkenntnis des Unerforschlichen und der Glaube an die Möglichkeit einer solchen Erkenntnis, ein Sinken des Verantwortungsgefühls in bezug auf die Bedeutung der wissenschaftlichen Beweispflicht.

Das oben skizzierte Hin und Her, Auf und Ab der Betrachtungsweise auf den verschiedensten Gebieten bringt grundsätzliche Unterschiede in der seelischen Struktur der Einzelträger der Überzeugungen zum Ausdruck, aus deren Addition sich die große Wellenbewegung in dem einen oder anderen Sinne zusammensetzt. Es ist dies natürlich nicht so aufzufassen, als wenn in der einen oder anderen Phase die durchschnittliche geistige Disposition, so weit sie in der Uranlage des Menschen beruht, in großem Maßstabe geändert würde; die einzelnen Epochen erhalten ihr Gepräge durch das nach außen hin bemerkbare Überwiegen der verschiedenen Geisteshaltungen, nicht aber durch ein ausschließliches Vorhandensein; zur quantitativen Wirkung tragen am meisten nicht die Führenden, sondern die Mitläufer bei, die der allgemeinen suggestiven Wirkung einer von Einzelnen beherrschten geistigen Strömung unterliegen.

Die verschiedenen Geisteshaltungen, die ich im Auge habe, kann man, je nach dem Gesichtspunkte, kennzeichnen als negativ oder positiv, analytisch zerlegend oder synthetisch bauend, kritisch oder mystisch, mechanistisch oder idealistisch, skeptisch oder gläubig, pessimistisch oder optimi-

stisch; diese einzelnen Begriffe decken sich nicht; es sind Kreise, die sich überschneiden.

Die gegensätzliche Verhaltungsweise wird am deutlichsten, wenn man sich vergegenwärtigt, wie ein wahrheitsuchender Geist vor einer schwierigen oder unlösbaren wissenschaftlichen Frage sich verhält; entweder wird ihm im Falle der Lösung die natürliche Befriedigung über dieses Ergebnis zuteil; im Falle der Unlösbarkeit, wenn es sich herausstellt, daß die Hilfsmittel unseres Geistes, gleichviel welcher Art, das Rätsel nicht bezwingen können, tritt die Gabelung in die zwei Möglichkeiten ein: entweder Anerkennung der unübersteiglichen Grenzen und verzichtende Resignation, oder Bevölkerung des nicht erforschbaren dunklen Gebietes mit Meinungen, Überzeugungen, Dogmen, wie sie dem subjektiven Bedürfnis des jeweiligen Fragers entsprechen.

Im Grunde genommen ist es dieser Unterschied, der das philosophische Denken von dem religiösen Denken trennt. Es ist nicht jedem gegeben, in der dünnen Höhenluft kühler, bewußter Resignation zu atmen, und wer dem nicht gewachsen ist, muß zu der Sauerstoffflasche des Glaubens oder eines Aberglaubens greifen. Man kann den Unterschied der Denkweisen auch so formulieren, daß der Philosoph, wenn er diesen Namen wirklich verdient und nicht von vornherein nach bestimmten Ergebnissen strebt, überhaupt keine Grenze für sein Denken anerkennt, während das religiöse Denken (— im Grunde genommen ein larviertes Fühlen —) imstande ist, an einer bestimmten Stelle des Denkweges sich Halt zu gebieten; der konfessionelle Unterschied würde dann darin liegen, daß das protestantische Denken sich diese Grenze unter eigener Verantwortung selber setzt, während das katholische Denken bereit ist, sie aus fremder Hand zu nehmen.

Von dieser Betrachtungsweise her würde man die in der Wellenbewegung erkennbaren sich ablösenden gegensätzlichen Phasen als solche philosophischen und religiösen Denkens bezeichnen können, wenn man dabei die Grundein-

stellung der Einzelpersönlichkeit im Auge hat und nicht Anstoß daran nimmt, von einem religiösen Denken in der Geschichtswissenschaft, in der Psychologie zu sprechen, auch wenn dabei von eigentlich religiösen Inhalten keine Rede ist. —

Wenn wir eine Bewegung vor uns sehen, nötigt uns ein Denkzwang, nach einem Ziele zu suchen; wohin führt der Weg? Ist alles, was wir vor uns sehen, ein sinnloses Atomspiel, in das wir nur Zweck und Plan hineinverlegen? oder ist alles, was sich geistig regt, eine Etappe zu einem sinnvollen Ergebnis, ein Baustein planvoller Art? Die philosophische Denkweise weiß hierauf keine Antwort; die religiöse Denkweise mag von einem wachsenden Sieg des Geistes über die Natur oder von einem Fortschritt in der Richtung zur Humanität sprechen, oder wie man es sonst ausdrücken mag; alles das sind unbeweisbare Glaubenssätze. Man könnte sehr wohl auch die Frage aufwerfen, ob überhaupt in den Entwicklungen, die wir im Auge haben, ein Fortschritt erkennbar ist; dem Inhalte nach ist dies gewiß der Fall; das, was den Menschengeist beschäftigt und erfüllt, ist unendlich viel reicher geworden; aber in dem Wesen des Menschen, der ja doch nun einmal der Träger der Wellenbewegung ist, kann man, soweit unser historisches Auge zurückreicht, einen Fortschritt nicht erkennen. Das klingt trostlos; aber wir dürfen vor solchen Ergebnissen nicht zurückschrecken, wenn sie sich uns unausweichlich aufdrängen.

Die psychoanalytische Bewegung im Rahmen der Geistesgeschichte.

Wenn die Zahl der Anhänger, die Breite der Wirkung und die lebhafte Zustimmung der Mitläufer den inneren Wert einer geistigen Bewegung bestimmten, wäre es um die Psychoanalyse wohl bestellt; alles das hat sie aufzuweisen; nach unseren Erfahrungen über die Art solcher Entwicklungen beweist das indessen sehr wenig; man hat allen Grund mißtrauisch zu sein gegen neue Erkenntnisse, die sozusagen vierspännig daherfahren; dauerhafte Einsichten auf geistigen Gebieten kommen langsam, unscheinbar, zu Fuß, bedeckt vom Wegesstaub. Selbst in der Physik und in der Chemie, die gelegentlich von einem Tag zum anderen die Welt mit einer glänzenden Entdeckung überraschen, bilden diese Ereignisse in der Regel nur den Abschluß einer langen, dem Laien verborgenen Spanne planvoller, mühseliger Vorarbeit. Selbstverständlich ist auch *Freud* nicht ohne Vorläufer; aber die Bewegung, die seinen Namen trägt, ist sein persönlichstes Werk; er hat den, einen Teil der Welt faszinierenden, Hauptschlag so früh getan, daß er — ein ungewöhnlicher Fall — noch Zeuge seiner vollen Auswirkungen wurde, und er lebt lange genug, um nun auch den Niedergang des von ihm Begründeten, den Zwiespalt im eigenen Lager und den Abfall der Jünger mitansehen zu müssen; in diesem Zusammenhange wirkt *Freud* als tragische Figur.

Was lehrt und was will die Psychoanalyse? Wer heute von Psychoanalyse spricht, muß zunächst bestimmen, was er darunter versteht; die Bewegung ist so in die Breite gegangen, ihr Strom hat sich in so viele auseinanderstrebende Rinnsale verteilt, daß der alten Bezeichnung heute nur noch

Süddeutsche Monatshefte, August 1931.

die Bedeutung eines Sammelnamens zukommt. „Psychoanalyse“ meint an dieser Stelle nur *Freud*s Originallehre, ebenso wie wir, um das „Christentum“ kennen zu lernen, nicht bei Konzilbeschlüssen und Kirchenvätern verweilen dürfen, sondern auf die Evangelien selbst zurückgreifen müssen. *Freud*s Lehrgebäude trägt ein doppeltes Gesicht: es entspricht seiner Entstehungsgeschichte, daß es sowohl ärztliche Theorien wie philosophische Anschauungen umschließt; in letzterer Hinsicht stellt es eine der möglichen Philosophien des Unbewußten dar, die dem Wanderer Wegweiser in Bezirken sein wollen, in deren Dunkelheit er selber nichts zu sehen vermag; für die volkstümliche Meinung ist *Freud* derjenige, der für die Seele die Brunnen der Tiefe erschlossen hat — wenn es so wäre, eine Tat von unsterblichem Glanze.

Die eigentliche Achse der *Freud*schen Lehre ist der Satz: es gibt unbewußte Seelenvorgänge; nach seiner Meinung ist damit „eine einschneidende Neuorientierung in Welt und Wissenschaft“ angebahnt. Wir müssen einige seiner Beweismittel kurz betrachten.

Das eine sind die „Fehlleistungen“ (Versprechen, Verhören, Vergessen, Verlegen usw.), bei deren Gestaltung Motive aus dem Unbewußten mitwirken sollen. Hierzu hat *Freud* als feiner psychologischer Beobachter, als der er weiterleben wird, in verdienstlicher Weise Material zusammengebracht, das jeder aus eigenem Erleben bei einiger Aufmerksamkeit auf den Vorgang bereichern kann; über die tatsächlichen Hintergrundsvorgänge ist damit freilich nichts ausgesagt.

Das andere sind die Vorgänge des Traumes, deren Deutung eine Hauptstütze der psychoanalytischen Lehre bildet. Die Bilder des Traumes sind danach nicht dem regellosen Zufall überlassen; sie sind sinnvoll und bringen Dinge, namentlich Wünsche zum Ausdruck, die der Mensch sich nicht eingestehen will, oder die ihm auch im wachen Zustande nicht klar bewußt sind; der Traum als Wunsch-

erfüllung spielt im Dogma eine beherrschende Rolle, und seine Deutung in diesem Sinne ist eine der wichtigsten Aufgaben. Da die Sache für gewöhnlich nicht zu stimmen scheint, werden ausgedehnte Hilfskonstruktionen erforderlich: die Traumbilder sind nicht das, als was wir sie nehmen, sie sind symbolisch; das, was der Erwachende von seinen Träumen in Erinnerung behält, der „manifeste Trauminhalt" ist nicht wesentlich; dahinter steckt das eigentlich Wichtige, der unbewußte „latente Trauminhalt", der seinerseits eine unbewußte innerliche Zensur passiert, ehe er zum Traum wird. Man sieht, wie unbewiesene und unbeweisbare Behauptungen gehäuft werden müssen, um das zum allgemein gültigen Glaubenssatz zu erheben, was als Einzelfall vielleicht einmal gelten mag. Es ist klar, daß allein schon die These vom symbolischen Charakter des Geträumten jeder Willkür in der Deutung dessen, was das Symbol besagt, die Tore öffnet. Das methodisch ohne weiteres Tödliche ist aber die Ignorierung der Tatsache, daß wir von unseren Träumen überhaupt nur einen verschwindend kleinen Bruchteil beim Erwachen noch zur Hand haben, und daß auch dieser Rest sich unter unseren Händen sehr rasch zu verändern und bis auf Bruchstücke zu zerfließen pflegt. Es besteht nicht die geringste Sicherheit oder auch nur Wahrscheinlichkeit dafür, daß das Tageswissen um die seelischen Vorgänge im Schlafe eine brauchbare Wiedergabe des Geträumten darstellt. Wer sich jahrzehntelang mit den fast unüberwindlichen Schwierigkeiten kritischer Traumbeobachtung herumgeschlagen hat, lächelt über den kindlich anmutenden Versuch, aus solchen kümmerlichen Fetzen einen Königsmantel schneidern zu wollen. Die Traumdeutung ist — auch für jeden Laien erkennbar — der bei weitem schwächste Teil der Lehre, und gerade sie gilt für die Gläubigen als tragender Pfeiler.

Eine weitere Reihe von Beweismitteln wird in der Lehre von der „Verdrängung" dargeboten. Zugrunde liegen wiederum ursprünglich richtige Beobachtungen über die Art und Weise, wie Menschenkinder mit unangenehmen äußeren und

inneren Erlebnissen fertig werden. Das Normale ist, daß die sich daran anschließenden Gemütsbewegungen und peinlichen Denkvorgänge, die „Komplexe", entsprechend einem gesetzmäßigen Bedürfnis nach einer Lösung drängen und sie in der Regel irgendwie finden, z. B. durch unmittelbare Erwiderung einer tätlichen Beleidigung, durch einen Zornesausbruch mit motorischer Entladung, durch Beichte mit Absolution usw.; bleibt dieser befriedigende Vorgang aus, wird der Affekt nicht „abreagiert", so verdrängt nach *Freud* sein Träger, um seine Ruhe zu bekommen, das Erlebnis ins Unbewußte, wo es, in mannigfachen Formen und Verkleidungen weiterlebend, zunächst dem Ich entzogen ist, ohne deswegen seine Existenz aufzugeben; diese kann sich nun noch jahrzehntelang später bemerkbar machen und zwar besonders gern durch das Auftreten einer Nervenkrankheit von irgendwelcher Färbung.

Hier setzt nun das ärztliche Handeln ein, von dem die ganze Lehre ursprünglich ihren Flug begann, die Heilung der Neurose durch Analyse der Psyche des Kranken; es kommt darauf an, den dem Kranken unbewußten alten, eingeklemmten Affekt zu finden und ihn, u. U. auch gegen innerliches Widerstreben, durch die Möglichkeit freien Aussprechens zu beseitigen; die dabei anzuwendende Technik ist das spezielle, in Hunderten von Abhandlungen erörterte Handwerkzeug des Psychoanalytikers, von dessen Einzelheiten hier, wo es nur um das Grundsätzliche geht, ebenso wenig die Rede sein soll, wie von der auf die meisten abstoßend wirkenden These, daß besonders sexuelle Erlebnisse zur Verdrängung mit ihren üblen Folgen disponieren sollen.

Auch diese eine Zeitlang höchlichst bewunderte Lehre ist nicht haltbar. Zunächst ist gänzlich unbewiesen, daß jemals jemand auf diesem Wege der Verdrängung alter Affekte krank geworden ist; es liegt diesem Gedanken der dem Laien allerdings einleuchtende Glaube zugrunde, daß nervöse und psychische Störungen auf psychologischem Wege zustande kämen; dieser Glaube ist in der Hauptsache irrig. Derartige Erkrankungen sind fast immer schicksalsmäßige

Ereignisse, zu denen der Mensch seiner Uranlage nach von Geburt an bestimmt ist; ich erinnere hier an das gleichartige und gleichzeitige Erkranken von räumlich weit getrennten, in verschiedenen Lebenskreisen existierenden Zwillingen. Die unbefangene Beobachtung führt zu dem resignierten Schluß, daß wir im einzelnen Fall fast nie wissen, warum jemand gerade so und gerade dann nervös oder psychisch erkrankt. Wenn man sieht, welche Ungeheuerlichkeiten, wie z. B. das wochenlange Ausharren in der Hölle der Sommeschlacht, von wirklich Gesunden ohne seelische Entgleisungen ertragen werden, lächelt man über den Gedanken, der dem Psychoanalytiker selbstverständlich ist, daß z. B. eine Frau mit 50 Jahren eine Psychose bekommen soll, weil sie seinerzeit den Affekt nicht abreagiert hat, daß sie im Backfischalter von einem Vetter in die Waden gekniffen wurde. Wer durch solche Einflüsse krank wird, braucht es nicht erst zu werden; er war es schon in dem Sinne, daß er die bestimmende Disposition zum Krankwerden in sich trug. Die *Freud*sche Betrachtungsweise vernachlässigt das allgemeine Gesetz, dem die Kurve unserer Gemütsbewegungen zu unserem Heile unterworfen ist; auch die im Augenblick nicht gelösten Affekte mildern sich rascher oder langsamer, aber schließlich doch einmal; schmerzliche Erinnerungen verlieren ihre Schärfe nach und nach von selbst, auch ohne daß der Weg der Verdrängung beschritten werden müßte. Die Reihe der selbstverordneten psychologischen Heilmittel ist ja wohl bekannt — Rache, Aussprechen, Ausweinen, Austoben, resignierte Bescheidung, Beichten; die Kirche, die alte Meisterin psychologischer Technik, wußte sehr wohl, was sie ihren Gläubigen mit diesem Heilmittel — unter Umständen — für eine Wohltat erweist. Ein anderes kommt noch dazu: die Persönlichkeiten, die wir als Psychopathen bezeichnen, haben von vornherein zu den Affektdingen ein krankhaftes Verhältnis; sie werden im Augenblick von irgendwelchen einschneidenden Erlebnissen schärfer getroffen als der Normale, und sie haben das Unglück einer besonders starken Nachdauer der Affekte. Diese selben Menschen wer-

den dann später nervenkrank oder geisteskrank, nicht weil sie an verdrängten Affekten leiden, sondern weil sie so sind, wie sie sind. Krankwerden und Nichtfertigwerden mit Gemütsbewegungen stehen nicht in ursächlichem Verhältnis zueinander; sie sind Zweige desselben Stammes. Die tatsächliche Situation wird also von der psychoanalytischen Lehre völlig entstellt.

Diese Stichproben müssen hier genügen; was wir grundsätzlich an ihnen feststellen, finden wir in sonstigen Teilen der Lehre auf Schritt und Tritt: mit dogmatischer Bestimmtheit vorgetragene Behauptungen, die teils offenkundig falsch, teils unbewiesen sind; fast immer ist der Hergang dabei der, daß die Überzeugung vor den Tatsachen da ist, und daß diese ihre Beleuchtung und Deutung aus der vorher schon bestehenden Meinung beziehen. Ein solches Verfahren ist möglich nur auf Gebieten, die, wie die Lehre vom Unbewußten, zu einer zwingenden Beweisführung überhaupt keine Gelegenheit geben; diesen Mangel finden wir auch sonst in Fragen geistigen Inhalts, auf die mathematische Beweismethoden nicht anwendbar sind. Die Stärke der Wirkung auf kritisch gestimmte Dritte kann dann nur in dem Eindruck liegen, daß beim Zustandekommen einer neuen Erkenntnis alle uns beschiedenen Hilfsmittel des Verstandes herangezogen worden sind, daß es intellektuell rechtschaffen zugegangen ist. Daß dies in der Psychoanalyse an vielen Stellen nicht der Fall ist, gehört zu den wesentlichsten Einwänden, die jede ernste wissenschaftliche Betrachtungsweise zu machen hat. Es ist derselbe Vorwurf, den *Schopenhauer* gegenüber *Hegel* in allen Abstufungen der Schärfe des Ausdrucks vorbrachte, wie denn überhaupt die formalen Analogien zwischen der *Freud*schen Methode und der *Hegel*schen Denkweise deutlich genug hervortreten: hier wie dort glatte Ergebnisse, nichts, was unerklärt bliebe, scheinbar tiefe Erkenntnisse von Sinn und Bedeutung des Lebens, wohlklingende Worte, breitester Einfluß in alle möglichen Geistesgebiete hinein und — dieser Teil der Entwicklung

ist für die Psychoanalyse erst im Anzug — die nachhinkende Erkenntnis, daß es sich um ein schönes Feuerwerk handelt, nach dessen Verleuchten es so dunkel ist wie zuvor. Man hat ein sicheres Kennzeichen für den Dauerwert einer neuen Lehre: wenn sie mühelos auf jede Frage eine befriedigende Antwort weiß, kann man sicher sein, daß es sich um dialektisch gewonnene Scheinergebnisse handelt. Für dialektische Kunstgriffe ist gerade die Lehre vom Unbewußten bei seiner Unbestimmtheit ein verlockendes Feld. Die tatsächliche Lage und die Grenzen der Erkenntnis sind dabei leicht zu bestimmen:

Das Unbewußte ist ein Riesenreich im Vergleich zu dem ganz engen Kreis dessen, was im Augenblicke vom Lichte des Bewußtseins beschienen wird; daneben gibt es zwischen Volldunkel und Tageshelle einen breiten Bezirk der Dämmerung, in dem wir alle Abstufungen der Bewußtheit nach Lichtgrad und Bestimmtheit der Linien in uns beobachten. Ein großer und nicht der unwichtigste Teil unserer Gefühle, Stimmungen, Triebregungen lebt in diesem Dämmergebiete, teils für immer, teils auf Zeit; das Maß der Schärfe und Helligkeit dieser seelischen Vorgänge hängt ziemlich weitgehend von unserem Willen ab.

Das Gebiet des Volldunkels enthält zunächst nur Möglichkeiten seelischen Geschehens, aber in einer uns völlig unbekannten Form; wir wissen nur, daß Gedanken, Bilder, Einfälle, Einsichten aus jenem Dunkel auftauchen, teils ohne unser Zutun, teils auf unseren Befehl, dem aber oft genug, wenn die seelische Konstellation nicht günstig ist, auch der Gehorsam verweigert wird bis zur vollen Rebellion. Die wissenschaftliche Betrachtungsweise beschränkt sich dabei in dem Eingeständnis: vom Unbewußten wissen wir nichts, und wir können nichts davon wissen. Wir haben keine andere Wahl, als seelisch nur das zu nennen, was uns bewußt ist; sobald wir diese beiden Begriffe voneinander lösen, wenn wir ein unbewußtes Seelenleben annehmen, zerfließt uns die ganze Frage unter den Händen; es ist dies kein Streit um Worte, sondern eine ganz klare und scharfe Alternative. Natürlich ist es, wenn man Gläubige findet,

nicht schwer, Hypothesen darüber aufzustellen, was sich auf dieser dunklen Hintergrundsbühne abspielen mag; man kann über den Inhalt eines festverschlossenen Gefäßes unbesorgt Behauptungen aufstellen, wenn man die Sicherheit hat, daß es nie geöffnet werden wird; nur darf man nicht sagen, daß das noch wissenschaftliche Methode ist. *Freud*s Erfolge wären nicht verständlich, wenn seine Darstellung nicht etwas ungewöhnlich Suggestives hätte; der kritische Leser kommt dabei aber nicht von dem unbehaglichen Gefühl los, daß er fortgesetzt auf der Hut sein muß, um den Punkt nicht zu verpassen, wo der falsche Weg abbiegt; nach und nach entdeckt er dann, mit welchen dialektischen Methoden die Schein ergebnisse eingebracht werden: unmerkbares Einschleichen neuer Begriffe, die sich logisch aus dem Vorausgehenden nicht ergeben, Gleichsetzen von Vorstellbarkeit eines Vorganges mit seiner Wirklichkeit, Verwechslung von Möglichkeit mit Sicher heit, von Vergleichbarkeit und Ähnlichkeit mit Identität.

Eine weitere bemerkenswerte Eigentümlichkeit zeigen die Untersuchungen *Freud*s und der Seinigen: es ist nirgends die Rede von den Fehlerquellen der Methode. Sonst beginnt bei jeder wissenschaftlichen Untersuchung das Verfahren mit der Prüfung des Materials oder der Instrumente; man würde lachen über einen Astronomen, der Ergebnisse veröffentlicht, ohne geprüft zu haben, ob seine Linsen richtig geschliffen sind, über einen Chemiker, der nicht weiß, ob die Urstoffe rein sind, die er verwendet; niemand würde einen Physiker ernst nehmen, der Bilder von der Menschenexistenz auf dem Jupiter entwirft, ohne sich auch nur die Frage vorzulegen, ob die Temperaturverhältnisse dort überhaupt organisches Leben zulassen. Für die Psychoanalytiker gelten solche elementaren Grundsätze als veralteter Ballast. Wenn in der Verleihungsurkunde des Goethe-Preises an *Freud* seine naturwissenschaftliche Methode hervorgehoben wird, so ist dies gerade das letzte Lob, das man ihm hätte spenden dürfen.

Bei dieser Sachlage drängt sich uns die Frage auf: Wenn dies alles so ist, wie erklärt sich dann der Aufstieg der Psychoanalyse? Daß ein Vater sein Kind, ein Forscher seine

Theorie liebt, ist natürlich; aber wie bekommt er die anderen dazu, diese Gefühle zu teilen? Entgegenkommend und vorbereitend wirkte ein Negatives: der Überdruß eines Zeitalters an der materialistischen Betrachtungsweise, die Sehnsucht nach gefühlsmäßig befriedigenden Einsichten, dieselben Stimmungen also, die das Aufblühen aller verheißungsvollen, dunklen Pseudowissenschaften förderten; auf psychologischem Gebiete kam dazu der Eindruck von dem immer wieder verkündeten „Bankerott der Schulpsychologie" und das Welken der Hoffnungen, die man auf die experimentelle Arbeitsrichtung gesetzt hatte; *Freud* streckte eine Hand aus, die statt der Steine Brot zu geben schien, und die Hungrigen griffen zu. Dieselbe Art von Menschen, die sich seinerzeit für *Hegel* begeisterte, schwärmt heute für die Psychoanalyse. Das menschliche Bedürfnis, schmerzlich empfundene Lücken des Wissens mit sympathischen Bildern zu füllen, ist unwandelbar; es war nie anders; in gewissen Geistesstrukturen lebt die Vorliebe für Leute, die über Unwißbares in einleuchtender Form etwas zu sagen wissen. Kritische Bescheidung, resignierte Anerkennung der harten Grenzen unseres Erkennens kann niemals die Stimmung der Menge sein. Das Problem des Unbewußten ist an sich besonders verlockend; eine Lehre, die uns hier ahnen läßt, muß ja wohl „tief" sein, und wenn sie noch dazu schwer verständlich oder unklar ist, so ist sie „bedeutend". Die Zahl der selbständigen Beurteiler ist so gering; nichts ist unbeliebter in der Welt als die Mühsal eigenen Denkens; die von *Freud* mit Auskünften aus dem Gebiet der Dunkelheit Beschenkten bilden eine natürliche Schutzgarde für den Schenker; im Angriff auf ihn sehen sie ihre eigenen Gefühls-Besitztümer bedroht; der Skeptiker, ja schon der vorsichtige Kritiker und Warner ist ein unsympathischer Störenfried des Optimismus der neuen Lehre, die sich glänzend auf breite Wirkung verstand.

Ich kenne niemanden, der in dem Maße wie *Freud* die geniale Gabe besaß, für alte Dinge neue Worte von zündender Schlagwortwirkung zu prägen, Worte, die genügende Lebenskraft besitzen, um aus einem zunächst wissenschaft-

lich gemeinten Gebiet mit erstaunlicher Geschwindigkeit Eingang in den allgemeinen Sprachschatz zu finden. Alle Welt spricht heute von eingeklemmten Affekten, von Verdrängung, von Komplexen usw. und unterliegt dabei dem natürlichen Irrtum, zu glauben, daß neue Worte auch eine neue Einsicht bedeuten müßten. Von der tatsächlichen Unrichtigkeit der Verdrängungslehre war schon die Rede; aber auch mit den Komplexen ist es nichts Rechtes; ihr Inhalt war uns von jeher wohlbekannt; wir wußten auch vor *Freud*, daß stark gefühlsbetonte Gedankengänge eine beherrschende Stellung im Seelenleben einnehmen, daß sie das ganze Sein stören, in schwere Konflikte äußerlicher und innerlicher Art führen können; aber erst seit sie Komplexe heißen, sind sie wirklich weithin beachtenswert geworden. Der alte wohlbekannte Blaukoller vielbestrafter Verbrecher heißt heute Schupokomplex; ein chronischer moralischer Katzenjammer nennt sich Minderwertigkeitskomplex; der fast gesetzmäßige Gesinnungszwiespalt zwischen den aufeinanderfolgenden Generationen, zwischen Sohn und Vater, ist der Ödipuskomplex; gerade er zeigt besonders deutlich, welche Wirkungen eine glückliche Wortprägung auszuüben vermag; in der modernen Literatur, in Romanen und Novellen, aber auch in ernsten psychologischen Schriften hat der Ödipuskomplex vollen Kurswert; augenscheinlich legt sich niemand die Frage vor, ob es denn wirklich so alltäglich ist, wie die Psychoanalytiker und die Gläubigen es annehmen, daß ein Sohn seine Mutter zu besitzen und den Vater totzuschlagen wünscht; ich selbst aber auch viele andere, die über breitere Erfahrung verfügen, haben etwas Derartiges nie gesehen.

Eine Erörterung über solche Punkte mit einem Psychoanalytiker ist nicht möglich; ganz abgesehen von der Überheblichkeit, mit der die Vertreter der „Tiefenpsychologie" auf gewöhnliche Menschen herabsehen, hat man das lähmende Gefühl, daß das übliche Handwerkszeug der Logik versagt, daß man es nicht mit dem Intellekt, sondern mit dem Willen des anderen zu tun hat; wer weise geworden ist, macht keine Versuche mehr zu Erörterungen mit Psycho-

analytikern, die genau so zur Unfruchtbarkeit verurteilt sind wie wissenschaftliche Gespräche über Religion mit einem Gläubigen, über Politik mit einem Fanatiker.

Was wird daraus werden? Die Bewegung zeigt heute schon verfallene Züge; das Originaldogma zerfließt, Jünger verlassen den Meister und werden Häupter eigener Richtungen und Strömungen; eine große Zahl hurtiger Maulwürfe durchwühlt dialektisch den Boden, der das Lehrgebäude bald nicht mehr wird tragen können; auch das charakteristische Zeichen des Niedergangs einer persönlich begründeten Bewegung ist schon da: Schüler beweisen dem Lehrer und Stifter, daß er sich selber mißverstanden hat.

Die Psychoanalyse als Behandlungsmethode wird sich noch eine Weile halten; ihre Grundlage ist eine morbide Doktrin, eine Heilslehre für Dekadente, für Schwächlinge aller Arten, und deren wird es immer mehr als genug geben. Das Ende der therapeutischen Wirksamkeit bestimmen im Falle der Psychoanalyse nicht die Wissenschaft, nicht die ausübenden Ärzte, sondern das Publikum; das Ende ist da, sobald die Hilfesuchenden merken, daß die Psychoanalyse nicht mehr leistet als andere Methoden auch, daß sie Heilbare heilt und Unheilbare ungeheilt läßt.

Gegenüber dem Menschen *Freud* wird bleiben die Anerkennung vielfacher Belebung und Bereicherung, die er teils als feiner Beobachter, teils auf dem Wege der Erzeugung des Widerspruchs, der Psychologie geschenkt hat, und die Achtung vor seinem Mute des Denkens und Aussprechens; der dogmatische Teil seiner Lehre ist dem Untergange geweiht; die Psychoanalyse als Bewegung wird in der Geistesgeschichte verzeichnet werden als ein neuer, mit Energie und Geist unternommener, aber aussichtsloser Versuch, in das Reich des Unbewußten und Unbeweisbaren vorzudringen.

Die humanistische Bildung.

Meine Legitimation zu der Befassung mit dem Thema des Abends ist nur schwach; ich verfüge nicht über berufsmäßige Sachkunde, bin von der ganzen Literatur der Frage unberührt geblieben und habe, in Umkehrung des Zitates, hier kein Amt, wohl aber eine Meinung. Die hierin liegenden Nachteile werden vielleicht aufgewogen durch den Vorzug der Unbefangenheit; ich bin mit dem humanistischen Bildungswesen sozusagen nicht verheiratet, sondern nur sein Liebhaber, Dilettant im wahren Wortsinne, als jemand, der eine Sache zu seiner eigenen Freude treibt. Es ist nicht wahr, daß Liebe blind macht, bloß der Haß trübt unser Urteil; jedenfalls darf ich mich als einen warmen Freund der humanistischen Bildungsanstalten vorstellen, als jemand, der gern an seine Gymnasialzeit zurückdenkt und niemals von Examensträumen gequält worden ist. Die Vertretung eines Lehrfaches, das an der Grenze der Naturwissenschaften und der Geisteswissenschaften steht, der praktische Unterricht und die Prüfungen haben mir zudem besondere Gelegenheit gegeben, festzustellen, wie sich die von verschiedenen Bildungswegen her kommenden Kandidaten den geistigen Aufgaben gegenüber verhalten. —

Die heutige Phase der Gefährdung des humanistischen Gymnasiums ist eine hoffentlich nur kurze Episode in einer langen Entwicklung. Das humanistische Bildungsideal und seine Arbeitsstätten sind jünger, als gewöhnlich angenommen wird. Das Mittelalter wußte nichts davon; es war die Schulzeit der germanischen Völker. Das Altertum war Lehrer, aber nicht im heutigen Sinne; es war nicht das jugendliche heidnische Altertum, sondern das gealterte, ja greisenhafte und christlich gewordene. Die Hauptwirkung der Renaissance war die

Vortrag, gehalten bei der Begründung der Freiburger Ortsgruppe der Freunde des humanistischen Gymnasiums am 20. März 1924.

Abstreifung der christlich-supranaturalistischen Formen, die das Mittelalter in Kunst und Wissenschaft hineingetragen hatte; es war ein Zurückgreifen auf den altklassischen Geist. Erst seit etwa 1500 existierte in Deutschland eine breitere Kenntnis der griechischen Sprache, die unter dem Einfluß von *Erasmus* und *Reuchlin* 20 Jahre später auf den deutschen Hochschulen akklimatisiert war. Erst seit 400 Jahren ist in Deutschland die humanistische Bildung Voraussetzung und Trägerin des höheren Geisteslebens gewesen. —

Bis in die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts war der Abschluß des humanistischen Gymnasiums Voraussetzung jeder Zulassung zur Universität. Die dann einsetzende Entwicklung war ein Parallelvorgang allgemeinerer Erscheinungen, der aufsteigenden Ära der Naturwissenschaften und der Technik. Beim Blicke rückwärts erkennen wir einen fortgesetzten Pendelgang der Geistesgeschichte; so sehen wir z. B. — von anderen Gesichtspunkten — einen Wechsel politisch interessierter und aktiver Perioden und solcher des politischen Stillstandes mit Höhepunkten der literarischen, ästhetischen, philosophischen Betätigung — ein Sachverhalt, den *Hegel*s seinerzeit bewunderter Spruch zum Ausdruck brachte: „Erst in der Dämmerung beginnt der Vogel der Minerva seinen Flug.“ Wir sind heute in anderer Richtung Zeugen dieser Wellenbewegung, die uns seit dem politischen Niederbruch eine Epoche der Hinneigung zu allen möglichen mystischen Regungen und Strömungen beschert hat. Es war nur natürlich, ja mehr wie das, gesetzmäßig, schicksalsmäßig, daß die Zeit von Deutschlands Aufstieg zur Weltgeltung mit dem Hochdruckbetrieb wirtschaftlicher und technischer Art kein gutes Klima war für eine Hochschätzung geistiger Werte. Das humanistische Gymnasium beschäftigte sich zu wenig mit dem, was scheinbar allein nützlich war: Physik, Chemie und Technik, und lehrte dafür Dinge, die für die Zwecke der Welt nicht nur als unnütz, sondern als Hemmnis erschienen. Dabei wurde in der üblichen Art des Kurzschlußdenkens vergessen, daß alle führenden Träger der deutschen Betätigung aus der humanistischen Bildung herstammten; denn

in deren Jugend gab es ja noch gar nichts anderes. Die äußerliche Folge dieser Gesamtlage war eine zunehmende Errichtung von nichthumanistischen Lehranstalten und die Erteilung immer weitergehender Berechtigungen an diese. Daneben ging eine Herabsetzung der Anforderungen an die Bildungsziele mit der Wirkung einer Begünstigung der mittleren und unterdurchschnittlichen Begabungen. Während vor 50 Jahren das humanistische Gymnasium sich in Abwehr befand gegen Angriffe, die seiner Alleinherrschaft galten, steht es heute in einem Kampf um seine Existenz, in dem die Vertreter des Humanismus vielleicht schon zu bescheiden geworden sind — fast bis herab zu der Berliner Redensart: „Entschuldigen Sie, daß ich geboren bin." —

Es ist in jedem Kampfe nützlich, die Gegner und ihre Motive möglichst genau zu kennen. Wir finden da zunächst ernste und ernst zu nehmende Männer, die auf Grund von Beobachtungen und Nachdenken zu der Überzeugung gekommen sind, daß es bessere Bildungsmittel gebe als das alte Gymnasium; sie behaupten, daß die nötige Denkschulung auch auf anderen Wegen zu erreichen sei, daß die alten Sprachen daher eine überflüssige Belastung bedeuten, daß es unmöglich sei, für sie neben den anderen Anforderungen Zeit und Kraft aufzubringen und daß die naturwissenschaftlich Strebenden und auf praktische Brauchbarkeit Bedachten besser die Realvorbildung durchmachten. Über alle diese Dinge läßt sich wohl diskutieren; es ist aber nicht mehr nötig, da jenes Ziel durch die Vervielfachung der Bildungswege längst erreicht ist. Alle Arten von Begabungen, die deduktiv und die induktiv eingestellten, die mehr theoretisch und die mehr auf das Anschauliche gerichteten, die zur logisch-dialektischen und die zur praktischen Betätigung disponierten können den ihnen angemessenen Weg finden. Für die höchsten Begabungen ist die Art des Bildungsweges sowieso nicht von entscheidender Bedeutung.

Ganz anders als diese Gegner ist die übrige Front zu beurteilen, in der sich sehr verschiedene Tendenzen zusam-

menfinden. Wir finden da zunächst alle diejenigen als Gegner des alten Gymnasiums, denen es seinerzeit dort zu schwer wurde, und wir finden die Eltern der Sitzengebliebenen; es ist ein ähnlicher Vorgang, als wenn, was man häufig feststellen kann, antimilitaristische Stimmungen auf angeblich erlittene Unbill in der Militärdienstzeit zurückgehen. Ich habe immer den Eindruck gehabt, daß die Bemühungen Wilhelms II. zugunsten der nichthumanistischen Bildungsanstalten von seinen Schulerinnerungen nicht unbeeinflußt waren. Sehr charakteristisch für die Verschiedenheit des individuellen Verhältnisses zum Gymnasium sind die Äußerungen, die seinerzeit von *Graf* zusammengestellt wurden; die Reihe der Abstufungen reicht hier von *v. Wilamowitz*, der eine Kritik an seinem Schulpforta für ebenso pietätlos hält wie die Kritik am Elternhause, bis zu einem modernen Schriftsteller, der seine Erinnerungen an die Schulzeit in dem einen Worte „scheußlich" zusammenfaßt.

Eine andere Reihe tatsächlicher und erfolgreicher Gegner operierte mit der Behauptung der Überbürdung, als deren Hauptbeweis dann nicht selten die Schülerselbstmorde angeführt wurden. Man sollte sie richtiger Schulselbstmorde nennen, wenn man das zum Ausdruck bringen will, was jene meinen, daß es nämlich die Schule mit ihrer Quälerei gewesen sei, die Heranwachsende aus dem Leben trieb. Der ganzen Betrachtung liegt ein tatsächlicher Irrtum zugrunde; noch niemals ist jemand durch intellektuelle Anstrengungen aus dem Gleis geworfen worden. Die ganze Fragestellung ist auch nach anderer Richtung hin falsch; Schülerselbstmorde, die wegen Mißgeschicks in der Schule erfolgen, bedeuten keine Reaktion auf die Schule, sondern auf das Elternhaus. Dem durchschnittlichen Jungen machen seine Noten nur so weit Eindruck, als er eine häusliche Wirkung voraussetzt.

Die ärztliche Zerlegung der Fälle lehrt, daß es wohl ausnahmslos psychopathisch veranlagte Persönlichkeiten waren, die den Tod wählten; dem gesunden Knaben und Jüngling mit ihrer Lebensbejahung liegt schon der Gedanke an pessimistische Bewertungen und gar an freiwilliges

Abtreten sehr fern. Wer sich als Schüler umbringt, wäre auch dem weiteren Leben nicht gewachsen gewesen. —

Als allgemein gefühlsmäßig wirkendes Moment finden wir dann die Abneigung aller Halbgebildeten gegen die Träger und die Bekundungen der Bildung unter Mitwirkung der Unterschätzung dessen, was man nicht kennt. Dazu kommt die menschliche Eigentümlichkeit des Wunsches nach Änderung dessen, was schon lange besteht. Die Versuche, an dem alten Gymnasium herumzuexperimentieren, kamen mir immer vor wie das Handeln eines Knaben, der probiert, ob seine gutgehende Uhr nicht vielleicht noch besser ginge, wenn er ein Rad herausnähme oder ein anderes einsetzte.

Endlich müssen wir gerade heute stark mit der allgemeinen Tendenz zur Nivellierung rechnen. Die Revolution, mit der wir ja noch nicht abgeschlossen haben, muß ihrem Wesen nach gegen jede Form der Aristokratie unfreundlich gestimmt sein, gleichviel, ob es sich um eine solche der Geburt, der Macht, des Geldes oder der Bildung handelt. Es sind dies dieselben gefühlsmäßigen Motive, die die Revolution von 1918 universitätsfeindlich machte. Sie sah da Werte vor sich, denen sich mit rein mechanischen Mitteln schwer beikommen läßt, und sie würde noch rücksichtsloser auf Beseitigung oder Schwächung dieser Institutionen hingestrebt haben, wenn nicht als Schutz doch ein gewisser dumpfer Respekt der Tagesgebilde vor dem Zeitlosen bestanden hätte. Die jetzigen Bemühungen in Rußland, wieder ein geistiges Leben erstehen zu lassen, sind kein Gegenbeweis gegen das eben Gesagte. Die Sowjetleute hätten es einfacher gehabt mit dem Aufbau des geistigen Rußland, wenn sie nicht hunderttausend Intelligenzen totgeschlagen hätten. Und was jetzt dort erstrebt wird, ist ja keine allgemein menschliche Bildung, sondern eine ganz spezifische politische Sowjetbildung. Charakteristisch für alle Zeiten ist der Bescheid, den der zum Tode verurteilte *Lavoisier* erhielt, als er das Revolutionstribunal um Aufschub seiner Hinrichtung bat, weil er noch bestimmte Experimente zum Abschluß bringen wollte: „Die Republik bedarf Ihrer Experimente nicht.“ Viel-

leicht ist in Deutschland der Höhepunkt der bildungsfeindlichen Welle schon überschritten. Wir wollen es hoffen. Alles in allem sehen wir ein buntes Gemisch von Strömungen persönlicher und allgemeiner Art, genährt von anerkennenswerten und verwerflichen Motiven, sich zusammenfinden in der gemeinsamen Tendenz der Feindseligkeit gegen die humanistische Bildung.

Es wäre falsch, wenn wir das, was an den Vorwürfen gegen das alte Gymnasium berechtigt ist, nicht sehen und zugeben wollten. Das eine ist der Vorwurf, daß im humanistischen Unterricht nicht grundsätzlich, aber von einzelnen weniger geeigneten Persönlichkeiten, eine Überschätzung der rein formalen Gesichtspunkte geübt wird. Es gibt Lehrer, die den Homer für geeignet halten, ausführliche Erörterungen über Partikeln anzuknüpfen, die an Horaz in erster Linie Versfüße interessieren, während sie die Vermittlung des geistigen Gehaltes ihren Schülern schuldig bleiben. Man spricht nicht mit Unrecht in Einzelfällen von weltfremden Philologen, bei denen allerdings in einem Teil der Fälle eine Kompensierung dadurch eintritt, daß gerade die Weltfremden oft als Träger eines besonderen Idealismus in anderen Richtungen auf die Charakterbildung ihrer Zöglinge Einfluß gewinnen. Der andere Vorwurf, daß das alte Gymnasium für zahlreiche Begabungen eine ganz ungeeignete Vorbildung abgebe, ist richtig; ebenso, daß es für viele Lebenszwecke ungenügend ausrüste. Ich selbst habe im späteren Leben oft gewünscht, seinerzeit anstatt des Hebräischen Englisch gelernt zu haben. Indessen trifft ein solcher Einwand das Grundsätzliche nicht, da ja niemand mehr genötigt ist, das humanistische Gymnasium zu passieren.

Wenn wir uns heute in Abwehrstellung befinden, so haben wir Anlaß, den von uns verteidigten Wert des klassischen Bildungsmaterials zu prüfen und zu beweisen. Wir müssen uns fragen: Was ist es uns? Was leistete es uns? Was leistet es noch?

Im geschichtlichen Rückblick springt eines ohne weiteres

heraus, etwas, was gewiß keine Kleinigkeit ist: daß auf humanistischem Boden Deutschlands führende Rolle im Geistesleben der Welt erwachsen ist. Innere Anlage und Humanismus miteinander machten uns zum Volk der Dichter und Denker. Ich müßte eine ganze Reihe der führenden Geister seit Jahrhunderten aufzählen, wenn es noch irgendwie nötig wäre, Namen zu nennen. Aber auf eines sei doch hingewiesen: daß auch die großen Naturforscher, wie etwa *Humboldt* und *Helmholtz*, zwar ihre naturwissenschaftlichen Methoden nicht auf ihre humanistische Bildung zurückzuführen hatten, wohl aber die Höhe ihres geistigen Niveaus. Es wäre eine nicht uninteressante Aufgabe — ich weiß nicht, ob ihre Lösung schon versucht ist —, im großen Maßstabe die Schicksale der früheren Zöglinge einzelner besonderer Bildungsstätten, wie etwa von Schulpforta oder des Tübinger Stifts zu verfolgen.

Wie wir eine Weingegend nicht bloß nach den Spitzenweinen der besten Jahrgänge, sondern auch nach den durchschnittlichen Konsumweinen beurteilen müssen, werden wir auch für die humanistische Bildung ihren Einfluß auf die breite Schicht der nicht produktiven Gebildeten zu prüfen haben und dabei ohne weiteres erkennen, daß Religion, Recht, Staatslehre, Sprache, Schrift, Kunst, Geschichte, Philosophie von klassischem Bildungsstoff befruchtet oder durch Männer verkörpert wurden, die den humanistischen Weg gegangen waren. Es besteht über die Jahrtausende hinweg ein stiller Rapport zwischen den Geistern, die in der Höhe der klassischen Bildung sich über die Niederungen hin zunicken, und wer in diesem geistigen Klima lebt, in dem alle Tagesmaßstäbe ihre Korrektur finden, kennt den hier wohnenden reinen Frieden.

Nach verschiedenen Einzelrichtungen hin ist die Höhe der klassischen Vorbilder selten erreicht, nie übertroffen worden. In der Philosophie ist wohl bis *Kant* nichts hervorgetreten, was nicht in der einen oder anderen Form schon von den griechischen Philosophen gedacht und ausgesprochen wäre, von den Denkern, deren einfache sachliche Ehr-

lichkeit ohne Nebenrücksichten, deren unbestechliche Wahrheitsliebe uns immer wieder mit Bewunderung erfüllt, ebenso, wie keine Zeit die antiken Schriftsteller in ihrem Sinn für Einfachheit, Größe und Schönheit jemals übertroffen hat. Wer den Dingen im einzelnen nachgeht, findet, daß unser ganzes Leben vom höchsten geistigen Inventar an bis herab zu den Geräten des täglichen Gebrauchs unter antikem Einfluß sein Gepräge erhalten hat. Auch alle, die eine humanistische Bildung ablehnen, sind, mögen sie wollen oder nicht, ob sie es wissen oder nicht, doch Nutznießer davon, und ihre Behauptung, daß es auch ohne jene Bildung gehe, mutet uns an, wie die Meinung der Insassen eines behaglich geheizten Zimmers, die nicht daran denken, daß der Ofen, wenn er nicht neu gefüllt wird, nach kurzer Zeit keine Wärme mehr um sich verbreiten kann.

Der Gedanke, daß Bildungsbesitz eine praktische Hemmung im bürgerlichen oder politischen Leben bedeute, ist durch die Geschichte genügend oft widerlegt worden. Die besten Träger der Erhebung von 1813 waren humanistisch gebildete Jünglinge, und wenn wir auch das Schlagwort von dem Schulmeister, der die Schlacht bei Königgrätz gewonnen habe, preisgeben, so werden wir doch der Überzeugung bleiben dürfen, daß Deutschlands Erneuerung und seine politische Erhebung nur durch eine Jugend kommen wird, die nicht von den Gesichtspunkten der Nützlichkeit bestimmt wird, sondern von Idealismus erfüllt ist. Unsere Feinde könnten sich freuen, wenn der deutsche Geist sich zu einem Werkzeug rein praktischer Gesichtspunkte erniedrigte, und wenn wir die Schmach der Abschaffung der allgemeinen militärischen Wehrpflicht durch das freiwillige Unglück einer Beseitigung der geistigen Wehrpflicht verschärften. Gewiß, die Ergebnisse der humanistischen Bildung sind nicht so offenkundig aufzuzeigen, wie etwa die Herstellung von tödlichen Gasen oder wie die Apparate der drahtlosen Telephonie. Deswegen sind sie aber doch Realitäten, die über den Tag hinweg in die Zukunft wirken. Zum Begriff des Philisters allerdings gehört es, daß er nur

greifbaren Nutzen sieht und anerkennt; *Goethe* sagt einmal darüber: „Nicht allen Menschen ist es eigentlich um ihre Bildung zu tun, viele wünschen nur so ein Hausmittel zum Wohlbefinden, Rezepte zum Reichtum und zu jeder Art von Glückseligkeit."

Diejenigen, die den Wertgehalt des Humanismus nicht bestreiten, kommen dann mit der Behauptung, diese Werte ließen sich auch ohne den Umweg des Studiums der alten Sprachen durch Übersetzungen vermitteln. Wir müssen somit auch die Frage noch beantworten: Was leistet uns die Beschäftigung mit dem Lateinischen und mit dem Griechischen?

Zunächst ist in rein materieller Hinsicht sicher, daß den wenigsten Menschen zum Bewußtsein kommt, wie riesengroß der Besitz an antiken Wörtern im Tagesbedarf des heutigen Gebildeten ist: Lyrik, Drama, Epos, Hymne, Elegie, Idyll, Grazien, Furien, Olymp, Titanen, Parnaß, Elysium, Auspizien, Tribunen, Diktator, Forum, Klient, Barbaren und die Hunderte von Namen des Sternenhimmels — alles alltägliches Handwerkszeug unseres Vorstellungslebens. Die Sprachreiniger, die sich auch Puristen nennen, und die *Leibniz* einmal so hübsch als „Reindünkler" bezeichnete, veranlassen uns nur zum Lächeln, wenn sie glauben, daß die große Mehrzahl solcher Fremdwörter entbehrlich sei. Sie sind tatsächlich keine Entstellung oder Verunreinigung unserer Sprache, sondern eine notwendige Ergänzung und Bereicherung. In dem Fremdwörterbuch von *Heyse* sind ca. 90000 zu verdeutschende Worte aufgeführt, von denen wir allerdings die Mehrzahl nicht einmal kennen. Ein einfacher Engländer kommt lebenslänglich mit 3000 Wörtern aus; *Shakespeare* gebraucht 15000. Es gibt einen Maßstab dafür, wie stark speziell unsere medizinische Wissenschaft mit fest eingebürgerten Fremdwörtern durchsetzt ist, wenn man sieht, daß in einer Zusammenstellung der klinischen Terminologie 6—7000 Ausdrücke erwähnt werden. Es würde eine schmerzliche Erschwerung der internationalen wissenschaftlichen Verständigung sein, wenn wir alle diese Wörter durch deutsche Bezeichnungen ersetzen wollten. Ein heutiges

Kulturvolk kann seine Sprache so wenig isolieren, wie sich selbst, und der Versuch dazu würde einen Rückfall in Barbarei bedeuten. Mir ist es immer als ein unwürdiger Vorgang erschienen, daß unsere medizinischen Studenten Tausende von Wörtern mechanisch auswendig lernen müssen, ohne Sinn und Entstehung sich aus eigenen Mitteln anschaulich machen zu können, so etwa wie wir jetzt den Namen des ägyptischen Königs Tutenchamun oder des Inders Rabindranath Tagore uns einprägen. Es ist degradierend, sich in einem Verkehrskreise zu bewegen, dessen Zitate und Wendungen man nicht versteht, etwa wie es einem sonst Gebildeten ergeht, der plötzlich in einem Fußballklub oder in einem Kreise von Yachtseglern sich zu bewegen hat. Es ist mir in der klinischen Vorlesung immer eine Hemmung, wenn ich mich für die zukünftigen Ärzte schämen muß, die elementarste Bezeichnungen des Handwerks nicht sprachlich zu verstehen vermögen. Es ist ein Irrtum, zu glauben, daß daran durch die Einführung einer nachträglichen Prüfung im Lateinischen für die Realschüler etwas geändert würde. Diese kurze Schnelldressur ist absolut unzulänglich und verhindert die so Bedachten nicht, nachher doch um die griechischen Wörter stammelnd herumzustolpern. Ich entsinne mich mit besonderem Vergnügen einer Szene aus der Klinik, wo eine Studentin eine Lähmung beider Beine, die wir als Diplegie benennen, charakterisieren sollte und sie als Monoplegie bezeichnete. Auf meine Frage, was denn *monos* bedeute, sagte sie: „zwei", und ich unterließ nicht, ihr dazu zu gratulieren, daß sie demnach später einmal, wenn sie in monogamischer Ehe lebe, zwei Männer haben würde.

Ganz gewiß kann man in technischer Hinsicht ein ausgezeichneter Arzt auch bei anderen Vorbildungsarten werden, aber der menschlich harmonisch gebildete Arzt bedarf der humanistischen Voraussetzungen.

Auch über den formalen Wert der Beschäftigung mit den alten Sprachen kann man nicht leicht zu hoch denken. Ich habe mich von der Richtigkeit der Behauptung, daß

Mathematik oder moderne Sprachen dasselbe für die Schulung des Denkens leisteten, nie überzeugen können, habe im Gegenteil immer gefunden, daß bei der Erörterung von Problemen, die den Kreis des direkt Anschaulichen verlassen und logisch-dialektische Schärfe verlangen, die humanistisch Gebildeten, z. B. im Examen, zweifellos einen Vorsprung haben.

Mit dem nur als kindisch zu bezeichnenden Einwande, daß die Beschäftigung mit den alten Sprachen überflüssig sei, weil sie doch niemand mehr spräche, werden wir uns nicht erst auseinanderzusetzen haben; er steht auf derselben Höhe, als wenn man das Turnen für überflüssig erklären wollte, weil Oberlehrer und Landgerichtsräte in ihrem Berufe das Seilspringen nicht nötig haben. Gerade eine Zeit, für die der Begriff des Training im Sportbetriebe so viel bedeutet, sollte Verständnis für den Wert des Hirntraining in geistiger Beziehung zeigen. —

Die Sprache ist kein zufälliges Produkt, sie ist kein mechanisches Gebilde, kein bloßes Handwerkszeug für den menschlichen Verkehr; Sprache ist formgewordener Geist, und wer in ihr lebt und mit ihr verkehrt, wird dieses Geistes teilhaftig, auch wenn er sich dessen nicht bewußt ist. Es gibt eine immanente Vernunft der Sprache, und *Schiller* hatte schon recht, wenn er in seinem bekannten Distichon von der Sprache redet, die für uns dichtet und denkt.

Der Bildungswert der einzelnen Sprachen im allgemeinen ist ungeheuer verschieden; eine so abgeschliffene, abgewaschene, auf das Minimum des Bedarfes reduzierte Sprache wie die englische ist gewiß sehr dienlich als Verständigungsmittel zwischen Nationen und Individuen; sie ist aber weit entfernt von den formalen Feinheiten und der logischen Strenge, von dem Reichtum an Nuancen und Farben, den die alten Sprachen mit ihrer hoch differenzierten Grammatik, ihrer Fülle von Zeitwortabstufungen, ihren vollen Flexionsformen darbieten.

Das Griechische und Lateinische sind in ihren Vorzügen wieder abgestuft; das Lateinische war nicht umsonst die eigentliche Sprache der juristischen Logik. Schon rein ästhetisch genommen erfreut das Lateinische durch die

Energie und Sauberkeit seiner Linienführung, die gute lateinische Prosa zu einem Bau machen, der dasteht wie der Palazzo Pitti in Florenz, Quader auf Quader gefügt in monumentaler Ruhe. In keiner anderen Sprache der Welt ist es möglich, in so aphoristischer Zuspitzung fein geschliffene Weisheit zu vermitteln; ich brauche den Sachkundigen die Beispiele nicht anzuführen; aber auch der Nichtphilologe, der sich mit alten Sprachen beschäftigt hat, weiß, wie umständliche Formulierungen man oft nötig hat, wenn man lateinische epigrammatische Fassungen ins Deutsche übertragen will. Die Berliner Universität hat für ihr Totendenkmal einen Spruch ersonnen, der im Deutschen etwa heißen würde: „Den Unbesiegten und Unbesiegbaren gewidmet von den im Kampfe Unterlegenen, die eines Tages die Sieger der Zukunft sein werden"; drei lateinische Worte genügen, um diesen Gesamtinhalt wiederzugeben: „Invictis victi victuri." Wer sich den Einwirkungen der alten Sprachen mit gutem Willen hingibt, erwirbt dank ihrer Sauberkeit der begrifflichen Abgrenzung und ihrem feinen Gefühle für logische Struktur dasjenige, was den wirklich Gebildeten ausmacht: Disziplin im Denken.

Man kann auch weitergehen: eine freie Beherrschung der deutschen Muttersprache, Verständnis und Befähigung zu ihrer Weiterbildung und das dazu nötige Stilgefühl sind nicht zu haben ohne die alten Sprachen. Die heute wuchernde Sprachverwilderung, die man vielfach als Sprachverluderung bezeichnen könnte, ist nur möglich in einer Generation, die sich dessen nicht bewußt ist, daß Sprache anvertrautes Gut ist, für das wir unseren Enkeln gegenüber verantwortlich sind. Das moderne Ohr hat, selbst wenn man den Versuch macht, es hören zu lehren, kein Verständnis für die Eigenart der landläufigen Denkfaulheitsfehler, von denen nicht nur das Zeitungsdeutsch heute wimmelt. Ich denke da z. B., um nur einiges herauszugreifen, was mir gerade zur Hand ist, an den Mißbrauch des Imperfektes statt der vollen Vergangenheitsformen, an die Verkennung des Adverbcharakters in Wendungen wie:

„meine vorzugsweise Beschäftigung“, an die Bildung unzulässiger Participia perfecti wie etwa die „stattgehabte Eröffnung“ oder „die bestandenen Kandidaten“, die Verwechslung von „scheinbar“ und „anscheinend“, von „zumuten“ und „zutrauen“, von „bezwecken“ und „erreichen“ und vieles andere. Die Sprache hat eben nicht bloß für eine kleine Schicht von Liebhabern Gefühlswert, sie ist nicht nur für den der Sauberkeit Bedürftigen ein logisches Reinigungsbad, sie ist kein mitgeschleppter toter Besitz, sie ist vielmehr für den willigen Streiter eine Waffenkammer des Geistes. —

Ich will abbrechen, das Thema wäre auch für eine länger bemessene Zeitstrecke unerschöpflich.

Ich möchte zum Schluß der Überzeugung Ausdruck geben, daß mit dem Untergang der humanistischen Bildung die feinste Blüte des deutschen Geistes verwelken würde. Gewiß: das geistige Leben an sich ist nicht totzuschlagen; es geht seinen Weg auch ohne amtlichen Schutz und ohne amtliche Beförderung; aber es ist etwas anderes, ob die humanistischen Bestrebungen wie ein Uhu in den Klüften hausen, oder ob sie ihre Schwingen frei im Lichte regen können. Täuschen wir uns nicht; daß wir heute noch im Groben kein Sinken des geistigen Niveaus offenkundig vor uns sehen, ist kein Beweis; denn wir stehen erst im Anfang der Wirkung, die Generationen braucht, um voll in die Erscheinung zu treten. Es wäre schlimm, wenn wir auch auf geistigem Gebiete erlebten, was wir auf wirtschaftlichem Gebiete schmerzlichst erleben müssen, den Untergang des Mittelstandes, des eigentlichen Trägers der Intelligenz. Wir sollten uns gewarnt sein lassen von dem, was wir auf einem Nachbargebiete beobachten, wo der Abbau der praktischen Rechtspflege eines der edelsten Besitztümer eines Volkes, das Vertrauen zu seiner Rechtspflege, zu vernichten droht. Stimmungen und Überzeugungen wechseln; aber der Geist bleibt, und wenn von Tagesgrößen mit ihrer Eitelkeit niemand auch nur noch die Namen kennt, werden die Sterne des Altertums weiter leuchten sieghaft und ruhigheiter wie seit zweitausend Jahren.

Gilt das Kausalgesetz auf seelischem Gebiete?

Vor einiger Zeit kam eine Studentin strahlend zu mir mit der Eröffnung, daß sie jetzt ein Thema für ihre Doktorarbeit gefunden hätte: die Abhängigkeit des Geistes von der Materie; sie bat mich um eine Empfehlung an *Spielmeyer*, bei dem sie diese Frage zur Lösung zu bringen gedächte. Ich könnte mir vorstellen, daß man beim Lesen der Ankündigung meines Themas eine ähnliche Empfindung gehabt hat, wie ich angesichts jener Eröffnung; wer aber das mir beschiedene geringe Maß von Illusionsfähigkeit kennt, weiß, daß ich nicht den Optimismus habe, das Fragezeichen des Themas in ein positives oder negatives Ausrufungszeichen zu verwandeln. Ich habe den Vortrag angekündigt, weil er gewissermaßen die Vorfrage enthält, ehe wir daran gehen, seelische Symptome auf anatomische Veränderungen zu beziehen.

Das Kausalgesetz ist auch für denjenigen, der nie etwas davon gehört hat, die Voraussetzung des praktischen Handelns und des Nachdenkens; auch Geisteskranke, so lange sie nicht verblödet sind, denken kausal, wenn auch von falschen Voraussetzungen aus.

Die wissenschaftliche Betrachtungsweise versteht unter Kausalgesetz bei wechselnden Definitionen immer dasselbe; es ist unerheblich, ob man sagt: gleiche Ursachen gleiche Wirkungen, oder: nichts geschieht ohne zureichenden Grund, oder: zwischen den Vorgängen a und b bestehen gesetzmäßige Abhängigkeitsbeziehungen.

Seit *Kant* besteht die Erkenntnis, daß das Kausalgesetz kein Ergebnis der Erfahrung ist, sondern jeder Erfahrung vorausgeht, ja es gibt erst die Möglichkeit für das, was wir

---

Vortrag, gehalten auf der 55. Wanderversammlung der südwestdeutschen Neurologen und Psychiater; 24. 5. 30. Archiv f. Psychiatrie Bd. 92.

Erfahrung nennen; es gilt als eine Kategorie unseres Denkens wie Raum und Zeit. Es ist in diesem Zusammenhange der Satz aufgestellt worden, daß keine Welt vorstellbar sei, in der es nicht räumlich, zeitlich und kausal zugehe; für Raum und Zeit ist dies jedem Denkenden ohne weiteres sicher, für die Kausalität nicht in gleichem Maße; eine Welt, in der die Naturgesetze unserer Kausalität nicht gelten, ist sehr wohl denkbar und wird sehr oft gedacht, sei es in der Religion oder im anmutigen Spiel in Märchen und Dichtung; diese Ausnahmen sind aber nur scheinbar; kausal bezogen wird unter diesen Umständen auch, nur eben auf außerweltliche, den Naturgesetzen nicht unterworfene Instanzen. Ob eine Welt vorstellbar sei, in der z. B. nichts herrsche als ein sinnloser und regelloser Wirbel der Atome, ist eine Tatbestandsfrage im Inneren des Individuums. Die kausale Betrachtungsweise ist, ganz gleich wie man zu diesen Fragen sonst stehen möge, jedenfalls eine unerläßliche Voraussetzung jeder Erkenntnis, wenn sie diesen Namen verdient.

Einen Sonderfall der Kausalität bedeutet das Gesetz von der Erhaltung der Energie; wenn alles gesetzmäßig aufeinander und auseinander folgt, ist nirgendwo Platz für die Annahme eines Zuwachses oder Verlustes an der gesamten Energiemenge im Weltall; der Anschein davon, der bis zu *Robert Mayer* und *Helmholtz* die Welt beeinflußt hat, ist trügerisch; es gibt seitdem nur Umformungen der Energie, z. B. von Bewegung in Wärme usw., und gerade dies war der Ausgangspunkt für die eben Genannten.

In der Physik treten neuerdings Strömungen auf, die an der Allgemeingültigkeit des Kausalgesetzes zu rütteln scheinen, weil sie für gewisse allerfeinste Vorgänge seine Ungültigkeit erkannt zu haben glauben; wenn man die Physiker fragt, so haben diese neuen Theorien Zweifel an der Gesetzmäßigkeit des Naturgeschehens im großen nicht zu erzeugen vermocht; die Sicherheit der Voraussage einer Sonnenfinsternis auf 2000 Jahre Zeitferne ist nicht in Frage gestellt; die Hilfstheorie, daß die kleinen, kausal nicht zu fassenden Schwankungen im großen und ganzen sich wieder

ausgleichen, macht auf denjenigen, der der neuesten Physik als Laie gegenübersteht, den Eindruck eines Kompromisses; die ganze Lage ist indes mathematisch zu schwierig, als daß der Nichtphysiker ein Urteil darüber haben könnte.

Auf einem anderen Gebiete ist die Gültigkeit des Kausalgesetzes von jeher umstritten worden — in bezug auf die kausalen Verhältnisse des geistigen Geschehens. Die Diskussion über den Zusammenhang von Leib und Seele, oder wie man es sonst nennen mag, ist so alt wie das wissenschaftliche Denken überhaupt; auch heute noch lebt in der Religion und in einzelnen Lehrmeinungen die alte Form des Lösungsversuches, die dualistische. Von *Descartes* Trennung der Welt in die res extensa und res cogitans finden sich alle Abstufungen der Meinungen über den Materialismus und den psychophysischen Parallelismus bis zur vielleicht radikalsten Auffassung des Psychischen als eines Epiphainomenon: alles Geschehen der belebten Körper ist verstehbar aus rein physiologischen Vorgängen heraus; das Seelische ist nur eine unwesentliche Begleiterscheinung, die fehlen könnte, ohne daß sich an den Lebensäußerungen der Organismen etwas änderte. Verführerisch ist diese Betrachtungsweise für die tiefsten Organisationsstufen, wo sich der gleitende Übergang vom Reflex zum seelisch gefärbten Vorgange findet, bestechend auch für die Betrachtung der höheren Organismen — von außen gesehen. Von einem Betrachter außerhalb des Erdballs würde gar nicht zu entscheiden sein, welche der von ihm beobachteten Bewegungen einen seelischen Hintergrund haben und welche nicht. Das Subjekt allerdings hält diese Auffassung für unsinnig, da es sich nicht nur in seinen seelischen Vorgängen als frei, sondern sogar als Herrscher über das Körperliche fühlt; angesichts der gewaltigen Illusionsfähigkeit unseres Geistes ist das natürlich kein Beweis. Zuzugeben ist, daß man bei konsequenter Verfolgung des Gedankens einer kausalen Abhängigkeit der Psyche vom Hirn an der epiphänomenalen Betrachtungsweise nicht vorbeikommt.

Bei dieser, wie es scheint, aussichtslosen Lage müssen Zweifel auftauchen, ob nicht vielleicht unsere ganze Fragestellung falsch ist, indem sie Begriffe und Maßstäbe anwendet, die nicht am Platze sind und die Sache nicht fördern können. Man kann fragen: ist das Seelische nach seiner Eigenart überhaupt als Objekt für die Anwendung der Kategorie der Kausalität geeignet?

Können wir es überhaupt fassen? Wo können wir es fassen? Sicher ist uns nur das eigene seelische Geschehen; daß in anderen Organismen etwas Entsprechendes vorgeht, ist sehr wahrscheinlich; wir schließen es auf dem Wege der Deutung und der Analogie; aber bindende Beweise dafür gibt es nicht.

Und was wissen wir von unserem eigenen Geiste? Gegenstand unserer Prüfung kann nur ein verschwindend kleiner Teil sein, das, was uns im Augenblicke bewußt ist; die Riesendunkelkammer des Unbewußten ist uns verschlossen; wir wissen nicht das geringste von den Gesetzen, die das Psychische die Schwelle des Bewußtseins überschreiten lassen.

Weiter: finden wir denn in dem uns zugänglichen engen Bezirke der Lichtpartien unseres Geistes eine kausale Gesetzmäßigkeit? Die Erfahrung bejaht diese Frage nicht; erkennbar jedenfalls ist für uns nichts von Gesetzmäßigkeit; das Wichtigste in uns, dasjenige, was unser Handeln bestimmt, Gefühle und Triebe, stammt aus dem Unbewußten. Wenn wir als wissenschaftlich Denkende auch für das seelische Gebiet das Gesetz der Kausalität als gültig aufstellen, so ist das eine Ableitung aus den Gesetzen der äußeren Welt, eine Gesetzmäßigkeit, die wir, auch ohne subjektiv überzeugende Beweise zu haben, im Interesse der Einheitlichkeit des Weltbildes auch für unser Inneres als bindend ansehen. Niemand, der nichts kennte als sein eigenes Inneres, käme aus dem, was er dort wahrnimmt, auf den Gedanken einer durchgehenden Kausalität; er würde an eine regellose, den Gründen nach ihm verschlossene Spontaneität glauben müssen.

Mit diesen den rein intrapsychischen Verhältnissen geltenden Betrachtungen ist natürlich über die kausalen Beziehungen von Psyche und Hirn nichts ausgesagt.

Wir müssen hierbei zweierlei trennen, einmal die Frage des Verhaltens der Energie im ganzen beim Ablaufe seelischer Vorgänge und zweitens die kausale Abhängigkeit des seelischen Geschehens in seiner Einzelgestaltung vom materiellen Substrate.

Zu dem ersten Punkte ein Beispiel: *Helmholtz* liegt in horizontaler Ruhe ausgestreckt auf seinem Kanapee; möglich sei eine experimentelle Prüfung der in seinem Hirn vertretenen Energiemenge; gewiß: sie wird anders sein in tiefem Schlafe, anders in lebhaftem Affekte; aber ob er mit Gelassenheit Jugendbilder vor sich abrollen läßt, oder ob ihm das Prinzip des Augenspiegels aufgeht, das ist sicherlich mit gleichen Kalorienmengen zu bestreiten. Es wird von der Energiebetrachtung aus auch gleichgültig sein, ob ein Gesunder in ruhigem Denken aus irgendwelchen Beobachtungen einen richtigen Schluß zieht oder ein Geisteskranker einen wahnhaften. Ein Parallelbild aus der Physik würde es sein, wenn ein Geiger auf seiner Violine bei dem gleichen Energieverbrauch eine triviale oder eine reizvolle Melodie spielt.

Sicherlich besteht zwischen der Quantität der Energiemenge beim Ablauf der Hirnvorgänge und der inneren Qualität der seelischen Geschehnisse keine gesetzmäßige Beziehung.

Nun wäre es ja aber möglich, daß vielleicht zwischen der Form der feinsten Hirnvorgänge und der Form des geistigen Geschehens gesetzmäßige Beziehungen bestünden.

Wir haben dabei zunächst in bezug auf die Methode zuzugeben, daß wir damit den Versuch machen, zwei heute noch für uns gleich unbekannte Größen zu vergleichen. Das Psychische ist nicht zu fassen, und von den feinsten Hirnvorgängen wissen wir fast nichts. Was wir bestenfalls mikroskopisch sehen können, ist im Vergleich zu dem, was wir sehen sollten und sehen möchten, viel zu grob; wenn wir

uns einbilden, damit das Wesentliche zu erfahren, so sind wir in demselben Irrtum befangen, als wenn wir wähnten, weil wir die Struktur einer Stadt aus dem Stadtplan erkennen, damit etwas über die Vorgänge in den einzelnen Häusern zu wissen.

Es besteht aber noch eine viel wesentlichere grundsätzliche Schwierigkeit.

Die Anwendung des Kausalgesetzes würde besagen: wenn das Seelische von Hirnvorgängen physikalischer, chemischer oder irgendwelcher Art strengstens abhängig ist, dann muß auch jeder kleinsten Gefühlsregung, jeder Einzelvorstellung unerbittlich zugeordnet sein ein materielles Geschehen; nun stehen wir vor der im höchsten Grade seltsamen Tatsache, auf die *Liebmann* wohl zuerst aufmerksam gemacht hat: unser Denken arbeitet nach logischen Gesetzen, die ganz unabhängig von jedem Inhalte absolut bindende Geltung besitzen; diesem Denken ist zugeordnet ein materielles Geschehen, das also nach logischen Prinzipien abläuft. Es ist ein ungeheuerliches Bild, das sich für uns da enthüllt: blinde Naturmächte mit den in ihrem Bereiche geltenden eigenen Gesetzen gehorchen gleichzeitig einer ihnen dem Wesen nach völlig fremdartigen Norm. Wenn wir auf eine solche unausweichliche Absurdität stoßen, müssen wir sagen, daß hier irgendein Geheimnis verborgen liegt, dem sich mit unseren heutigen Hebeln und Schrauben des Denkens nicht beikommen läßt.

Die hier für die logische Kategorie sich ergebende Unbegreiflichkeit des Naturgeschehens ist in der belebten Welt kein Unikum; ich erinnere an das Vorkommen der Kunstformen in der Natur, etwa an die höchst reizvollen Gebilde, die wir in der Welt der Radiolarien finden, aber auch schon in den einfachsten Eisblumen am Fenster vertreten sehen; wir finden hier den höchsten ästhetischen Reiz in Linienführung und Proportionen vertreten; wir zweifeln nicht daran, daß jedes tausendstel Millimeter in einer kausalen Abhängigkeit von physikalischen Verhältnissen der Temperatur, der Adhäsion, der Kapillarität steht, und doch ist

damit über das Wunder der Gesetzmäßigkeit in der ganz neuen und fremden Kategorie des Ästhetischen nichts gesagt und nichts zu verstehen.

Diesen Beispielen ist eins gemeinsam: der Welt des materiellen Geschehens ist übergelagert in nicht abzuleitender Weise eine andere Welt gesetzmäßiger Beziehungen, die einer völlig neuen Kategorie angehören, die aus der physikalischen Kausalität nicht abgeleitet werden können. Wenn derartiges möglich ist, so genügt eben für gewisse Fragen, darunter für die nach Beziehungen von Hirn und Geist, die mathematisch kausale Betrachtungsweise nicht; es ist wahrscheinlich, daß die von uns angelegten Maßstäbe nicht nur zu primitiv, sondern auch falsch gewählt sind.

Verstehbar ist das vielleicht nur für eine Intelligenz, die der unsrigen weit überlegen wäre; wir müssen, da wir zur Zeit nichts Besseres haben, solche Ergebnisse in Bescheidenheit hinnehmen; die heutige Beschaffenheit unseres Geistes ist nur eine episodische Phase in einer Entwicklung, von deren Ziel wir keine Ahnung haben, und wir tun sehr wohl daran, unsere heutigen Zufallsmaßstäbe nicht als endgültig anzusehen; das ist nicht weiter tröstlich; aber darauf kommt es ja nicht an.

Zur Psychologie des Examens.

Die nachstehenden Zeilen wollen nichts Abschließendes, sondern nur eine Anregung geben. —

Jedes der vielen Examina, mit denen für die Mehrzahl der Menschen die erste Hälfte des bürgerlichen Lebens in der einen oder anderen Form eingefriedet ist, bedeutet ein psychologisches Experiment — nach der Idee des Prüfenden zunächst ein Experiment am Prüfling, tatsächlich aber auch am Examinator.

Allen Prüfungen ist gemeinsam, daß unter äußerlich möglichst gleichen Bedingungen seelische Sachverhalte festgestellt werden sollen, deren Bewertung ihren Niederschlag in bestimmten Zahlengrößen, den Zensuren, erfährt.

Diese Zensuren sind natürlich nur mit allerlei Vorbehalten als ein wirklicher Index für die psychische Sachlage zu betrachten; sie sind aber ein praktisch nicht zu umgehender Notbehelf, da es unmöglich wäre, in jedem Einzelfalle (wie früher in den Abgangszeugnissen der humanistischen Gymnasien) die Note durch eine mehr oder weniger eingehende Motivierung ihres Zustandekommens auf Grund einer Analyse des Prüflings zu ersetzen oder zu ergänzen.

An dieser Stelle soll zunächst nur über einige psychologische Beobachtungen aus dem medizinischen Staatsexamen gesprochen werden, die das Ergebnis aus jahrzehntelanger Tätigkeit als Examinator und aus mancherlei Nachdenken über die sich dabei ergebenden seelischen Konstellationen bilden.

Was dabei die Psyche der Examinanden anbelangt, so springen für den aufmerksamen Beobachter, der nicht an seinen Fachinteressen kleben bleibt, Nebenergebnisse allgemeinerer Art heraus.

Man hat z. B. Gelegenheit, den Einfluß des vor der Uni-

Archiv für Psychiatrie Bd. 73. Heft 2/4; 1925.

versitätszeit durchlaufenen Bildungsganges festzustellen, wobei mir persönlich die Überlegenheit der humanistischen Vorbildung über die realschulmäßige in bezug auf logisch-dialektische Schulung, Fähigkeit der Begriffsbildung usw. nicht zweifelhaft ist.

Man hat Gelegenheit, den Einfluß von Rasse, Lebensalter, Lebensschicksalen (Kriegsteilnehmer) zu studieren, ebenso auch die Unterschiede zwischen der männlichen und der weiblichen Begabung; in letzterer Hinsicht wird wohl überall der Eindruck, den die Examinatoren davontragen, ziemlich gleichmäßig sein: die Mädchen lassen den größeren Fleiß der Vorbereitung erkennen, sind aber vielfach weniger gut imstande, von dem angelernten Wissensmaterial einen völlig freien Gebrauch zu machen; sie können oft sozusagen den Koffer nur in der Reihenfolge auspacken, in der sie ihn gepackt haben. Nur Voreingenommenheit kann im übrigen leugnen, daß sich unter den weiblichen Prüflingen solche finden, die sich mit den besten männlichen durchaus messen können.

Gerade bei dem Vergleiche männlicher und weiblicher Examinanden kommt mir oft zum Bewußtsein, daß einen wichtigen Teil des eigentlichen Wertes der Prüfung etwas anderes ausmacht als die Feststellung des tatsächlichen *Wissens*; in Wirklichkeit prüfen wir ja nicht bloß den Besitz von Fachkenntnissen; unser Urteil, wie es schließlich in einer Note seinen Ausdruck findet, gilt bei einem *wirklichen* Examen auch der Klarheit, Sicherheit und Behendigkeit des Denkens, ebenso aber auch gewissen Charaktereigentümlichkeiten: der Art der Gefühlsreaktion, der Energie und dem Tempo der Entschlußfähigkeit, der Widerstandsfähigkeit der Stimmung gegen Zwischenfälle oder gegen die Tatsache des Geprüftwerdens überhaupt usw.

Für denjenigen, der viele Generationen von Prüflingen an sich vorüberziehen sah, heben sich allmählich einzelne immer wiederkehrende *Typen* heraus.

Da ist zunächst der Träger der wie selbstverständlich ihm zufallenden ersten Note, fachsicher, überlegen, den Stoff

beherrschend, behende in der Auffassung, unbeeinflußt von der Examensstimmung — ein Typus, dessen Eigenart schon nach wenigen Minuten der Befassung klar hervortritt, der aber leider nicht allzu häufig vertreten ist.

Wir begegnen dann den Vertretern des guten Mittelschlags von durchschnittlicher Intelligenz, großem Fleiß und Gewissenhaftigkeit mit guten, aber nicht glänzenden Leistungen.

Unterhalb dieser beiden erfreulichen Vertreterreihen beginnen für den Examinator die eigentlichen seelischen Nöte, wenigstens für denjenigen, der es mit seiner Aufgabe ernst nimmt und sich nicht damit begnügt, durch die Psyche des Examinanden einen flüchtigen Querschnitt zu legen, sondern sich keine Mühe verdrießen läßt, nach allen Seiten hin bis zu den Grenzen seines Wissens und seiner Fähigkeiten vorzustoßen.

Wir begegnen hier dem „begabten Windhund“, der mit guter Rezeptivität ausgestattet, sanguinisch anregbar, nicht tief interessiert, dialektisch gewandt, doch nur eine kleine Weile über seinen wirklichen Wert zu täuschen vermag; wir treffen den „Schwimmer“, der es versucht, durch Redensarten, durch Kühnheit der Formulierung oder Ablenkungsmanöver über seine Mängel hinwegzugleiten; wir sehen aber auch den Unglücksmenschen, der trotz der langen Zeitstrecke des Staatsexamens aus dem Dauerschrecken nicht herauskommt und sich durch immer neue Ängste in seiner Leistungsfähigkeit als eingeengt erweist — gelegentlich bis zum völligen Versagen infolge von Verwirrtheit. Vertreten sind in dieser Gruppe nicht nur minderbegabte, schwache Naturen, sondern auch Leute von nicht schlechten intellektuellen Fähigkeiten, aber psychopathisch labiler Beschaffenheit. Es ist für den Examinator wichtig, den Angehörigen dieser Eigenart nicht durch Verkennen Unrecht zu tun, und nirgends mehr als bei ihnen bedarf es der Gelassenheit und des festen Vorsatzes einer in die Tiefe dringenden Gerechtigkeit. Der Sache selber freilich wäre vielfach besser gedient, wenn man die Unfähigkeit, der erregenden Situation

der Prüfung gegenüber auch intellektuell Haltung zu bewahren, als Grund zur Ausschaltung gelten ließe, da es gerade zu dem Wesen des Arztes gehören soll, in aufregenden Lebenslagen fest und ruhig zu bleiben. Das weibliche Geschlecht stellt durchaus nicht das Hauptkontingent zu dieser Sorte von Examensschwächlingen.

Wer als Examinator Neigung und Talent hat (beides ist nicht allzu häufig), sich selbst kritisch zu beobachten, weiß, daß die Hauptleistung für den Prüfenden nicht auf intellektuellem, sondern auf moralischem Gebiete liegt. Wenn das Ziel einer gleichmäßig gerechten Behandlung aller Prüflinge über Monate hin erreicht werden soll, so bedarf es dazu eines immer neuen Aufwandes von Willen, um sich nicht durch zufällige, körperlich bedingte oder seelisch durch Zeitmangel, anderweitige Interessenbindung usw. veranlaßte Mißstimmung in seinem Verhalten und in seinem Urteil beeinflussen zu lassen.

Wenn, wie es im medizinischen Staatsexamen der Fall ist, in begrenztem Zeitraum an übersehbarer Örtlichkeit eine begrenzte Anzahl von Examinatoren Gegenstand angestrengter Aufmerksamkeit einer großen Anzahl von Prüflingen wird, so ergibt sich unter diesen sehr bald eine gewisse Sammelmeinung über die Charaktereigentümlichkeiten der einzelnen Examinatoren, die, wenn sie einmal Gelegenheit zu vertraulicher Äußerung findet, oft frappierend richtig ist. Die Prüflinge sondern uns genau so wie wir sie und kennen sehr wohl den gelassenen, den gerechten, den ungeduldigen, den reizbaren, den durch Tricks zu gewinnenden, den von Stimmungen abhängigen und den kleinlichen und schikanösen Examinator. Es ist keineswegs leicht und nicht mit einem allgemeinen Vorsatz geleistet, gerecht zu sein. Es bedarf dazu einer nicht geringen Entwicklung der Verkehrsformen des einzelnen mit sich selbst und besonders eines immer neuen Willensanstoßes, um über alle wechselnden Eigenstimmungen hinaus dem Prüfungsakte eine immer gleichbleibende Seelenfront zuzukehren.

Für den Vorsitzenden der Prüfungskommission, bei dem

alle Schriftstücke zusammenlaufen, sondern sich die Examinatoren von selbst nach gewissen Gesichtspunkten, die zunächst ihren greifbaren Niederschlag in den durchschnittlichen Noten erfahren.

Wie große Unterschiede sich allein schon hierin zwischen den gleichstehenden Prüfern eines in sich geschlossenen Prüfungsabschnittes an denselben Prüflingen ergeben, zeigt Abbildung 1.

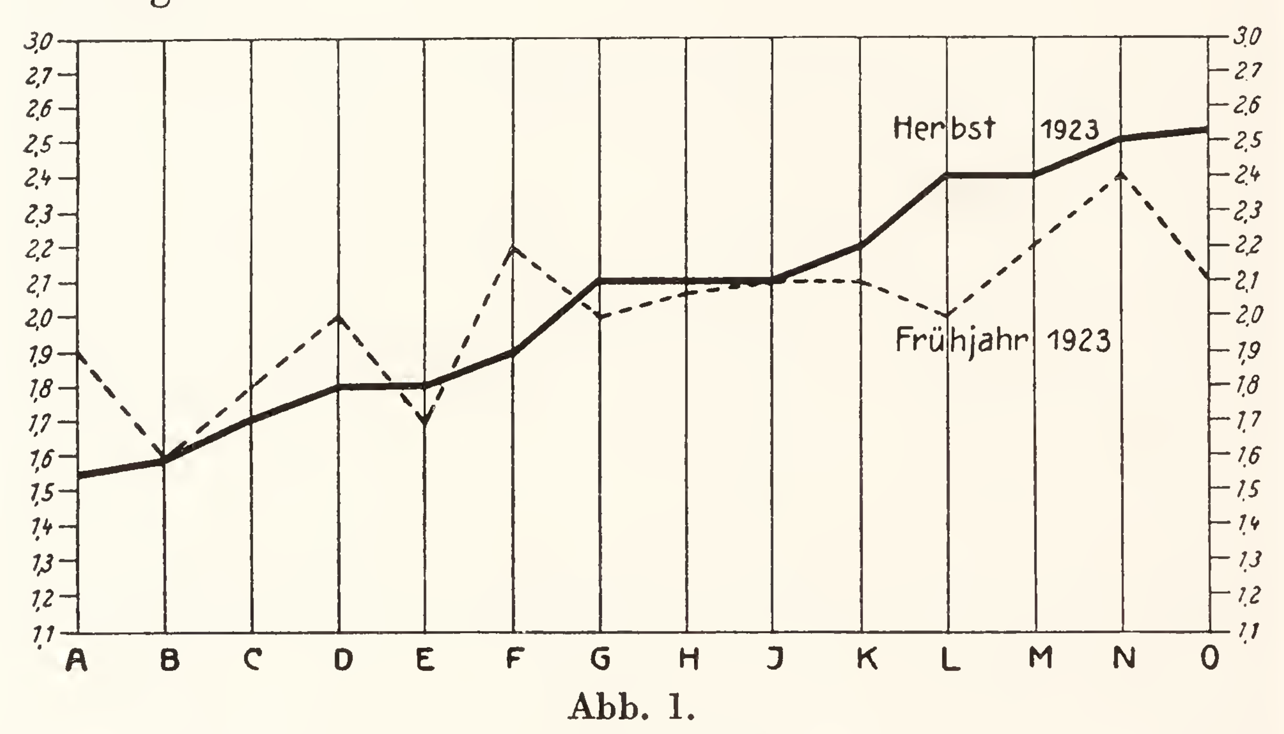


Abb. 1.

Die Buchstaben bezeichnen die Mitglieder der medizinischen Prüfungskommission für das Staatsexamen in einer deutschen Universität, die Zahlen rechts und links den Durchschnitt der von den einzelnen Examinatoren gegebenen Noten, gewonnen aus einem Prüfungsabschnitt, in welchem etwa 90 Kandidaten den einzelnen Examinator passierten.

Die ausgezogene dicke Linie „Herbst 1923" demonstriert die immerhin nicht unbeträchtlichen Unterschiede in dieser Hinsicht. Während A im Durchschnitt für seine Einschätzung der Kandidaten einen Wert, der zwischen 1,5 und 1,6 liegt, findet, steigt diese Zahl für O auf etwas über 2,5. (Die Examinatoren sind in der Reihenfolge angeordnet, die sich für Herbst 1923 aus der von ihnen gegebenen Durchschnittsgröße der Noten ergibt.)

Die mit „Frühjahr 1923" bezeichnete unterbrochene Linie

zeigt zunächst bei einer im großen gleichbleibenden Gesamttendenz scheinbar einige Abweichungen, indem D, F, L und O teils besser, teils schlechter im Durchschnitt zensiert haben. Gerade diese Abweichungen aber bekunden den psychologischen Wert solcher Feststellungen, weil bei diesen Genannten nicht die ganze Prüfung von dem eigentlichen Examinator, sondern zum größeren oder kleineren Teil von einem Vertreter abgehalten wurde.

Aus dieser Tabelle ist zunächst nicht allzu viel zu entnehmen, wenigstens nichts, was nicht von vornherein wahrscheinlich gewesen wäre, daß nämlich die persönliche Art des Prüfens, das Maß der an die Prüflinge gestellten Ansprüche und die theoretische Bewertung des Ergebnisses Schwankungen individueller Art unterworfen sind, die keine Zufälligkeiten darstellen, sondern als Ausdruck der persönlichen Eigenart der Prüfenden anzusehen ist.

Wenn man versucht, die Kurve der Abb. 1 nach ihrem Zustandekommen zu zerlegen, so kommt man zu höchst merkwürdigen Ergebnissen, die in Abb. 2 (S. 114) dargestellt sind.

Die Reihenfolge der Examinatoren in der Tabelle ist die gleiche wie in Abb. 1. Die Zahlen rechts und links geben Prozente an, die verschiedenen, mit I, II, III und IV bezeichneten Linien die prozentuale Häufigkeit, mit welcher der einzelne Examinator diese Noten während eines Prüfungsabschnittes an denselben Prüflingen des Herbstes 1923 gegeben hat.

Zunächst erkennt man, daß eine Reihe von Examinatoren die Note IV selten und ungern gibt; die eigentliche „Gefahrzone“ für den Examinanden liegt erst bei den Prüfern K bis O.

Einen ganz überraschenden Anblick bieten dann die Kurven der anderen Noten. Die Häufigkeit, mit der die Note I gegeben wird, reicht von 58% bei B bis zu 8% bei O; einen im großen und ganzen umgekehrten Weg nimmt die Kurve der Note III, die von 8% bei A bis zu 60% bei N heraufsteigt.

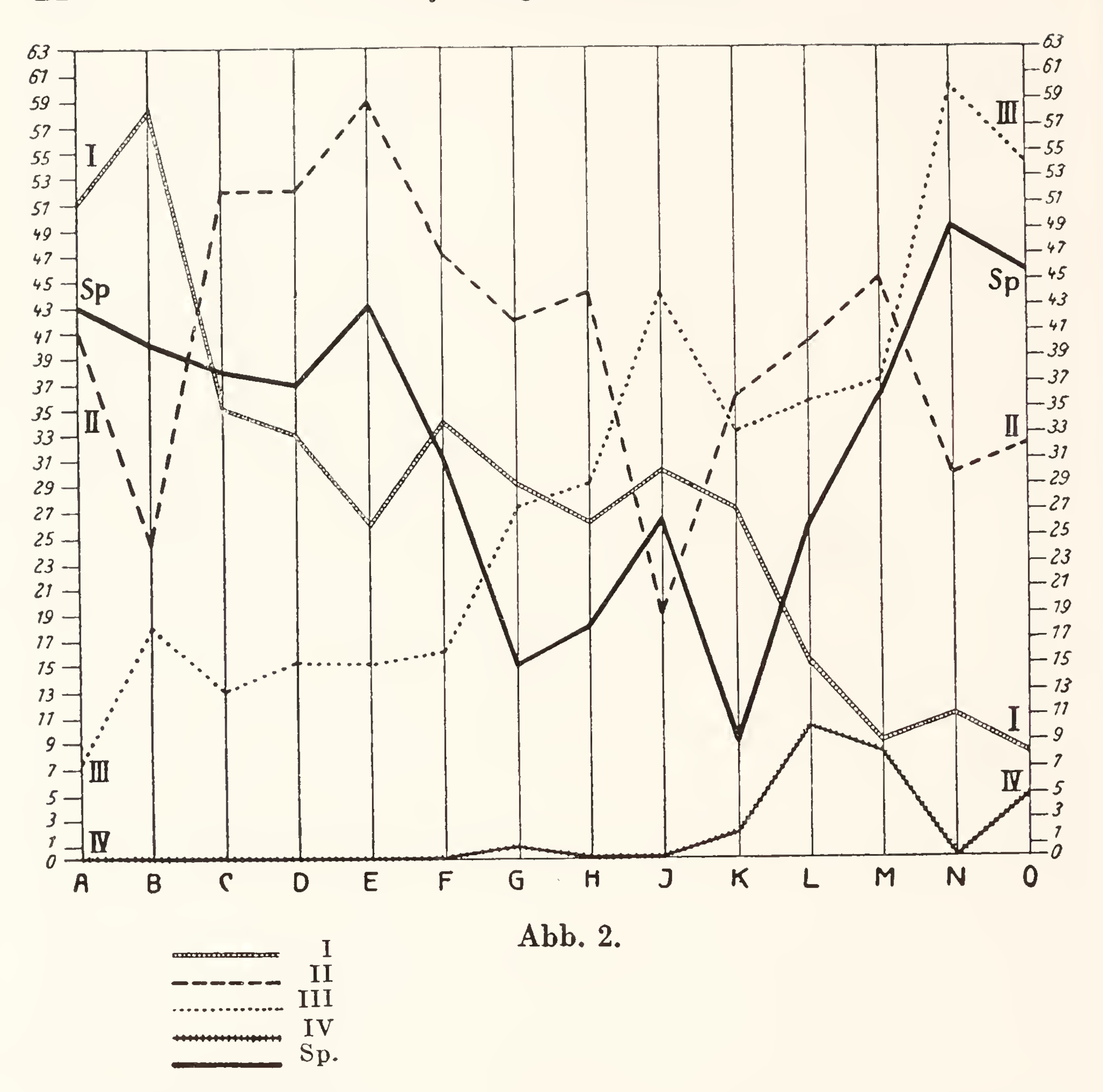


Abb. 2.

Die Note II, die gewissermaßen einen Kompromiß zwischen den Bewertungen der wirklich guten und der geringwertigen Leistungen bedeutet, läßt keine typische Gesetzmäßigkeit des Verlaufs ihrer Kurve erkennen.

Ich habe nun noch eine weitere rechnerisch sich ergebende Kurve gebracht, die mit Sp. bezeichnet ist.

Sie ist so gewonnen worden, daß sie den zahlenmäßigen Abstand der am häufigsten gegebenen unter den Noten I, II, III von den am seltensten gegebenen zum Ausdruck bringt. Diese Spannweite schwankt von 9 bei K bis zu 49 bei N.

Wenn bei einem Prüfer zu verschiedenen Zeiten eine Spannungsdosis gleichbleibt, so weist dies auf eine bestimmte innere Disposition zur Wertbeurteilung der Prü-

fungsergebnisse hin; eilige Examinatoren, die sich mit Stichproben begnügen, werden auf Grund der bei diesem Verfahren gewonnenen Eindrücke dazu neigen, die extremen Noten zu geben; wer sich bemüht, das gesamte geistige Niveau des Prüflings kennenzulernen, wird eher dazu kommen, eins ins andere zu rechnen und die mittlere Note als angemessen zu empfinden.

Natürlich ist dies nur einer von mehreren möglichen Gesichtspunkten der Beeinflussung; Eigentümlichkeiten der persönlichen geistigen Struktur des Examinators, die man aus dem psychologischen Experimente auch anderweitig erschließen könnte, sind dabei wohl noch wichtiger.

Die Kurve der Spannung zwischen der am häufigsten und der am seltensten gegebenen Note erhielt für mich eine besondere Beleuchtung durch eine zufällige Feststellung, daß nämlich einer der Examinatoren, der in der vorliegenden Abb. 2 eine sehr geringe Spannung aufweist, in einem anderen Prüfungsabschnitt, der ein halbes Jahr früher lag, eine sehr hohe Spannung erkennen ließ; es war dies in einer monatelang dauernden Phase, in welcher er, ohne sich selbst über seine Diagnose klar zu sein, körperlich schwerkrank war und sich mit Medikamenten aufrechterhielt, vermutlich also seelisch weniger ausgeglichen war als sonst. —

Es wäre erwünscht, wenn ähnliche Feststellungen in größerem Umfange an verschiedenen Orten durchgeführt würden. Man könnte dann noch weitere psychologische Sonderungen versuchen, z. B. solche in die Ergebnisse der Prüfung in praktischen und theoretischen Fächern oder Feststellungen des Lebensalters und Entwicklungsganges der Examinatoren u. dgl. mehr, wobei für die psychologische Beurteilung natürlich auch sonst eine genaue Kenntnis der Psyche der Betreffenden nötig und lehrreich wäre.

Angstzustände.

Das innerliche Wesen der Angst kann man nur durch eigenes Erleben kennenlernen; man kann es niemandem durch Beschreibung übermitteln, wie das für alle spezifischen Gemeingefühle gilt. Wer die Angst sonst nicht kennengelernt hat, kennt sie wenigstens aus Träumen oder aus Kindheitserinnerungen. Alle Definitionen der Angst geben bei dieser Sachlage nur ein logisches Gehäuse und haben infolgedessen sachlich nur wenig Zweck. Darauf ist aufmerksam zu machen, daß in der Literatur nicht immer eine saubere Abtrennung der Angst von verwandten, oder wohl richtiger gesagt, benachbarten Zuständen durchgeführt wird. Speziell wird die Angst oft fälschlicherweise mit der Furcht zusammengeworfen. Die Furcht ist von den einander benachbarten inneren Seelenzuständen wohl der allgemeinste: ein Unlustaffekt der Erwartung künftigen oder nahen Unheils. Für mein Sprachgefühl würde die Sorge gewissermaßen als eine Dauerform der Furcht zu gelten haben, eingestellt im ganzen auf die fernere Zukunft, quantitativ eventuell schwächer, oft mit spezifischen Nebenempfindungen, wie sie z. B. in dem Ausdruck „nagende" Sorge fixiert werden. Es ist wichtig zu beachten, daß Furcht und Sorge vorkommen ohne jede Angstempfindung. Auch das Grauen ist mit der Angst nicht identisch. Wir verstehen darunter die Furcht mit einer besonderen Erwartung, die sich auf die Qualität des Objektes des Gefürchteten bezieht (Unheimliches, Unerklärliches, voraussichtlich überwältigender Sinneseindruck, quantitativ höchster Schmerz). Das Entsetzen gilt nicht nur der Zukunft; man empfindet es auch über Abgeschlossenes; der Ausdruck bezieht sich qualitativ und quantitativ auf Dinge, welche die Dimensionen

---

Referat, erstättet in der Gesellschaft deutscher Nervenärzte (Deutsche Zeitschr. f. Nervenheilkunde Bd. 41, 1911.)

der Erwartung oder der Fassungskraft sprengen. Der Schreck bezieht sich nur auf die Art des Eintritts irgendwelcher äußerer Ereignisse oder innerer Erlebnisse, speziell auf das Tempo. An sich ist er nicht unbedingt mit Unlust verbunden; wir sprechen auch von einem „freudigen Schreck".

Im Gegensatz zu den erwähnten Gemütsbewegungen zeigt die Angst spezifische Besonderheiten. Zunächst einmal kann sie als ausschließlich subjektiver Zustand, ohne auf etwas Äußeres bezogen zu werden, vorkommen. Sodann ist sie in sich quantitativ veränderlich, ohne irgendetwas anderes zu werden. Sie ist ein gespannter Unlustaffekt der Erwartung (und soweit der Furcht ähnlich) plus körperlichen Empfindungen, die so spezifisch sind wie der Sinneseindruck von Grün oder Rot. Die körperlichen Sensationen, die der eigentlichen Angst ihr besonderes Gepräge geben, finden wir unter Umständen in reinster Form in dem, was wir als Beklemmung und Beklommenheit bezeichnen.

Unter Ängstlichkeit verstehen wir die Disposition zum Eintreten meist flacher Angstaffekte ohne entsprechenden Anlaß. Die Ängstlichkeit kann erworben werden unter erschöpfenden Einflüssen, nach Unfällen u. dergl.; meist aber ist sie ein dauernd vorhandener konstitutioneller Zustand, der nicht identisch ist mit der Disposition zum Auftreten von Angstanfällen im großen Stil. Die Ängstlichkeit wird nicht selten ersetzt durch Pedanterie oder eine gewisse scheinbare Schwerfälligkeit in den Entschlüssen. Bei vielen psychopathisch veranlagten Persönlichkeiten ist sie ein charakteristischer Zug des Wesens, wie z. B. auch in der verschiedenen Art, wie der einzelne das Verantwortungsgefühl trägt, ein nicht unwichtiger Index für die gesamte seelische Widerstandsfähigkeit gegeben ist.

Was nun das Vorkommen der Angst in psychisch abnormen Zuständen anbetrifft, so hat dieselbe im allgemeinen keine diagnostisch abgrenzende Bedeutung. Die Angst ist kein systematisches Symptom, und es entsteht die Frage, ob nicht eine Prüfung der Bedingungen, unter denen Angst bei Geistesgesunden vorkommt, deswegen eher geeignet

ist, uns Einsicht in die Art ihrer Entstehung zu vermitteln. Wenn wir die Reihe der Möglichkeiten überblicken, unter denen bei geistig Gesunden Angst erzeugt wird: Gifte (Kaffee, Nikotin, Schlangenbiß, Tollwut), mechanische Behinderung der Atmung, Störungen des Kreislaufs, organische Herzveränderungen, Reizung der serösen Häute, soweit sie dem mittleren Keimblatt entstammen, zentrale Erkrankung des Nervensystems (Bulbus-, spez. Vagusaffektion), so treten deutlich zwei Reihen hervor, eine toxische und eine reflektorische Art der Entstehung. Die meisten Fälle von scheinbar mechanischer Entstehung der Angst sind auch, durch Vermittlung der Kohlensäurevergiftung, toxisch veranlaßt.

Der wohl älteste Typus der Angst ist sicherlich die Erstickungsangst mit oder neben der allgemeinen, psychisch vermittelten, Angst vor Vernichtung des Lebens — die subjektive Seite der bedrohten Tendenz zur Selbstbehauptung, die als objektive Erscheinung durch die ganze belebte Natur hindurchgeht.

Auf psychischem Wege durch Umdeutung körperlicher Sensationen von ursprünglich anderer Art entsteht sehr häufig Angst in Analogie des Vorganges, der uns gelegentlich einen Kälteschauer als ein dem Furchtgefühl nahe verwandten Zustand zum Bewußtsein kommen läßt. Sehr viele Menschen, die sich selbst beobachten können, haben es erlebt, daß sie unter Umständen die Sensationen in der Herzgegend, die durch rasches Treppensteigen erzeugt werden, nicht zu unterscheiden vermochten von der beklommenen Empfindung vor einer ihrer harrenden wichtigen Entscheidung. Unter Handlungsreisenden gibt es für diese Mischempfindung vor der Tür eventuell ungastlicher Kunden die besondere Bezeichnung des „Klinkenfiebers". — Jedem Arzt ist die Erzeugung von Angst durch Umdeutung dunkler beklemmender Organempfindungen, bei Luftansammlung im Darm oder bei Übersäuerung des Magens, geläufig.

Was das Auftreten der Angst bei psychisch abnormen Zuständen anbetrifft, so sehe ich hier von allen Phobien

und allen mit Zwangszuständen verknüpften Abarten der Angst ab. Angst finden wir im übrigen bei heilbaren und unheilbaren, bei organisch bedingten und funktionellen Störungen, bei erhaltener und gestörter Besonnenheit, bei hellem und getrübtem Bewußtsein. Zwei große Gruppen von Störungen, bei denen wir die Angst finden, lassen sich im groben unterscheiden: die Angst, verbunden mit depressiven Vorstellungen melancholischer oder hypochondrischer Art, und die Angst verbunden mit Sinnestäuschungen und Bewußtseinstrübung. Zu jener Gruppe würden gehören die Angstzustände bei Neurasthenie, Hysterie, Melancholie und bei den hypochondrischen Episoden der Dementia praecox und der progressiven Paralyse. Zur zweiten Gruppe stellen das Hauptkontingent sämtliche Delirien (gleichviel welcher Herkunft, mit Bevorzugung der alkoholistischen), epileptische Zustände und akute halluzinatorische Psychosen.

Die Angst nimmt im psychischen Mechanismus eine besondere Stellung ein; die ihr gegenüber gewöhnlich beliebten psychologischen Erklärungsversuche sind mit besonderer Vorsicht hinzunehmen. Es ist sicherlich nicht richtig, daß Kranke mit Delirium tremens nur darum ängstlich sind, weil sie sich vor dem, was sie halluzinieren, fürchten oder entsetzen. Die Angst ist hierbei jedenfalls ein den Sinnestäuschungen gleichstehendes und eng mit ihnen verkuppeltes Symptom in ähnlicher Weise, wie dies für das gegenseitige Verhältnis von Sinnestäuschungen und entsprechend gerichteten Wahnideen gilt. Die Angst steht als selbständiges Elementarsymptom neben anderen. Aus krankhaften, wenn auch ihrem Wesen nach unbekannten inneren Gründen (Veränderungen des Gehirnzustandes) erwächst das Gefühl der Angst, die als vollwertiger und volle Realität besitzender subjektiver Zustand bewußt wird und nach dem allgemeinen Grundsatz der psychischen Projektion in der Regel, wenn auch nicht immer sogleich, auf irgend etwas bezogen wird. In gleicher Weise, wie dies für den Unterschied von Sinneswahrnehmungen und Sinnestäuschungen gilt, wird die phy-

siologische und die pathologische Angst nur durch den Umstand des vorhandenen, zureichenden, oder fehlenden, oder ungenügenden Anlasses unterschieden. Anlaß in diesem Sinne können auch Vorstellungen abgeben (z. B. durch abendliche Lektüre erzeugte Gespensterangst bei Geistesgesunden). Gerade dieses Beispiel zeigt im übrigen, daß bei lebhafter Angst auch Geistesgesunder ebenso wie in krankhaften Zuständen die Wahrscheinlichkeit ignoriert wird, und die vernünftige Einsicht vor dem Affekt die Waffen streckt.

Die leichtesten Grade der Angst, die für das Studium derselben am dankbarsten sind, finden wir bei psychopathisch disponierten Persönlichkeiten als außerordentlich häufige Erscheinung. Objektlose oder in wechselnder Weise auf dies oder jenes bezogene, ängstlich beklommene Stimmungen sind dabei nicht selten abhängig vom Barometerstand, Tageszeit (Dämmerung), Windrichtung (Föhn), auch von Himmelsbedeckung, Landschaft (Meer, Hochgebirge); zum Teil handelt es sich dabei um Persönlichkeiten, die überhaupt leichte periodische Schwankungen nach der depressiven Seite aufweisen. Solche Kranke kennen häufig ihren eigenen Angsttypus selber ganz genau und vermeiden wenn möglich, etwa auf Reisen, in die erfahrungsgemäß die Angst auslösende Situation zu kommen, oder wenigstens in ihr nicht allein zu sein. Sie sprechen in der ruhigen Zwischenzeit von ihrer Angst wie etwa andere Patienten von ihrer Migräne. Diese leichteste Form der Angst tritt auch in allerhand Verkleidungen auf, z. B. in Gestalt von Sehnsucht, Heimweh, Ratlosigkeit, schwer zu beschreibendem Gefühl von Fremdsein, „Anderssein“, auch Heißhunger. Eine besondere, in manchen psychopathischen Familien erbliche, Form der Angstverkleidung sind die Ahnungen, die gelegentlich so häufig auftreten, daß sie ab und zu auch einmal eintreffen, manchmal zur paradox wirkenden Befriedigung der von ihrer Umgebung wegen der Ahnungen verspotteten Patienten. Es sind Persönlichkeiten, für die das *Göthe*sche Wort gilt: „Du bebst vor Allem, was nicht trifft.“ *Schopenhauer* beschreibt von sich selber den subjek-

tiven Zustand dieser vorahnenden Erwartung, die ihn bei jedem Klopfen an der Tür fürchten ließ: „Jetzt kommt es“. Unter Umständen ist bei solchen Menschen das Angsthaben ein Dauerzustand, bei dem nur das Objekt wechselt, in ähnlicher Weise, wie uns im Traume eine atmungbehindernde Körperstellung eine Angstsituation nach der anderen erleben läßt.

Von diesen leichtesten Graden führen nun quantitative Steigerungen bis zu den höchsten Zuständen der Angst, die, wenn sie anfallsweise und mit Aufhebung der Besonnenheit auftreten, auch als „Angstraptus“ bezeichnet werden. Ob die Angst als solche auch imstande ist, einen Zustand von Stupor zu erzeugen, oder ob das Vorkommen desselben eine koordinierte Erscheinung darstellt, mag dahingestellt bleiben. Welche Summe von Angst unter Umständen gleichzeitig in einer Irrenanstalt erlitten wird, davon macht sich der Nichtpsychiater kaum eine Vorstellung.

Auf die Einzeläußerungen der Angst bei den verschiedenen Psychosen einzugehen, würde außerhalb des Rahmens meiner Aufgabe liegen. Ebenso habe ich nicht die Absicht, in die breite Diskussion über die Theorie der Affekte im Sinne von *James Lange* usw. einzutreten, und das um so weniger, als es meines Erachtens gerade bei der Angst besonders deutlich wird, daß wir gar nicht in der Lage sind, körperliche auslösende Zustände, Begleiterscheinungen und Wirkungen des Affektes auseinander zu halten. Gerade bei dem Angstaffekt ist der Circulus vitiosus der gegenseitigen Beförderung und Steigerung in den Beziehungen zwischen körperlicher und geistiger Sphäre besonders deutlich erkennbar. Ich erinnere hier speziell an die Beobachtungen bei Herzkranken, und zwar nicht nur bei den organisch bedingten, sondern ganz besonders bei den funktionellen Herzstörungen, bei denen leichte Herzsensationen die Angst vor organischer Erkrankung und durch die Angstbeschleunigung und Erregung der Herztätigkeit von neuem eine Steigerung des Affektes auslösen.

Die körperlichen Wirkungen der Angst treten am durch-

sichtigsten hervor bei der rein psychischen (beispielshalber durch objektiv zureichende Anlässe) erzeugten Angst. Ich brauche dabei auf die populär gewordenen Erscheinungen des Zitterns, der Blässe, der Pulsbeschleunigung, des Schwächegefühls, der heiseren Stimme, der Urinvermehrung, der vermehrten Darmperistaltik nicht näher einzugehen. Diagnostisch wichtig kann die Pupillenerweiterung sein. Schwitzen finden wir am häufigsten (unter Umständen in kolossalem Grade) bei der Angst der Alkoholisten. Von theoretisch besonderem Interesse ist das Auftreten von Pollutionen, z. B. bei Heranwachsenden in Examensangst oder bei Klassenarbeiten; wichtig ist auch die Hemmung der Absonderungen: Speichel, Milch, Menses. Theoretisch bedeutsam ist das Verhältnis der Angst zur Atmung. Die höchsten Grade der körperlich bedingten Angst bei Geistesgesunden finden wir ja gerade bei Bronchialasthma, bei Coronarsklerose des Herzens, und wir haben dabei Anlaß zu der Annahme, daß die Überladung des Blutes mit Kohlensäure die Haupterzeugerin der Angst ist; aber ihre Rolle dabei ist keineswegs klargestellt. Wir sehen, daß einerseits nicht jede mechanische Behinderung der Atmung Angst zu erzeugen braucht, ebensowenig wie eine tatsächlich starke Überladung des Blutes mit Kohlensäure, wie z. B. in den Endstadien der Lungenphthise. Im ganzen wird die Atmung bei seelisch bedingter Angst flacher, wenn auch häufig mit einer besonderen Disposition zu periodisch auftretender Vertiefung („Seufzen“), die keineswegs immer eine Erleichterung des Angstgefühls zu bringen pflegt. Im ganzen hat man bei psychisch bedingter Angst doch den Eindruck, daß die Atmung trotz ihrer Frequenz ungenügend bleibt. Mir ist bei zahlreichen Hinrichtungen, denen ich beigewohnt habe, immer die eigentümliche fahle Bläue der Delinquenten aufgefallen, also unter Umständen, unter denen bei körperlich und geistig gesunden Menschen mit experimenteller Reinheit die höchsten Grade der Todesangst hervorgerufen werden.

Bekannt ist die populäre Meinung, daß hohe Grade der

Angst ein rasches oder selbst plötzliches Ergrauen der Haare herbeiführen können. Wenn dies richtig wäre, müßten wir bei den schweren und schwersten Zuständen von Angst, die wir in den Irrenanstalten sehen, sehr viel häufiger dieses Phänomen beobachten.

Was nun die Wirkung der Angst im psychischen Mechanismus anbetrifft, so gilt für sie, wie für alle Affekte, daß sie eine auswählende Wirkung auf das Seelenleben ausübt und die gleichgefärbten oder parallel gehenden Vorstellungen anzieht und um sich konzentriert. Man sieht dabei diesen Vorgang sich nicht selten vor den Augen des Arztes abspielen, indem eine ursprünglich objektlose Angst allmählich mit Vorstellungsinhalt gefüllt wird, manchmal in sehr durchsichtiger Weise in Gestalt einer regelmäßigen Tageskurve, so daß beispielshalber morgens ein ruhiger Zustand mit Krankheitseinsicht vorhanden ist, während gegen den Abend der Angstaffekt ansteigt und gleichzeitig ängstliche Wahnvorstellungen deutlich werden.

Den größten Einfluß übt die Angst auf die Besonnenheit aus, die auch bei willensstarken und intellektuell hochstehenden Personen unter dem Einfluß höherer Grade der Angst vollkommen verschwinden kann. Ein spezifischer Zusammenhang besteht zwischen dem Angstaffekt und den psychomotorischen Innervationen. Bekannt ist die motorische Unruhe aller ängstlich erregten Kranken, die, für das Bewußtsein des Patienten, durch die körperlichen Sensationen der Angst quantitativ gefördert wird. Ich habe dabei weniger die häufigeren Lokalisationen des Angstgefühls (Herzgegend, Bauch, Hals, Kopf, sehr viel seltener Schienbeine) im Auge, als die unbestimmten Empfindungen in den Extremitäten, die, ähnlich wie bei der nächtlichen Unruhe der Paralysis agitans, zu fortwährendem Lagewechsel oder auch zum Umherlaufen, Nesteln usw. treiben. Schon an der Haltung kann man bei einem Gang über eine psychiatrische Abteilung oft die Angstkranken erkennen, die wie auf dem Sprunge, am äußersten Rande des Bettes liegen oder schon halb draußen sind. Bei vielen Kranken, die darüber Aus-

kunft geben können, hört man von dem intensiven Drange, sich selber in diesem Zustande zu entfliehen und durch irgendwelche sekundäre Hilfsmittel sich Erleichterung zu verschaffen. Die Trübung der Besonnenheit und des ruhigen Urteils in der Angst zeigt sich dabei besonders in der Verkennung der Möglichkeiten der Erleichterung, wenn z. B. Kranke mit psychisch bedingter Angst Erleichterung durch Öffnen des Fensters suchen oder, noch charakteristischer, in dem Beispiel des Klinikers, der jahrelang ein ihm sehr wohl bekanntes Aneurysma der Aorta mit sich herumtrug und, als es platzte, in der Angst mit Erstickungsgefühl von seinem Assistenten die Tracheotomie verlangte. Der Drang, sich selber zu entfliehen, führt in seinem stärkeren Grade direkt zum Selbstmord, auch hier oft in paradoxer Weise, wenn z. B. zum Tode Verurteilte sich vor der Hinrichtung selber töten oder sich zu töten suchen, um dem Zustande der Angst zu entfliehen. Die starke Einengung des Bewußtseins durch den Angstaffekt, die psychische Analgesie ist es, die solche hochgradig geängstigte Menschen zu jedem beliebigen Mittel der Selbsttötung greifen läßt. Angst mit hypochondrischen Sensationen disponiert zur Selbstverstümmelung; Angst mit Sinnestäuschungen und Bewußtseinstrübung bedingt ganz besonders Gefährlichkeit für Dritte.

Ich habe vorhin abgelehnt, auf Theorien über das Wesen und die Ursache der Angst einzugehen, möchte aber doch nur ein Negatives bemerken, daß sich mir für die heute in den Vordergrund gedrängte sexuelle Ätiologie der Angst im Sinne eines regelmäßigen oder auch nur besonders häufigen Faktors keine Anhaltspunkte ergeben haben.

Die Erkennung der Angst ist dann leicht, wenn die Patienten, was sie bei den leichteren und mittleren Graden zu tun pflegen, darüber klagen. Was bei Angstzuständen schwer abzuschätzen ist, das sind die höheren und höchsten Grade, bei denen einmal das individuell verschiedene Maß der persönlichen Verschlossenheit in Anrechnung gesetzt werden muß, und die außerdem in sich die Tendenz zur

Verstellung tragen. Kranke mit starker Angst empfinden häufig, in ihrem Zustande konzentrierter Reizbarkeit, jedes Befragen und jede Form des Befassens mit ihrer Person als eine unwillkommene Steigerung ihrer unangenehmen inneren Verfassung und tun alles, um nach außen sich die Angst nicht anmerken zu lassen. Schon die alten Irrenärzte warnten vor der Täuschung durch das lächelnde Gesicht oder das künstlich angeregte Vielsprechen bei ängstlicher Depression. Gerade das „Konversationmachen" ist bei Gebildeten ein bereitliegendes Deckschild in solchen Zuständen. Der verstorbene *Kainz* brachte in dieser Richtung in seiner Darstellung des Hamlet eine sehr wirksame und psychologisch durchaus richtige Nuance, wenn er (1. Akt Szene 4) in der Erwartung des Geistes seines Vaters auf der Schloßterrasse eine lange theoretische Auseinandersetzung in der Weise sprach, daß man die tiefe innere ängstliche Spannung vor dem Kommenden durch die konventionell gehaltenen, mechanisch ablaufenden Wortfolgen hindurchhörte.

Angst an sich gibt niemals eine Diagnose, so wenig wie irgendein anderes psychisches Elementarsymptom.

Auch die hysterische Angst, deren Erkennung natürlich von besonderer Wichtigkeit ist, kann genau so aussehen wie jede andere. Nicht immer, wenn auch häufig, gibt die Lokalisation der Angstsensationen in den Hals (Globusbeschreibung) oder eine besondere dramatische Gestaltung des Äußeren einen Hinweis. Mehrfach ist mir bei hysterischer Angst ein Mißverhältnis zwischen Puls und Atmung in dem Sinne aufgefallen, daß die Pulsfrequenz nicht entfernt so hoch war, wie sie nach der Atemfrequenz erwartet werden mußte. Am charakteristischsten, wenn auch keineswegs immer vorhanden, ist die Leichtigkeit, mit der bei hysterischer Angst halluzinatorische Szenen erlebt werden oder ein Versinken in Dämmerzustände eintritt. Im übrigen gibt die Leichtigkeit des Eintretens, eventuell die Leichtigkeit der therapeutischen Beeinflussung, den Hinweis auf den hysterischen Charakter der Angst.

Wenn ich zum Schlusse einige Bemerkungen zur Behand-

lung der Angstzustände mache, so kann es sich dabei nur um die Angst als Symptom handeln. Ich stimme dabei in allen wesentlichen Punkten mit dem Herrn Korreferenten überein. Speziell bin auch ich der Meinung, daß *Dubois* sich in einem diagnostischen Irrtum befand, wenn er durch seine Art der Psychotherapie z. B. Melancholien zu heilen glaubte. Der auch von mir sehr hoch geschätzte Arzt, dessen wissenschaftliche Persönlichkeit sich gerade jetzt auf dem Hintergrunde der *Freud*schen Bewegung besonders vorteilhaft abhebt, ist augenscheinlich gelegentlich einer Selbsttäuschung unterlegen, wie sie eine fast notwendige Begleiterscheinung der Erfolge begeisterter und vielfach glücklicher Therapeuten darstellt. Daß ich die Anwendung der *Freud*schen Psychoanalyse bei Angstzuständen nicht nur für überflüssig, sondern für unerlaubt halte, brauche ich in diesem Kreise nicht erst auszusprechen. Für Zureden, Belehrung, Tröstung sind in erster Linie die neurasthenischen Angstzustände (speziell die bei psychopathisch disponierten Menschen durch Lektüre medizinischer Schriften, gelegentlich akut, auftretenden) zugänglich, und zwar manchmal in geradezu glänzender Weise. Im übrigen erreicht man auf diesem Wege bei schweren oder auch nur mittleren Graden psychotischer Angst gar nichts. Die Kranken hören dabei nicht einmal zu, fassen jedenfalls nicht auf, was man ihnen zu sagen versucht.

Von den medikamentösen Anwendungen darf das Morphium im allgemeinen als unwirksam gelten. Auf leichte Grade der Angst hat Alkohol und Brom eine zweifellos günstige Wirkung. Die Opiumtherapie in ihrer Anwendungsart und ihren Grenzen ist bekannt. Gelegentlich helfen verteilte kleine Tagesdosen von Schlafmitteln über Angstzustände hinweg. Günstige Erfahrungen haben wir in der Klinik mit der Anwendung von Pantopon gemacht. In hohen Graden der Angst bei Psychosen ist Scopolamin unentbehrlich, nicht nur in narkotischen Dosen, sondern speziell in mittleren Dosen zur Beseitigung der motorischen Unruhe in den Nachtstunden.

Von physikalischen Applikationen leisten langdauernde Bäder bei eigentlicher Angst durchschnittlich nicht das, was theoretisch von ihnen zu erwarten wäre. Der Druck des Wassers und die optische Einengung durch das Verweilen in der Wanne wird von vielen Kranken als ein Zuwachs an Beklemmung empfunden. Besser schon ertragen werden Bäder bei gleichzeitiger Anwendung von Narkotizis.

Das subjektive Gefühl verstärkter Beengung wird meist auch durch feuchte Packungen erzeugt. Empfehlenswerter sind Partialpackungen, speziell in Gestalt des Alkohol-Prießnitzes um den Thorax. Von manchen Kranken werden energischere Prozeduren, wie Abgießungen u. dergl. als Ablenkung wohltätig empfunden, ebenso bei vorliegenden körperlichen Sensationen der Beklommenheit Senfpapier oder noch besser der faradische Pinsel oder die Bürste.

In jedem Falle muß man therapeutisch auf die Möglichkeit der Abwechslung in den Anwendungen eingestellt sein. Wenn es auch Angstzustände gibt, gegen die jede Therapie machtlos ist, so ist der Arzt doch zweifellos in der Lage, wenigstens in vielen Fällen den Kranken eine wesentliche Erleichterung zu verschaffen.

Der Schmerz und seine Behandlung.

Das Wesen des Schmerzes ist so wenig in Worten zu definieren, wie das anderer spezifischer innerer Erlebnisse; es besteht bei geringen Schmerzstärken allenfalls ein Zweifel, ob man noch von einer Mißempfindung oder schon von Schmerz sprechen soll; im allgemeinen aber ist — zwischen Geistesgesunden — die Tatsache des Schmerzes selbst nicht erst noch Gegenstand einer Erörterung. Den Schmerz psychologisch als Unlustaffekt zu bezeichnen, ist falsch; ein lebhafter Unlustaffekt begleitet ihn; er selbst aber ist etwas Elementares, nicht weiter Zerlegbares. Unter den zahllosen Übeln in der Welt, mit denen der Mensch bedacht wird, ist der Schmerz das übelste — mit Ausnahme der Angst; es gibt Angstzustände bei Kranken, in denen der lebhafteste Schmerz noch als willkommene Erleichterung empfunden wird.

An welchem Punkte der Stufenleiter der organischen Welt zuerst eine Schmerzempfindung auftritt, wissen wir nicht. Jedenfalls kann es keinen Schmerz geben, ohne daß eine, wenn auch vielleicht elementarste Form von Bewußtsein (nicht Selbstbewußtsein) vorhanden ist. Sicherlich ist die Schmerzfähigkeit eines belebten Geschöpfes an den Besitz von Nervenfasern gebunden. Zahllose Abstufungen führen von den vorauszusetzenden ersten dumpfen Schmerzempfindungen in der Tierreihe bis zu der nach Stärke und Art hochdifferenzierten Auswahl von Schmerzen, die das traurige Vorrecht des Menschen bilden. Es ist ein weiter Weg von dem Maikäfer, der seine von einem Vogelschnabel herausgehackten Eingeweide an einem Faden Darm gleichgültig nachschleppt, bis zu dem gequälten Menschen, der sich erschießt, weil er seine Neuralgie zu ertragen nicht mehr imstande ist. Es entspricht der bilanzsicheren Ökonomie der

---

Deutsche mediz. Wochenschrift; Nr. 37; 1922.

Natur, die nichts schenkt und sich alles in guter Münze abkaufen läßt, daß wir für unsere ästhetische Feinfühligkeit und Genußfähigkeit mit der hochgestiegenen Schmerzfähigkeit bezahlen müssen. Von der ursprünglichen Bedeutung einer Warnungseinrichtung für die Zentralstelle des Körpers, die sie veranlaßt, die Gefährdung von Körperteilen durch Flucht oder Abwehr abzubiegen, kranke Teile durch Ruhe und Schonung der Heilung zugänglich zu machen, hat sich der Schmerz in der aufsteigenden Tierreihe immer mehr entfernt, bis er in der nicht einmal mehr durch sichtbare Gewebsveränderungen bedingten menschlichen Neuralgie, bei welcher der Schmerz sozusagen Selbstzweck geworden ist, den Höhepunkt der inneren Unsinnigkeit erreicht. Eine in sich logische Entwicklung hätte dazu geführt, je mehr die vernünftige Überlegung ein Geschöpf zu zweckmäßigem Verhalten in körperlicher Hinsicht befähigt, den als Warner früher einmal notwendigen Schmerz mehr und mehr abzubauen. Leider fehlt diese innere Logik. Wir müssen auch zugeben, daß die meisten Menschen, so wie sie einmal sind, auch heute noch den Schmerz als Warner nicht entbehren können und gesundheitlich erst dann vernünftig werden, wenn es ihnen irgendwo weh tut. Den planmäßigen Ausbau des Schmerzes als Seelendruckmittel in ein raffiniertes System zu bringen, war — (Inquisitionsfolter, Hexenprozesse, Verbrennung Lebender) — der Religion der Liebe vorbehalten. —

Die Erörterung physiologischer Theorien über den Schmerz liegt außerhalb des Rahmens unserer Aufgabe. Immerhin ist die Erwähnung einiger physiologischer Tatsachen erforderlich.

Schmerz kann nur dort entstehen, wo Nervenleitung vorhanden ist; der Satz läßt sich aber nicht umkehren; lange Strecken von Nervenbahnen und zusammenhängende große Brocken von nervöser Substanz sind nicht schmerzfähig; ihre Schädigung, Erkrankung oder Zerstörung wird im Bewußtsein durch kein Schmerzsignal bezeichnet. Die Kompression des Rückenmarkes (soweit nicht Wurzeln mitgefaßt werden), die gewaltigen Gewebszerstörungen bei der Syringo-

myelie, die ausgedehnten Veränderungen bei der progressiven Paralyse, die massenhaft von uns beobachteten arteriosklerotischen Erweichungsherde im Großhirn usw. verlaufen ohne Schmerz. Es gibt sicher durch Zerstörung von Hirnsubstanz ausgelöste Schmerzen. Die Fälle sind aber im Vergleich zu der Menge der schmerzlos verlaufenden so selten, daß irgend etwas Besonderes dabei noch mitwirken muß. Jedenfalls ist diejenige Migränetheorie falsch, die den Sitz des Schmerzes in der Hirnsubstanz sucht. Im großen und ganzen gilt, daß der Schmerz in erster Linie an die peripherische Struktur der Nerven gebunden ist. Die Schmerzen der Tabes entstammen nicht den Hintersträngen, sondern den hinteren Wurzeln. Schmerzfähig ist vor allem das, was direktem feindlichem Zugriffe von außen zugänglich ist, also die Extremitäten und die gesamte körperliche Oberfläche. Für diese Verteilung ist auch Berührungsempfindung und Schmerzfähigkeit miteinander verbunden. Es ist dies nicht überall so; es gibt Organe und Organteile, die normalerweise dem Bewußtsein keine Nachrichten zusenden und doch schmerzfähig sind, wie z. B. Bauchfell und Rippenfell, andere, denen keine Berührungsempfindung, aber auch keine Schmerzfähigkeit eigen ist, selbst nicht bei den schwersten Veränderungen, wie z. B. die Lunge; kein Mensch würde die tuberkulösen, ulzerösen Lungenprozesse aushalten, wenn das Lungengewebe schmerzfähig wäre. Die Sicherung solcher schmerztauben Organe liegt darin, daß wenigstens ihre äußeren Hüllen oder das Zwischengewebe empfindlich sind.

Die klinisch so mannigfaltigen Arten der Veränderungen, durch welche Schmerz erzeugt wird, gehen nur auf wenige Elementarvorgänge zurück, die entweder mechanischer Natur (Druck, Spannung, Infiltration) oder chemischen Ursprungs sind oder in zu großen Wärmeschwankungen bestehen. Die elektrische Schmerzerzeugung kommt nur zu Behandlungszwecken in Frage. Über das Wesen dessen, was der Neuralgie zugrundeliegt, wissen wir nichts. Die Eigentümlichkeit der Neuralgie besteht unter

anderem darin, daß der Patient sich des anatomischen Verlaufes des betreffenden Nerven mehr bewußt wird als bei sonstigen, auf gröbere Veränderungen zurückgehenden Nervenschmerzen. Die lanzinierenden Schmerzen der Tabes z. B. werden, dem Sinne der Leitung entsprechend, in die Peripherie verlegt; sie fahren oder zucken durch das ganze Bein bis in den Fuß, während sie ihren Sitz in den hinteren Wurzeln des Rückenmarks haben. Dieser Projektionsakt, der sich unbewußt vollzieht, entspricht dem, was wir bei den Schmerzen Amputierter in nicht mehr existierenden Extremitätenenden erleben. Ganz anders verhält sich die Sache bei einer Ischias, bei welcher der Schmerz nicht in dem Endausbreitungsbezirk des Nerven, sondern in der ganzen Strecke von der Hüfte an abwärts empfunden wird. Intelligente Patienten können häufig mit dem Finger den Verlauf des Nerven demonstrieren. Wäre die Ischias eine Querschnittsstörung, etwa im Niveau des Austrittes aus dem Becken, so müßte die Projektion ebenso wie bei den lanzinierenden Schmerzen stattfinden. Es muß also wohl etwas grundsätzlich anderes vorliegen. Die vielfach vorhandene Druckempfindlichkeit des Nerven während seines ganzen Verlaufes könnte im Sinne einer überhaupt gesteigerten Erregbarkeit gedeutet werden, zu deren Erklärung man dann aber wieder, da auf motorischem Gebiete nichts Analoges geschieht, eine isolierte Veränderung in den sensiblen Fasern konstruieren müßte. Die Erscheinungen würden ihre Erklärung finden, wenn man annimmt, daß die Form von Neuralgie, wie sie die Ischias darstellt, gar nicht im Nerven selbst, sondern in seinen Nervi nervorum ihren Sitz hat. Mit der gewiß für viele Fälle zutreffenden Annahme, daß der Ischias eine Neuritis zugrundeliege, wird die Schwierigkeit nicht beseitigt. Die Druckempfindlichkeit des Stammes und der Äste, die man bei der Alkoholneuritis als Dauersymptom feststellt, kann bei der Ischias, je nach dem allgemeinen Schmerzniveau im Nerven, so rasch schwanken, wie dies bei einer entzündlichen Ursache nicht der Fall sein könnte. —

Die Art, wie die Headschen Schmerzzonen auf der Körperoberfläche zustandekommen, ist noch umstritten. Sehr wahrscheinlich handelt es sich aber doch um falsche Projektion von Reizen, die in der Höhe des betreffenden Rückenmarksegmentes von den inneren Organen her ankommen und weitergegeben werden. Dieselbe Entstehung hat sicher das so unendlich häufige Symptom der Kreuzschmerzen, welches alle möglichen abdominellen Vorgänge begleitet. Die Ausstrahlung von Schmerzen, wie wir sie etwa bei Angina pectoris in den linken Arm hinein sehen, gehört grundsätzlich auch zu dieser Kategorie, während die Irradiation, die Miterregung unmittelbar benachbarter Regionen durch lokalisierte oder punktförmige Schmerzen, ein viel elementarerer Vorgang ist.

Immer muß man sich dessen bewußt bleiben, daß der peripherische Vorgang bei der Entstehung des Schmerzes nur der eine Bestandteil ist und daß der Schmerz zu dem, was er bedeutet, erst in der Ebene des Seelischen wird. Er entspringt einer Synthese aus Reizen, die den Nervenbahnen entstammen, und einem psychischen Vorgange. Es handelt sich hierbei nicht um die triviale Tatsache, daß die äußerliche Reaktion auf den Schmerz, je nach dem Maße der Selbstzucht, des Mutes oder der Feigheit oder der Neigung zu dramatischer Spiegelung innerer Zustände, bei den einzelnen Schmerzträgern verschieden ausfällt, sondern darum, daß je nach der Art der Psyche eine gleich starke Gewebsveränderung einen heftigen, einen geringeren oder gar keinen Schmerz entstehen läßt. Insofern ist die Schmerzfähigkeit eines Menschen ein gewisser Maßstab für seine seelische gröbere oder feinere Struktur. Wir dürfen annehmen, daß aus diesem Grunde in der heutigen zivilisierten Menschheit im ganzen genommen sehr viel mehr Schmerz vorhanden ist als in früheren Epochen. Die Fristen, binnen deren sich in dieser Hinsicht Wandlungen vollziehen, sind nicht einmal so sehr ausgedehnt. Die ganze Foltertechnik mit ihrer Anwesenheit gebildeter Richter bei der Prozedur würde heute nicht nur dadurch ausgeschlossen sein, daß

wir ein anderes Rechtsempfinden haben, sondern auch durch ein verändertes Verhältnis zum Schmerze selbst.

Eine richtige Einschätzung der Rolle, die das seelische Moment bei dem Zustandekommen des Schmerzes spielt, ist für die Behandlungszwecke notwendig. Es ist zu wenig in das Bewußtsein der Ärzte eingedrungen, daß Schmerzen auf rein seelischem Wege, in peripherischer Lokalisation, ohne jede Gewebsalteration, also „halluzinatorisch" entstehen können. Die Zahl der auf solche objektiv unbegründeten Empfindungen hin vorgenommenen Operationen (am Blinddarm z. B.) ist nicht gering. Wie jeder Gesunde durch konzentriertes Vorstellen von Organempfindungen in sich echte Organempfindungen erzeugen kann, so können nervös disponierte Menschen durch die bloße Idee auf dem Wege der Autosuggestion Schmerzen, und zwar nicht einmal nur solche unbestimmter oder geringerer Art *erzeugen*. Der Patient selbst pflegt es sehr übel zu nehmen, wenn man eine solche Entstehungsmöglichkeit auch nur andeutet.

Es gibt auch eine gewisse *Dauerveränderung* der vorauszusetzenden zerebralen Schmerzflächen, vermöge deren die Schmerzschwelle schon von solchen Reizen überschritten wird, die normalerweise höchstens leichte Mißempfindungen erzeugen; ebenso gibt es, nachdem früher einmal ein objektiv wohl begründeter lokaler Schmerz vorhanden war, Nachempfindungen, die ich als *Erinnerungsschmerzen* bezeichnen möchte. Kranke, die zur Selbstbeobachtung fähig sind, wissen sehr wohl, daß es z. B. nach einem geheilten Magengeschwür nicht so ganz einfach ist, nachbleibende oder neu auftretende Schmerznachrichten aus dem Magen von dem Gesichtspunkte aus zu sortieren, ob sie reell und beachtungsbedürftig oder ob sie Erinnerungsschmerzen und durch Ignorieren zu beseitigen sind.

Die *Wirkungen*, die starke Schmerzen, namentlich wenn sie nicht ganz vorübergehender Art sind, auf den Gesamtorganismus ausüben, sind recht bedeutend; zum Teil sind sie reflektorischer Art, wie die Steigerung der Pulszahl, des Blutdrucks (mit vermehrter Urinabsonderung), Blässe,

Schwitzen, zum Teil gemischter Art mit psychischem Einschlag, wie Stöhnen oder Schreien (— Äußerungen, die nebenbei eine Entlastung bedeuten, weil regelmäßig für die Dauer des Stöhnens usw. der Schmerz nachzulassen pflegt —), zum Teil rein seelischer Art, wie Bewegungsdrang, Lagewechsel, Verstimmung, Gereiztheit. Schmerzdelirien und Ohnmachten treten wohl nur bei besonders disponierten Persönlichkeiten auf, die sich, wenn wir in die Sprechweise der psychoanalytischen Sekte zu verfallen für erlaubt hielten, „in die Ohnmacht flüchten". Zu den seelischen Wirkungen gehört schließlich auch der Selbstmord, der entweder im akuten Affekt oder, was häufiger ist, aus klarer Abwägung des noch verbleibenden Lebenswertes gegenüber ständiger Qual vollzogen wird.

Eine eigentümliche, noch wenig gewürdigte Abstufung in den seelischen Schmerzwirkungen liegt, abgesehen von der verschiedenen örtlichen Maximalstärke, in der größeren oder geringeren Nähe zum Ich. Wir lokalisieren unser Ichgefühl in den Kopf, besonders in die Gegend hinter den Augen, und wer sich selbst beobachtet, weiß, daß ein im Kopf oder Kopfnähe hausender Schmerz, z. B. eine Otitis media, uns bei gleicher Stärke ganz anders bedrängt als ein Schmerz im Bein. Eine Trigeminusneuralgie in der großen Zehe wäre lange nicht das, was die im Gesichte lokalisierte bedeutet.

Die Arten des Schmerzes, vom Subjekt aus gesehen — nur dieses kann darüber Aussagen machen — sind ungeheuer mannigfaltig. Die Aufdringlichkeit des Symptomes führt zu besonders lebhaften Formulierungen, nicht bloß zu den übertreibenden der Neurastheniker und Hysteriker, die „namenlos", „wahnsinnig" leiden, auch wenn ihre Schmerzen vom Maximalpunkt weit entfernt sind, sondern auch zu malenden, plastischen Bezeichnungen optisch räumlicher Art, in denen namentlich solche Patienten stark sind, die etwa die Disposition zu sekundären Sinnesempfindungen besitzen. Es ist da die Rede von bohrenden, wühlenden, pochenden, zuckenden, klopfenden, pulsierenden, nagenden, schneidenden, stechenden, kneifenden, ziehenden, reißenden,

drückenden, lastenden, dumpfen, scharfen, hellen, dunklen, brennenden, ausstrahlenden und vielen anderen Schmerzen. Besondere Provinzialismen bestehen für einzelne Schmerzempfindungen, z. B. „pokern“ für die Empfindungen bei einem Panaritium, „schrinnen“ für die flächenhaften Schmerzen abgeschundener oder durch Verbrennung entblößter Partien oder „Fluß“ für alles Rheumatische. Als *Mörikes* Mutter in der Gedichtsammlung des Sohnes die Überschrift las: „Mein Fluß“, glaubte sie voll Schrecken, der Dichter hätte seinen Rheumatismus besungen.

Von außen her entscheidet der Arzt klassifizierend andere Besonderheiten, je nachdem die Schmerzen spontan oder nur auf Druck, dauernd oder unterbrochen durch Pausen auftreten usw. Besondere Ausdrücke, die der raschen ärztlichen Verständigung dienen, gehen nebenher, wie die lanzinierenden Schmerzen der Tabes, der hysterische Clavus, die Krisen, die Koliken, die Attacken und die Wehen.

Ein besonderes Interesse beansprucht die Tatsache, daß viele Schmerzen eine nur ihnen eigene Färbung besitzen, die nicht nur daraus erklärt werden kann, daß infolge gleichzeitiger Berührungsnachrichten oder sensibler Organnachrichten eine Lokalisierung an einer umgrenzten Stelle sich ergibt. Die einzelnen Schmerzen haben einen besonderen Ton, so die Schmerzen durch den Krampf der glatten Muskulatur, der Neuralgie, des Rheuma, die wir unabhängig von der Örtlichkeit als etwas in sich Zusammengehöriges erkennen. Vielleicht ist auch der den rein sensiblen Nerven entstammende Schmerz seiner Art nach anders als der aus den gemischten Nerven.

Die Behandlung des Schmerzes bedeutet fast immer Bemühungen, die gegen ein Einzelsymptom, und zwar nicht einmal immer gegen das wichtigste gerichtet sind. Die Schmerzbeseitigung entspringt in der Mehrzahl der Fälle weniger einer ärztlichen Indikation als dem Wunsche, dem Drängen oder dem Fordern des Kranken. Es ist meist eine „symptomatische“ Behandlung und doch mehr, wenn es gelingt, einen Faktor zu beseitigen, der Schlaf, Appetit, Stimmung, Kreis-

lauf, Allgemeinbefinden stört und auch sonst auf reflektorischem Wege eine Reihe schädlicher Wirkungen ausübt. Aus unserer Betrachtung hier kann alles das ausscheiden, was durch Beseitigung der Ursache (z. B. Operation) nebenbei auch das Symptom des Schmerzes beseitigt. Bei der Überlegung, welche Behandlungsmöglichkeiten dem Schmerz gegenüber in Betracht kommen, ist die Vorfrage zu stellen: an welchen Stellen des Nervenweges, dessen Erregung im Bewußtsein als Schmerz erscheint, greift überhaupt eine Behandlung an? an dem Sitz der örtlichen, Schmerzsignale sendenden Veränderung oder an der zentralen Empfangsstelle? (die Zwischenstrecke kann außer Betracht bleiben). Wir müssen gestehen, daß wir heute noch nicht imstande sind, von allen erfahrungsgemäß schmerzstillenden Mitteln die Örtlichkeit ihres Anpackens zu bestimmen.

Als örtliche Wirkung gedacht ist alles, was unter dem Sammelnamen der „Ableitung“ angewendet wird, Anwendung von Hitze, Einreibungen, Senfpräparaten, Schröpfköpfen, Blutegeln usw. Man denkt dabei an eine kollaterale Beeinflussung der Gefäßverhältnisse am schmerzenden Ort. Eine lokale Wirkung kommt auch dem positiven Pole des galvanischen Stromes zu. Die sinkende Schätzung der Elektrotherapie überhaupt hat dieses Moment zu Unrecht vielfach in Vergessenheit gebracht. Die Theorie der Anodenwirkung ist dabei unerheblich. Dankbar für Anodenbehandlung sind namentlich Trigeminusneuralgien. Als örtliche Leitungsunterbrechung ohne Operation wirkt die Alkoholinjektion in die Nachbarschaft sensibler Nerven, die, im Gegensatz zur Lokalanästhesie mit Kokain usw. für Monate, eventuell Jahre vorhält. Theoretisch nicht näher bestimmbar, aber manchmal wirksam ist bei Neuralgien und bei Neuritiden die planmäßige Injektion von Vakzineurine. Die Behandlung von Schmerzen, die ihren Ursprungssitz in inneren Organen haben, durch äußere Mittel im Bereich der Headschen Zonen hat den Gedanken zur Voraussetzung, daß eine günstige Einwirkung auf diejenige Rückenmarksgegend möglich sei, von welcher aus die falsche Projektion nach außen erfolgt.

Bei kaum einer dieser örtlichen Einwirkungen ist eine gleichzeitige Beeinflussung der zentralen Empfangsstelle auszuschließen; alle körperlichen, künstlich zugefügten Schmerzreize wirken auf diesem Wege entlastend, wie jeder Patient bestätigen wird, der einmal in einem elektrischen Lichtbad bei Rheuma oder dergleichen fast mit Vergnügen den in die Nähe der Verbrennung hin reichenden Wärmeschmerz empfunden hat. Eine ähnliche Entstehung dürfen wir wohl bei der schmerzstillenden Wirkung des faradischen Pinsels voraussetzen. Zweierlei kommt dabei in Betracht, einmal die erwähnte Entlastung durch einen starken Gegenschmerz, und zweitens eine sozusagen erziehliche Wirkung, die bei allen subjektiven Überschätzungen des Schmerzes eintreten kann. Kranke, die auf geringere oder mittlere Beschwerden mit übertriebenen Schmerzäußerungen antworten, erfahren unter dem faradischen Pinsel wieder einmal, was wirklich weh tun heißt.

Wo die große Gruppe der Antineuralgika (Aspirin, Antipyrin usw.) wirksam wird, ist uns nicht genügend bekannt; vermutlich wohl an mehreren Stellen mit Bevorzugung der zentralen Schmerzflächen; jedenfalls aber handelt es sich dabei nicht, wie beim Morphium, um eine rein narkotische Wirkung.

Am zentralsten Ende des Schmerzweges greifen alle im weitesten Sinne suggestiven Prozeduren an, gleichgültig, ob es sich dabei um Händeauflegen, Amulette, Hypnose oder um gläubig hingenommene ärztliche Maßnahmen handelt. Rasches Eintreten der Wirkung sondert dabei die rein seelisch bedingten Schmerzzustände ab. Seelisch wirkt auch das planmäßige Nichtbeachten von schmerzhaften Empfindungen, wie es Menschen von Selbstzucht und Willen üben. Man kann auf diesem Wege, der das Gegenteil des Verfahrens der hypochondrischen Selbstbeobachtung darstellt, ziemlich viel erreichen. Immerhin sind die Persönlichkeiten, denen dies gelingt, nicht zahlreich; das Sichzusammennehmen gehört zu den unbeliebteren Dingen.

Wenn wir von narkotischen Mitteln sprechen, bedürfen

die eine Vollnarkose im gewöhnlichen Sinne herbeiführenden hier keiner Erörterung. Bilsenkrautextrakt ist schon im Mittelalter von milden Henkershänden den Opfern damaliger grausamer Justiz im voraus gegeben worden. Diese Art von Halbnarkose wird heute in Geburtshilfe und operativer Chirurgie vom Skopolamin geleistet. Halbnarkotikum in diesem Sinne ist auch der Alkohol; jeder Arzt kennt die geringe Reaktion Betrunkener bei dem Flicken der im Rausche erworbenen Wunden; *Sverdrup* richtete, nachdem der Arzt seiner Polarexpedition gestorben war, eine nicht mehr frische Schulterluxation in einem absichtlich herbeigeführten Rausche des Patienten ein. Schmerzstillende Mittel im engsten Sinne sind das Opium und die aus ihm abgeleiteten Präparate, speziell das Morphium. Die Geschichte der Morphiumanwendung ist ein typischer Beleg für den oben gestreiften Geiz der Natur: mit der Einführung des Morphiums und seiner segensreichen Wirkungen ist zugleich der Morphinismus mit seinen lebenzerrüttenden Folgen eingezogen. Die Frage wäre zwar nicht zu lösen, wohl aber aufzuwerfen, ob nicht, ins Ganze gerechnet, quantitativ das Unheil des Morphiums so groß ist als sein Segen. Jedenfalls besteht für den Arzt die Pflicht zur sorgfältigsten Prüfung der Frage: welchen Patienten darf ich Morphium geben? Freilich kommen Schmerzgrade vor, bei welchen jedes mit der Anwendung des Morphiums verbundene Risiko hingenommen werden muß. Wir kennen jetzt die Patiententypen, die nach der Richtung der Gefahr eines Verfallens in Morphinismus gefährdet sind. Die Unterschiede hierin sind viel größer, als im allgemeinen angenommen wird. Weniger bedenklich ist die Anwendung in akuten, ihrer Natur nach vorübergehenden Störungen bei nervös rüstigen Leuten, namentlich wenn sie auf Morphium mit Übelbefinden reagieren. Ein ganz sicherer Schutz ist dies nicht, da dieses Anfängerverhalten, wie beim Raucher nach seinen ersten Versuchen, abgewöhnbar ist. Stark gefährdet sind die Neuropathen und Psychopathen, die durch Morphium nicht nur Schmerzlinderung, sondern einen Stimmungszuwachs

erfahren. Es liegt hier ein ähnliches Verhältnis vor, wie bei dem persönlich verschiedenen Verhältnis zum Alkohol. Für denjenigen, der die sorgenbrechende und stimmunghebende Kraft des Alkohols nicht kennt, ist es kein besonderes Verdienst, abstinent zu sein. Häufiger, als angenommen wird, läßt sich auch bei lebhafteren Schmerzen durch eine Kombination von Skopolamin und Aspirin und dergleichen die Morphiumklippe umschiffen. Eine ganz andere Fragestellung ergibt sich natürlich in denjenigen Fällen, bei welchen ein unheilbarer Zustand das Lebensende in absehbare Nähe rückt.

Schülerselbstmorde.

In den Tageszeitungen ist die Bezeichnung „Schülerselbstmord“ eine nicht selten wiederkehrende Überschrift geworden. Für das unbefangene Sprachgefühl liegt in dieser Fassung schon die Vorwegnahme dessen, was erst zu beweisen wäre, was aber die Laienbetrachtung in der Regel als selbstverständlich voraussetzt, daß an den Einrichtungen der höheren Unterrichtsanstalten etwas nicht in Ordnung sei, daß sie schuld seien an den Selbsttötungen Heranwachsender. In den Betrachtungen der Zeitungen zu dieser Frage und auch in Romanen wird gern das Thema von dem „armen Jungen“ erörtert, der, verkannt, verbittert und gemißhandelt, schließlich keinen andern Ausweg mehr sieht, als sich aus diesem Leben davonzumachen.

Die Behauptung der Haftbarkeit der Schule für die Schülerselbstmorde ist nur ein Teil einer großen Anklagewelle gegen unser Unterrichtswesen, die heute durch die Öffentlichkeit geht. Die Schule ist vielleicht diejenige staatliche Einrichtung, die am meisten zu Angriffen verlockt, nicht nur weil sie tatsächlich täglich und stündlich in unbequemer Weise in das Familienleben eingreift, sondern auch weil jeder, der jemals eine höhere Lehranstalt besucht hat, sich zum Mitreden berufen fühlt.

Die Selbstmordfrage im allgemeinen ist in den letzten Jahrzehnten vielfach literarisch behandelt worden; große sorgfältige Statistiken unterrichten uns über das Gerippe der Zahlentatsachen, und die moralische Betrachtungsweise, ebenso wie die des Psychologen, des Sozialpolitikers und des Arztes, sucht, je nach ihrem Standpunkte, nach den tieferen Gründen der Gesamterscheinung. Wenn wir aus der Statistik erfahren, daß sich in Europa jährlich 60- bis 70000

Nach einem in der Freiburger Pädagogischen Gesellschaft gehaltenen Vortrage. Deutsche Revue, März 1913.

Menschen selbst töten, so gibt das von der allgemeinen Selbstmordtendenz ein im Augenblicke erschreckendes, aber zweifellos noch zu günstiges Bild, da die mißlingenden Selbstmordversuche von keiner Statistik mitgefaßt werden. Bei einer im Laufe der Jahrzehnte erkennbaren langsamen Steigerung (z. B. von 1881 bis 1897 um 20 Prozent) ist im übrigen eine merkwürdige Gesetzmäßigkeit in bezug auf Rasse, Konfession, Lebensalter, Jahreszeit, Wahl der Mittel zur Selbsttötung usw. festzustellen. Im Durchschnitt kommt in Deutschland auf 1 Million Einwohner im Jahre eine Ziffer von 204 Selbstmorden.

In bezug auf die Motive ist jede Statistik unzuverlässig. Der Prozentsatz der offenkundig oder unbemerkt Geisteskranken wird überall zu niedrig angenommen. Die Laientendenz, für auffallende Handlungen in erster Linie äußere Anstöße als auslösendes Moment anzuschuldigen, färbt alle Zahlenaufstellungen. Am seltensten ist wohl die Selbsttötung, die auf einer kühlen, man möchte sagen wissenschaftlich gezogenen Lebensbilanz beruht; für die ganz überwiegende Mehrzahl der Selbsttötungen, und das gilt ganz besonders für die im jugendlichen Alter stattfindenden, müssen wir daran festhalten, daß der Selbstmord eine Affekthandlung ist. Bemerkenswert ist, daß bei nicht Geisteskranken das Mißlingen eines Selbstmordversuches in der Regel den psychischen Einfluß hat, daß er nicht wiederholt wird. Bei krankhafter Motivierung liegt dies ganz anders. Im allgemeinen muß man sagen, daß in der Selbsttötung, mag sie nun aus normalen oder aus krankhaften Motiven erwachsen, ein vorzeitiges Waffenstrecken vor dem Leben, eine Überschätzung der Tragweite der momentanen Episode, eine akute Hilflosigkeit in bezug auf das Finden eines Auswegs aus den Nöten der Stunde zu erblicken ist.

Was die Verteilung auf die einzelnen Lebensalter anbetrifft, so begegnen wir der allerdings nur auf den ersten Anblick paradox wirkenden Erscheinung, daß die Neigung, das Leben wegzuwerfen, um so größer wird, je näher das

Individuum dem natürlichen Ende seiner Tage kommt. Wenn, wie erwähnt, auf 1 Million Menschen in Deutschland im Durchschnitt 204 Selbsttötungen im Jahre entfallen, so kommen dabei auf die Altersstufe von 10 bis 15 Jahren (nach der Statistik für das Jahr 1898) 20 Fälle, auf das Alter von 15 bis 20 Jahren 131, auf das Jahrfünft 20 bis 25 218, auf 25 bis 30 173, während auf die Jahre jenseits 80 sogar 662 Fälle kommen. Die Neigung zum Selbstmord ist also im neunten Jahrzehnt dreiunddreißigmal so groß als in der Zeit vom 10. bis 15. Lebensjahre. Die Regelmäßigkeit des Anstieges mit dem Lebensalter wird in dem Jahrfünft 20 bis 25 durch eine größere Zahl (218) unterbrochen, für deren Erklärung wir wohl die ersten Zusammenstöße mit dem wirklichen Leben, den Militärdienst und die ersten unglücklichen Liebeserlebnisse anschuldigen müssen.

Die Verteilung der Geschlechter ist bis zum 15. Jahre so, daß vier Knaben auf ein Mädchen entfallen, ebenso wieder in der Altersstufe 20 bis 25, während in der Zeit der eigentlichen Pubertätsentwicklung von 15 bis zu 20 Jahren das Verhältnis männlich zu weiblich auf 2 zu 1 steigt.

In Preußen finden im Durchschnitt jährlich 42 Schülerselbstmorde statt; bei „Schülern" ohne Rücksicht auf das Alter 53 pro Jahr, mit Schwankungen von 40 bis 71. Wichtig ist aber doch die Feststellung, daß die Gesamtzahl mit 58 im Jahre 1905 nicht höher war als 1883. (Das Verhältnis der höheren zu den niedrigen Schulen stellt sich dabei wie 4 zu 1.)

Die Zahlen stützen nicht die Idee einer stetigen Zunahme der jugendlichen Selbstmorde. Die Befürchtung, daß eine solche Zunahme vorhanden sei, ist nur ein Teil der weitverbreiteten, meines Erachtens, wie ich an anderm Orte nachzuweisen versucht habe, objektiv unbegründeten Sorge vor einer fortschreitenden Entartung der modernen Menschheit. Der Eindruck der zahlenmäßigen Steigerung wird durch die eindringlichere Berichterstattung der Presse hervorgebracht.

Das Frappierende an den Schülerselbstmorden liegt für das natürliche Gefühl auch weniger in der absoluten Zahl, als in dem scharfen Kontrast zwischen dem Akt der Lebensverneinung und der sonst normalerweise dem jugendlichen Lebensabschnitt eignen Stimmung.

Die eigentliche Frage, die uns hier beschäftigt, ist die nach den innern Gründen der Schülerselbstmorde, speziell die, wie weit etwa die Schule dadurch belastet wird. Die meisten Menschen neigen in solchen Fragen zu raschen Verallgemeinerungen und sind bei ihrem Suchen nach dem psychologischen Zusammenhang leicht zufriedengestellt. Man wird in den Zeitungsnotizen über jugendliche Selbstmorde selten die Angabe eines ganz bestimmten Grundes vermissen, während für die genauere Prüfung die Sache gewöhnlich keineswegs so eindeutig liegt. Im übrigen ist es nur eine Forderung der Gerechtigkeit, wenn wir Selbstmorde im schulpflichtigen Alter nicht ohne weiteres identifizieren mit eigentlichen „Schulselbstmorden"; denn nur diese letzteren sind es, die mit der Bejahung der Schuldfrage der Schule gemeint sind.

Es ergeben sich ohne weiteres drei verschiedene Gebiete möglicher Ursachen: Die Schule, das Elternhaus, die Persönlichkeit des Schülers.

Unter Schule verstehen wir hier im allgemeinen die höhere Schule. Die heutigen Vorwürfe, die man allerorten zu lesen bekommt, gehen zunächst auf die quantitative Überbürdung. Diese Vorwürfe sind nicht übermäßig alt; sie werden eigentlich erst seit Ende der siebziger Jahre lebhafter. Eine zweite Reihe derselben bezieht sich auf angeblich qualitativ falsche Behandlung (übertriebener Formalismus, zu großes Wertlegen auf alte Sprachen, Grammatik). Zum Teil handelt es sich dabei um Äußerungen Sachkundiger, zum großen Teil aber auch um das Gerede von Mitläufern, denen es weniger um eine objektiv begründete Reform des Schulwesens zu tun ist, als um eine Art von Befriedigung eines latenten Rachegelüstes, um eine innerliche Befreiung von eignen unangenehmen Schulerinne-

rungen oder von Ärger über die Mißerfolge der eignen Kinder in der Schule. Die in dem Buch von *Graf* niedergelegten Äußerungen von Männern der verschiedensten Berufsarten über ihre eignen Schuleindrücke sind für jeden, der sich mit diesen Dingen ernstlich befaßt, eine Fundgrube interessanter Feststellungen. Als den wichtigsten Niederschlag kann man wohl die Erfahrung bezeichnen, daß im allgemeinen die Persönlichkeit des Lehrers alles, das System sehr wenig bedeutet. Auch das ist wohl sicher, daß die frühere rein klassisch-humanistische Tendenz der Gymnasien für die nicht ausgesprochen formal-logischen, sondern mehr auf das Anschauliche gerichteten Begabungen Schwierigkeiten und Nöte mit sich gebracht hat. Unbestreitbar ist auch, daß einzelne, später gerade auf naturwissenschaftlichem Gebiete hervorragende Köpfe (*Liebig*, *Linné*, *Humboldt* u. a.) schlechte Schüler auf den humanistischen Gymnasien gewesen sind. In der Tatsache dieser gelegentlichen Inkongruenz zwischen dem zwangmäßigen Bildungsgang und der persönlichen Anlage kann heute keine Anklage gegen die Schule mehr erblickt werden, da bei der weitgehenden Differenzierung der höheren Lehranstalten jetzt jede Begabung den ihr zusagenden Weg finden kann.

Es wird übrigens immer eine Illusion bleiben, die Schule für die Mehrzahl der Schüler irgendwie zu etwas Reizvollem gestalten zu wollen, so wenig etwa, wie das, von einzelnen Ausnahmen abgesehen, für die Rekrutenzeit oder die Militärdienstzeit im allgemeinen erreichbar sein wird. Eine unbefangene Beobachtung der Entwicklung der herrschenden Tendenzen zeigt, daß die höheren Schulen jetzt im Gegensatz zu früher immer mehr auf das Niveau der Minderbegabten eingestellt werden, Tendenzen, die sich stellenweise zur amtlichen Festsetzung bestimmter Prozentsätze verdichtet haben, über die hinaus die Zahl der Sitzenbleibenden nicht steigen darf.

Es ist bekannt, daß neuerdings besondere Versuche gemacht worden sind, um den Abstufungen der Begabung im Unterricht gerecht zu werden. Der eine Lösungsversuch,

der den Unterbegabten, zunächst in der Volksschule, gesonderte Behandlung zuteil werden läßt, die Einrichtung der Hilfsschulen für Schwachbefähigte, ist, wenn sie auch die Lehrer nur von dem gröbsten, offenkundigen Ballast befreit, als eine segensreiche Einrichtung anzuerkennen; weniger glücklich ist die Idee, Schulen für Hochbefähigte einzurichten. Die Frage nach der Begabung läßt sich in dem Zeitpunkte, in dem diese Sonderung einzutreten hätte, nicht lösen. Begabung ist in diesem Sinne nichts Einheitliches und nichts ohne weiteres Prüfbares. In dem Stadium, in dem die Auswahl der Schüler vorzunehmen wäre, ist die gedächtnismäßige Befähigung noch viel zu sehr der Maßstab der Begabung überhaupt. Ganz absehen wollen wir dabei von den pädagogischen Bedenken, die man dagegen haben muß, daß einer gewissen kleinen Anzahl von Schülern frühzeitig die Etikette „höherer Begabung" angeklebt wird.

Das Streben nach immer weitergehender quantitativer und qualitativer Erleichterung auf den höheren Unterrichtsanstalten ist im Interesse der geistigen Volksgesundheit zweifellos zu bedauern. Ein gewisses Quantum psychischen Zwanges gehört zu einer normalen Menschenentwicklung, und angesichts der nicht zu verkennenden Herabsetzung der moralischen Widerstandskraft des einzelnen, wie sie heute durch das Versicherungswesen, die Tendenz zum Zusammenschluß in Organisationen usw. gegeben ist, sollte man der Jugend nicht das stählende Bad einer fest zugreifenden Erziehung in den höheren Lehranstalten vorenthalten wollen.

Ich bin fest davon überzeugt, daß in dem Quantum dessen, was die Schule verlangt, für auch nur durchschnittlich Veranlagte keine Schädigung liegt; überhaupt machen intellektuelle Anstrengungen allein, wenn sie nicht etwa mit Schlafentziehung, Hunger oder der Anwendung künstlicher Reizmittel verbunden sind, niemand nervenkrank. Ich selbst habe, ebenso wie andre Nervenärzte, niemals den Fall eines jugendlichen Geisteskranken gesehen, bei dem das

Quantum der Schulleistungen als ein wesentliches ursächliches Moment in Frage gekommen wäre. Zweifellos gibt es gegenüber etwaigen durch die Persönlichkeit einzelner Lehrer hervorgerufenen Überlastungen äußere und innere Korrekturen: lange Ferien, Unaufmerksamkeit in der Stunde, Faulheit zu Hause, Sportsbetrieb usw., ganz abgesehen von der seelischen Entlastung, die den Schülern durch das gemeinsame Schimpfen auf die schlechten Kerle von Lehrern zur Verfügung steht.

Was die qualitativ falsche Behandlung in der Schule anbetrifft, so ist allerdings dies ein Punkt, wo die Güte des Lehrplans und die Schärfe der Aufsicht nicht allzuviel bedeuten, da die geborenen Pädagogen selten sind. Trotzdem dürfen wir wohl ruhig sagen, daß Lehrerkollegien, wie sie Wedekind im „Frühlingserwachen“ schildert und wie sie auch in andern Dramen und Romanen auftreten, heute nirgends vorkommen oder auch nur denkbar wären. Es wäre auch ungerecht gegen die Lehrer, wenn man nicht zugeben wollte, daß die theoretisch sehr schöne Forderung „individueller Behandlung des Schülers“ praktisch meist nicht erfüllt werden kann. Wie soll jemand, der in fünf oder sieben Klassen unterrichtet und vielleicht zwei Stunden wöchentlich mit der einzelnen Klasse in Berührung kommt, Hunderte von Jungen psychologisch näher kennen und beeinflussen lernen? Dazu ist im ganzen die Überbürdung der Lehrer mit Stunden und Köpfen, oft auch der Wechsel unter den Lehrern, zu groß, und von dem Korrektivmittel, daß der Klassenlehrer mit seiner Klasse jahrelang in Kontakt bleibt, indem er mit ihr aufsteigt, wird nicht überall Gebrauch gemacht. Ein gewisser Ausgleich liegt immer in dem Umstand, daß es regelmäßig eine Vielheit von Lehrern ist, mit denen der einzelne Schüler in Berührung kommt.

In einem Punkte könnte nach meinen Eindrücken die Lehrerschaft bessere Fühlung mit ihren Jungen haben, wenn sie dem Gerechtigkeitsbedürfnis der Heranwachsenden mehr Rechnung trüge. Im ganzen wird das Rechtsgefühl des Schülers in seiner Lebhaftigkeit unterschätzt. Die

Jugend ist ein unerbittlicher Richter; sie hat die feinste Empfindung für alles, was am Lehrer nach Laune, „Pike“, persönlicher Bevorzugung u. dgl. aussieht. Bessere Schüler empfinden zum Beispiel auch die Duldung von Denunzianten und das Eingehen auf Denunziationen („Petzen“) als eine Unbilligkeit. Gerade auf diesem Gebiete erwächst häufig auf seiten der Schüler ein betrübender Mangel an Zutrauen gegen einzelne Lehrer, auch direkt eine innerliche Verhärtung und Verbitterung.

Wenn man dies alles zugibt, so ist doch eine tatsächliche seelische Mißhandlung eines Schülers durch einen Lehrer in öffentlichen Schulen heute auf die Dauer nicht mehr möglich.

Ich halte es alles in allem für gänzlich unbewiesen, daß im Wesen der Schule selbst Faktoren liegen, die einen nicht kranken Schüler zum Selbstmord treiben müßten.

Es muß dabei vor allem im Auge behalten werden, daß jedes Schulereignis seine Resonanz erst von den zwei andern vorhin erwähnten Faktoren erhält, zunächst durch das Elternhaus. Es wäre für einen erfahrenen Schulmann eine dankenswerte Aufgabe, einmal eine „vergleichende Psychologie der Eltern“ zu schreiben, unter denen die verschiedensten, aber immer wiederkehrenden Typen vertreten sind, von den vernünftig Schweigenden an, die nie eine Lehrerwohnung betreten, bis zu denen, die um Noten und Versetzung betteln gehen. Ebenso reich ist die Skala in dem Verhalten der Eltern zu Hause. Auch hier ist eine vernünftige, gerecht abwägende Mitarbeit mit den Bestrebungen der Schule nicht die Regel und vielleicht nicht einmal das Häufige. Statt dessen finden wir diejenigen, die direkt den Schulbemühungen entgegenarbeiten, indem sie die Lehrer lächerlich zu machen versuchen, in ihrer Affenliebe und Überschätzung bei Konflikten dem Sohne alles, dem Lehrer nichts glauben. Wir finden zu Hause die Elterntorheit des Ehrgeizes, auch Minderbegabte in einen vielleicht verhaßten Beruf hineinzuzwingen, die Elternschuld übertriebener Härte, den Elternfehler übermäßiger Begünstigung der Nebendinge: Musik, Theater, Sport usw.

Welche Bedeutung die Zensur für den einzelnen Schüler besitzt, hängt wiederum in der Regel nur von der elterlichen Schätzung der Zensur ab, und der nervös-labile Junge, der sich wegen ungenügender Noten oder wegen Sitzenbleibens das Leben nimmt, tut das nicht aus Angst vor der Schule, sondern aus Angst vor dem Nachhausekommen und vor dem Zorn des Vaters. Im ganzen wird ja häufig der Wert der „Note" von seiten der Väter überschätzt, anstatt der Einsicht, daß es darauf ankommt, daß der Heranwachsende ernst und konzentriert zu arbeiten lernt und nicht durch eigne Schuld überflüssige Zeit auf die einzelnen Phasen seines Bildungsganges zu verwenden gezwungen ist.

Am schlimmsten ist für die Heranwachsenden der böse Zirkel, wenn nervöse Eltern mit schwankenden Stimmungen und Auffassungen, mit Neigung zu Affektausbrüchen und Inkonsequenz die Erziehung nervöser Kinder leiten sollen.

Daß es Schulerlebnisse allein nicht sind, welche die Jungen in den Tod treiben, geht wohl am besten daraus hervor, daß die durch den Pennalismus oft so viel härtere Zucht in den Alumnaten keineswegs etwa besonders zum Selbstmord disponiert.

Am wichtigsten unter allen ursächlichen Faktoren ist aber zweifellos die Persönlichkeit des Schülers selbst. In jedem Falle ist die Selbsttötung das Ergebnis eines Kräftestreites in der seelischen Individualität. Dem natürlichen Kinde wohnt von vornherein, ebenso wie dem Tier, gar keine Disposition zum Wegwerfen des Lebens inne. Der natürliche starke Lebensdrang des Kindes, das Fehlen der Reflexion über Wert oder Unwert des Gesamtlebens, die geringe Nachhaltigkeit und geringe Nachdauer unangenehmer Gemütsbewegungen, die Fähigkeit des Abschüttelns störender Eindrücke, alles das sind heilsame Korrektive bei betrüblichen Erlebnissen. Theoretische pessimistische Betrachtungen oder langdauernde Nachwirkung von Gemütsbewegungen im Kindesalter sind im allgemeinen schon das Signal für das Bestehen einer krankhaften Veranlagung.

Wenn diese in stärkerem Maße vorhanden ist, dann allerdings disponiert die jugendliche Hemmungslosigkeit ganz besonders zu plötzlichen impulsiven Handlungen, und somit auch zur Selbsttötung. Zweifellos haben wir in derjenigen seelischen Gesamtverfassung, die als psychopathische Konstitution bezeichnet wird, die Hauptursache von Selbstmorden im jugendlichen Alter zu erblicken. Diese abnorme seelische Gesamtverfassung ist eines der sog. Entartungszeichen, die meist unter erblichem Einfluß (Neurose, Alkoholismus, Syphilis usw. der Erzeuger) in die Erscheinung tritt; sie ist auch die Basis, auf der, wenn die Kindheit ohne größere Schwierigkeiten verläuft, spätere Psychosen erwachsen.

Gewisse später ausgesprochene Geistesstörungen reichen im übrigen schon in ihren ersten oft verkannten und oft auch für den Sachkundigen schwer erkennbaren Anfängen bis in die Kindheit zurück, namentlich die periodisch-depressiven Gemütskrankheiten oder das, was man bei Erwachsenen als konstitutionelle Verstimmung bezeichnet. Auffallend starke Schwankungen der Leistungsfähigkeit, wechselnde Phasen von Schwierigkeit und Leichtigkeit in der Erziehung, aber auch sonstige Züge: Neigung zur Einspännerei, zur Isolierung, geringes Verständnis für gemeinsame Spiele usw. können bei Kindern frühe Vorboten späterer Gemütserkrankung sein.

Aber selbst wenn es sich nicht um diese krankhaften Veranlagungen handelt, kann die Pubertätszeit als solche abnorme Zustände erzeugen. Das körperliche und das seelische Reifen deckt sich keineswegs. Ebenso wie in dieser Zeit das Wachstum der einzelnen Organe im Vergleiche untereinander nicht regelmäßig vor sich geht, treffen wir auch in der seelischen Konstitution als häufiges Charakteristikum die Unausgeglichenheit, das Auftreten neuer, unklarer, starker Regungen ohne das Gegengewicht eines reifen Verstandes, massenhafte neue Interessen ohne genügendes Urteil über den Gesamtzusammenhang, lebhafte Stimmungen und Gefühle ohne die Bremse der Erfahrung.

Es ergibt sich daraus das häufig so charakteristische Bild des gesteigerten Selbstgefühls, der übertriebenen Empfindlichkeit, der Selbstüberschätzung, des überheblichen Besserwissens, für welches Vater und Lehrer antiquierte Instanzen sind, die Überschwenglichkeit und der Weltschmerz, die Neigung zur Befassung mit den höchsten Fragen, die Neigung zu unverstehbarer Lektüre, die unzeitige Imitation Erwachsener in Lebensführung und Benehmen.

Oft gehen diese noch normalen Pubertätszüge direkt über in eigentliche Pubertätspsychosen, die wegen ihres schleichenden, unmerklichen Beginnes von den Angehörigen, aber auch von Ärzten, so außerordentlich häufig verkannt, moralisch bewertet werden und zu den unzweckmäßigsten Beeinflussungsversuchen Anlaß geben.

Ein andrer Teil von Individuen ist von vornherein intellektuell minderwertig und wird so lange mit Ach und Krach durch die unteren Klassen geschleppt, als es sich im wesentlichen um Aneignung gedächtnismäßigen Materials handelt. In den höheren Klassen tritt dann die Divergenz zwischen den normalen Schulansprüchen und den psychischen Möglichkeiten des Schülers in schärfster Weise hervor. Zu alledem kommen die körperlichen Wirkungen des Wachstums: Ermüdbarkeit, Blutarmut, Unfähigkeit zur Konzentrierung, ganz abgesehen von der großen Reihe sehr häufiger aber nicht notwendiger Schädlichkeiten, wie Alkoholismus, Verbindungswesen, Erotik (Tanzstunde und auch Gröberes), Schlafverkürzung durch Theater, Konzerte usw.

So zeigt schon ein ganz kursorischer Überblick eine große Anzahl teils schicksalsmäßiger, teils vermeidbarer Momente, die gerade in den Altersstufen, in denen die höheren Lehranstalten besucht werden, die nervöse und psychische Widerstandskraft herabsetzen.

Jedes äußere Ereignis wird zum Erlebnis erst durch das Medium der mitgebrachten Veranlagung hindurch; hierin liegt bei dem Selbstmord der Jugendlichen ebenso wie bei dem der Erwachsenen der eigentlich entscheidende Punkt; der Selbstmord ist, von wenigen Ausnahmen abgesehen, der

Ausdruck einer dauernd oder im Momente irgendwie unter der Norm bleibenden seelischen Widerstandsfähigkeit des Menschen.

Wir wollen im Rückblick die Ergebnisse dieser Betrachtung kurz zusammenfassen:

Die Vorwürfe gegen die höheren Schulen, als ob sie die Schuld an den Schülerselbstmorden trügen, sind nicht aufrechtzuerhalten. Soweit die Schulverhältnisse tatsächlich als Ursachen in Rechnung gesetzt werden müssen, handelt es sich im wesentlichen um unvermeidliche Dinge. Von den äußeren Faktoren hat jedenfalls das moralische Klima des Elternhauses mit der Selbstmordhäufigkeit den weit engeren Zusammenhang. Der Anteil, den wir in ursächlicher Beziehung der Schule und dem Elternhause zuweisen müssen, verschwindet aber quantitativ gegenüber der Rolle, welche die geistige Persönlichkeit des Schülers selbst spielt. Die ganz überwiegende Mehrzahl der jugendlichen Selbstmörder sind solche, die entweder für die Schule oder, wohl besser gesagt, für das Leben überhaupt nicht die nötige Mitgift an seelischer Widerstandskraft mitbekommen haben.

Die Schlußszene der Starnberger Tragödie.

Die Aufzeichnungen des *Frhrn. v. Washington*, die an dieser Stelle veröffentlicht wurden, geben ein erschütterndes Bild der Vorgänge, die sich in der Umgebung des kranken Königs Ludwig in seinen letzten Lebenstagen abspielten; man gewinnt aus diesen privaten Notizen den unmittelbaren lebhaften Eindruck von der ungeheuren äußeren und inneren Unruhe und Spannung, unter der die Teilnehmer an jenem menschlich und politisch gleich verschlungenen Drama standen. Über den Hergang der zeugenlosen Schlußszene zwischen dem König und Gudden kann *Frhr. v. W.* naturgemäß nichts berichten; wir wissen aber aus anderen Quellen darüber genug, um ein ziemlich anschauliches Bild der Einzelheiten des tragischen Endes geben zu können; der Schwiegersohn Guddens hat auf Grund seiner Aufzeichnungen bald nach dem Ereignis in einer Fachzeitschrift darüber berichtet; an die Öffentlichkeit ist davon kaum etwas gedrungen.

Der König und Gudden wurden zuletzt lebend gesehen, als sie sich um $6^1/_2$ Uhr zum Spaziergang im Park anschickten; ihre Leichen wurden um Stunden später, nach Einbruch der Dunkelheit, von fackeltragenden Booten aus im See gefunden. Des Königs Taschenuhr war kurz vor 7 Uhr stehengeblieben; es steht durchaus nicht fest, daß dies genau der Moment des Eintauchens in das Wasser war; eine Uhr mit gutem Verschluß füllt sich nicht sofort mit Flüssigkeit; es kann also wohl früher, jedenfalls aber nicht später gewesen sein. Gudden war zunächst mit dem König im Park nicht allein; ein Gendarm, dessen Anblick bei einem Vormittagsspaziergang an gleicher Stelle den

Berliner illustr. Zeitung 1932; Nr. 39.

König irritiert hatte, war zwar wegbeordert, aber zwei Pfleger folgten in gewissem Abstand den beiden; sie kehrten bald in das Schloß zurück mit der Angabe, sie seien „zurückgeschickt“; ob man dort richtig handelte, es dabei bewenden zu lassen, ob man es nicht, ein Mißverständnis der Pfleger voraussetzend, hätte verhindern sollen, daß Gudden dem König gegenüber im Notfall nur auf seine eigenen Kräfte angewiesen blieb, darüber ist seinerzeit eine lebhafte Kontroverse geführt worden, die uns heute nicht mehr interessiert.

Die Stelle, bis zu welcher der König mit Gudden auf dem Fußpfad ging, war nahe dem Ende des Parkes. Die von Sprungschritten herrührenden Fußspuren des Königs und Guddens, welche zum See führen, gehen nicht von demselben Punkte des Fußpfades aus, sondern von zwei mehrere Schritte voneinander entfernten Punkten und vereinigen sich im See. Der See hat sein Geheimnis nicht hüten können; 16 Meter vom Ufer entfernt fanden sich in dem sandigen Grunde zahlreiche Fußspuren des Königs und Guddens durcheinander; 54 Meter von dieser Stelle gegen Norden lag in seichtem Wasser Guddens Leiche, die Füße am Boden, der Kopf mit nach unten gekehrtem Gesicht unter Wasser; von der erstgenannten Stelle aus führten noch 25 Meter weit direkt in den See hinein verlaufende Fußspuren und dann eine 29 Meter lange Schleifspur bis zur Leiche des Königs, die an einer etwa 1,28 Meter tiefen Stelle lag, die Füße am Boden, der Kopf mit nach unten gekehrtem Gesicht unter Wasser; beide Leichen waren durch die nördlich gerichteten Wellen des Wassers weitergetrieben worden.

Guddens Leiche hatte eine breite Kontusion am rechten Stirnhöcker, eine leichte Kratzwunde am Nasenrücken und an der rechten Halsseite mehrere von Fingereindrücken herrührende blaue Flecken; an einem Finger der rechten Hand war der Nagel abgerissen.

Dieser örtliche Befund läßt nur eine Deutung zu: Gudden war mit dem König so nahe dem Parkende gekommen, daß er an Rückkehr ins Schloß denken mußte. In dem Moment

der Umkehr sprang der König raschen Laufes gegen das Seeufer. Gudden machte, nach den Pflegern rufend, auf dem Fußweg einige Schritte nach der Richtung, in welcher er sie anwesend glaubte, und sprang dann schnellen Laufes in den See, holte den König ein und hielt ihn, seine Röcke fassend, mit solcher Gewalt zurück, daß ihm der eine Fingernagel abgerissen wurde. Der König schlüpfte aus den Röcken, die Ärmel in Ärmel treibend gefunden wurden, rang mit Gudden, faßte ihn mit der rechten Hand im Nacken, seine Finger tief in die rechte Halsseite eindrückend, versetzte ihm mit der linken Faust einen Schlag auf die rechte Stirnseite, tauchte ihn unter Wasser und hielt ihn so lange fest, bis er bewußtlos war. Die ganze Szene mag nur Bruchteile einer Minute gedauert haben.

Der Irrenarzt fragt sich: Mußte das sein? Nein, es mußte nicht sein; es lag zweifellos nicht in Guddens Absicht, mit dem König, der ihm bei einer Größe von 191 Zentimeter und einem Gewicht von 240 Pfund an Wucht weit überlegen war, im Park allein zu bleiben; es hätte das den elementarsten Regeln psychiatrischer Technik widersprochen, und Gudden war nicht irgend jemand, kein Anfänger und kein unbedachter Wagehals; im Leben des Irrenarztes kann es immer einmal Situationen geben, in denen nicht der psychologisch geschulte Blick, nicht Erfahrung oder Berufsroutine den Ausgang bestimmen, sondern der brutale Gesichtspunkt des Maßes der Körperkräfte. Gudden mag den Pflegern ein Zeichen gegeben haben, daß sie, um den König nicht zu reizen, unsichtbar bleiben sollten, zurückgeschickt hat er sie sicher nicht.

Die Gefährlichkeit Geisteskranker im voraus richtig einzuschätzen, gehört zu den täglichen Aufgaben des Irrenarztes; Laien suchen die Gefahr fast immer in falscher Richtung. Nicht die lärmenden und tobenden Kranken sind die gefährlichen; bedrohlich für ihre Umgebung sind Kranke mit getrübtem Bewußtsein und Angst, die in sinnloser Abwehr vermeintlicher Gefahr, in einem dunklen Gefühl der Notwehr, gewalttätig werden, gefährlich sind die Hal-

luzinanten, die in den Stimmen ihrer Verfolger Beleidigungen und Drohungen hören, gefährlich sind die melancholischen Selbstmörder, vor allem Mütter, die — man liest es jede Woche in den Zeitungen — ihre Kinder mit in den Tod nehmen. Am bedrohlichsten aber sind die innerlich gespannten, aber besonnenen und der Verstellung fähigen Träger von Wahnideen, deren Gewaltakte sich oft gegen Personen richten, die keine Ahnung davon haben, welche Rolle sie in einem fremden Denkkreise spielen. So werden nicht selten Ärzte das Opfer von Attentaten seitens früherer Patienten, die sich in krankhaft hypochondrischer Weise durch die Behandlung geschädigt fühlen. In den Irrenanstalten selbst ist es die Regel, daß der Arzt mit bedenklichen Kranken niemals allein ist. Der psychiatrische Anfänger muß es erst verlernen, hierin Mut beweisen zu wollen. Daß auch die Begleitung von Pflegern nicht immer ein Schutz ist, zeigte der Fall, der sich in einer elsässischen Irrenanstalt abspielte. Ein chronisch Kranker mit Wahnideen, der aber Haltung hatte und äußerlich ruhig war, eignete sich im Hof ein Stück von einem eisernen Faßreifen an, schliff es an einer Sandsteinstufe zum Dolch, den er monatelang unter einem ausgehobenen Parkettriemen seines Zimmers verbarg, um ihn dann eines Tages bei der Visite plötzlich dem Direktor in den Leib zu stoßen und ihm eine tödliche Leberwunde beizubringen. — König Ludwig gehörte zu den der Verstellung fähigen Kranken, bei denen erst ein plötzlich hervorbrechender Gewaltakt die dunklen Winkel des Ich klar beleuchtet; es kam bei ihm dazu ein ins Groteske gesteigertes Herrscherbewußtsein, dem das Leben eines Untertanen leicht wog, wenn er ihm im Wege war. Daß Gudden sein Leben daran setzen mußte, war bei seiner Lage selbstverständlich; er konnte ohne den König nicht lebend zurückkommen, und darin liegt die besondere Tragik seines Schicksals.

Die Todesstrafe ist keine Strafe.

Unbeschwert von Theorien und ohne Anwendung der juristischen Kunstsprache möchte ich eine Frage erörtern, die für mich ihre Lösung in der Formulierung des Themas gefunden hat.

Was eine „Strafe" ist, wird im Gesetz nicht näher definiert. Angeführt werden die verschiedenen Strafarten und die Möglichkeit der Abstufung, bei der teils die Größe des verletzten Rechtsgutes, teils die seelische Beschaffenheit des Täters in der einen oder anderen Richtung ihre Rolle spielen.

Voraussetzung jedes Strafens ist eine Lebensgemeinschaft, die sich nicht nur in horizontaler, sondern auch in vertikaler Richtung erstreckt. Zwischen zwei Schiffbrüchigen, die als einzig Überlebende auf einer einsamen Insel zurückbleiben, kann es wohl Vergeltung oder Rache geben, aber keine Strafe. Notwendig ist, wenn die Bezeichnung einen Sinn haben soll, das Vorhandensein einer Instanz, die in der Lage ist und die Macht hat, etwas zu verlangen oder anzuordnen, Regeln und Gesetze aufzustellen, Gehorsam zu fordern: Eltern im Verhältnis zu den Kindern, Staat gegenüber seinen Bürgern, Kirche gegenüber den Gläubigen usw.

Das Verhältnis der dabei Untergeordneten entwickelt sich entweder zwangsmäßig, wie gegenüber dem Staat, in den man unfrei hineingeboren wird, oder in halb freiwilliger Form, da man aus der Kirche austreten oder seinen Wohnsitz wechseln kann, oder ganz freiwillig im Sinne der Anerkennung der Strafgewalt des Vorstandes eines Kegelklubs oder Skatabends.

Der Sinn des Strafens hat seinen Niederschlag gefunden

Vortrag, gehalten auf der Badener Neurologen-Versammlung am 4. Juni 1932. (Monatsschr. f. Kriminalpsychologie u. Strafrechtsreform 1932, Heft 9/10).

in der geschichtlichen Entwicklung der Lehre von den Strafzwecken; der älteste und für das unbefangene Denken auch heute noch am meisten einleuchtende ist die Sühne für Unrecht und die Abschreckung vor Wiederholung, der neueste, der heute die übrigen überwuchert, ist der der Erziehung und Besserung des Rechtsbrechers; dazwischen schob sich der der Sicherung der Gesellschaft ein.

Der psychologische Zusammenhang zwischen Tat und Strafe ist so gedacht, daß man dem Täter ein Übel zufügen will, weil er ein Gebot übertreten hat, oder damit er es nicht wieder übertritt; dieses Übel muß so beschaffen sein, daß es die Lust am Übertreten überwiegt und dem Täter Anlaß wird, sich angesichts dieser Bilanzlage in Zukunft besser zu benehmen. *Schopenhauer*s in die gleiche Richtung weisende Formel, die an einer wenig bekannten Stelle zu finden ist, daß jeder Kriminalkodex ein Verzeichnis von Gegenmotiven zu möglichen Handlungen sei, ist zu einfach und unpathetisch, um allgemeinen Beifall zu finden.

In der Entwicklungsreihe befinden wir uns heute in bezug auf das staatliche Strafen in einer sentimentalen Ära; revolutionäre Phasen, die in politischer Hinsicht scharf sein können, sind in der Regel lässig gegenüber den rein bürgerlichen Delikten; das Schwert der Justiz ist heute mit Watte umwickelt; die Bewährungsfrist und die Aussicht hierauf nimmt den Strafandrohungen ihre Schärfe; der Strafvollzug wird so gestaltet, daß er dem Rechtsbrecher möglichst wenig weh tut; gegen die Todesstrafe werden Gemütsgründe ins Feld geführt.

Der inzwischen überholte Entwurf eines neuen Strafgesetzbuches vom Jahre 1925 sagte in § 29:

„Die Strafen sind Todesstrafe, Freiheitsstrafe, Geldstrafe“; bei allen dreien ist der Sinn, den Täter leiden zu lassen, indem man ihm etwas nimmt, auf dessen Besitz er Wert legt: Leben, Freiheit, Geld; in ihrer Dosierung des Leidens für den Täter sind alle heutigen Strafen humane Ausläufer der früheren Strafmethoden des ausgesprochenen und beabsichtigten Quälens des Verurteilten.

Die allgemeine Voraussetzung bei Verhängung der Todesstrafe ist, daß es besser sei zu leben als tot zu sein. Es ist dies die Überzeugung jedes primitiven und im allgemeinen auch die des normalen Menschen, dem der Drang nach Erhaltung des Lebens, nötigenfalls um jeden Preis, selbstverständlich ist. Eine allgemeine Überzeugung ist das nicht; die Entwicklung des einzelnen führt mit zunehmenden Jahren und wachsender Einsicht häufig zu einer anderen Auffassung, die in der Antike ihre klassische Formulierung gefunden hat: das Beste ist, nicht geboren zu sein. Die These, daß leben das Bessere sei, wird alljährlich in Deutschland von 16—17000 Selbstmördern verneint, eine Zahl, zu der in diesem Zusammenhange auch die Summe der mißglückenden Versuche zu rechnen wäre. Stünden nicht an unserer Ausgangstür als Wächter die Furcht vor dem, was nach dem Tode kommt, und die Scheu vor dem Eingriff in den eigenen Körper, so würde die Zahl der erfolgreichen Lebensverneiner um ein Vielfaches größer sein; wäre schon der Wunsch, nicht mehr zu leben, ohne weiteres genügend, so würde kein sensibler Mensch alt werden; an gefühlsmäßigen Regungen, die den Tod als erwünscht erscheinen lassen, kommt niemand vorbei.

Der Staat jedenfalls geht von der Voraussetzung aus, daß das Leben das höchste Gut ist und daß seine Entziehung die schwerste Strafe bedeutet. Darin, daß die Todesstrafe mehr bedeutet als das Wegnehmen von Geld oder Freiheit, stimmt ihm die Meinung der Majorität bei.

Ist die Todesstrafe nun überhaupt eine Strafe? Wenn das Bestraftwerden in irgendeinem Leiden besteht, so ist es selbstverständlich, daß die Gefühle beim Verlieren von irdischen Gütern oder der persönlichen Freiheit ein langhin wirkendes Leiden bedeuten. Totsein bedeutet aber kein Leiden. Im Hintergrund wirkt bei vielen an diesem Punkte die unklare, aber nicht auszurottende Idee mit, daß man im Zustande des Totseins doch ein gewisses Gefühl dafür behalte, wie unangenehm dies sei; für den philosophisch denkenden Menschen, für den der Tod ein endgültiges Aufhören des

Bewußtseins bedeutet, ist diese Betrachtung hinfällig; der religiös gestimmte hat ja außerdem, nach den herrschenden Kirchenlehren, die Gestaltung seines Schicksals im Jenseits in der Hand; er kann dieses Schicksal durch geeignetes Verhalten vor seinem Ende zu etwas wesentlich Besserem machen, als sein Erdendasein war. Ein Leiden jedenfalls findet im Zustande des Totseins nicht statt; der Strafvollzug ist, bei nüchterner Betrachtung, in dem Augenblick zu Ende, in dem er beginnt. Umgedacht in die Reihe der Freiheitsstrafen würde es so aussehen, als wenn man 10 Jahre Zuchthaus in Dauernarkose, in bewußtlosem Zustande, zubrächte.

Nicht einmal der Akt der Hinrichtung selbst bedeutet ein Leiden. Die Enthauptung bringt ein leichteres Sterben als fast alle Krankheiten; sie ist auch sehr viel humaner als alle sonst geübten Hinrichtungsmethoden. Beim Hängen oder Erschießen erlischt das Bewußtsein nicht sofort; der elektrische Stuhl, der durch Lähmung des Atmungszentrums einen Erstickungstod herbeiführt, ist nicht als wirklich human zu bezeichnen, ganz zu schweigen von dem Vergiftungstod, wie ihn z. B. *Sokrates* durch den staatlich verabreichten Schierlingsbecher zu erleiden hatte. Die Enthauptung durch die Guillotine muß, auch wenn noch niemand aus eigenem Erleben darüber berichtet hat, als schmerzlos gelten; einfache, auch dem Laien verständliche Betrachtungen führen mit Sicherheit zu diesem Schluß; Bewußtsein kann nur bestehen, wenn ein bestimmter Blutdruck in den Hirngefäßen vorhanden ist; wir wissen, daß ein geringes, noch keineswegs lebensgefährliches Sinken dieses Drucks die landläufige Ohnmacht (Bewußtlosigkeit) herbeiführt. Das Bewußtsein des Delinquenten schwindet in dem Augenblick, in dem das Fallbeil die großen Halsblutgefäße durchtrennt; die Empfindung des Schlages kommt aber nicht in demselben Augenblick zum Bewußtsein, da die Nervenleitung eine experimentell meßbare und bekannte Zeit von Sekundenbruchteilen braucht; das Bewußtsein entflieht, ehe die Nachricht von der Durchtrennung der Körpergewebe bei der Zentrale ankommt.

An dieser Stelle erlebe ich regelmäßig den Einwand: „Ja, aber die Todesangst ist doch ein Leiden". Ganz gewiß ist sie das, aber die Menschen werden nicht zur Todesangst, sondern zum Tode verurteilt; Angst vor dem Kommenden ist eine zwangsläufige Begleiterscheinung, die übrigens in gleicher Weise bei anderen Strafen in Erscheinung tritt; ich selbst würde zweifellos vor dem Verbüßen von 10 Jahren Zuchthaus viel mehr Angst empfinden, als vor dem bißchen Sterben.

Ein sehr wesentlicher Einwand gegen den Strafcharakter des staatlichen Tötens ist die fehlende Abstufbarkeit; sind die Voraussetzungen (Vorsatz und Überlegung) erfüllt, so wird der Tod verhängt, gleichgültig welche Anzahl von Opfern der Mörder hinter sich hat, gleichgültig, ob in seiner Handlungsweise sich Gemeinheit der Gesinnung, Brutalitäten und Grausamkeiten abzeichnen. Die heutige Art des Tötens von Staats wegen ist nur noch ein Rest der früher geübten qualifizierten Tötungsarten, bei denen in abgestufter Form je nach der Art der Straftat körperliches Leiden über den Mörder verhängt wurde in vielfältigem Ausbau der Methoden, deren Zeuge heute niemand mehr sein möchte. Das Sterben bei dieser Gelegenheit war früher ein für den Verbrecher erwünschtes Ende ungeheuerlicher Schinderei, und, gesehen vom Standpunkte der damaligen Justiz, die auf Proportionalität zwischen verbrecherisch zugefügtem und staatlich verhängtem Leiden Wert legte, entzog sich der Delinquent durch rasches Sterben einem gewissen Bruchteil der ihm zugedachten Quälerei.

Von allen Strafzwecken bleibt bei der Todesstrafe nur ihre Rolle als Gegenmotiv; die Wirksamkeit dieses Momentes hängt aber nicht am Namen, sondern an der Tatsache der Todesdrohung.

Man würde mich völlig mißverstehen, wenn man aus diesen Ausführungen ableiten wollte, daß ich für die Abschaffung der Todesstrafe sei; im Gegenteil, ich halte alle gegen sie vorgebrachten Einwände teils für doktrinär, teils für sentimental. Dem Staate, der eben erst im Interesse des

Volksganzen zwei Millionen der Besten in den Tod schicken mußte, steht es schlecht an, bei Verhängung des notwendigen Todes über Mörder in gerührtes Zittern zu verfallen.

Die Möglichkeit von Justizirrtümern besteht zweifellos; man hat aus Jahrzehnten einige Fälle zusammengebracht, in denen nachträglich ein Irrtum möglich oder wahrscheinlich war. Wer immer wieder erlebt, mit welcher Sorgfalt in Mordfällen untersucht und gearbeitet wird, und was dazu gehört, bis wirklich einmal ein Todesurteil gefällt wird, kann diesen Gesichtspunkt nur mit dem Vorbehalt gelten lassen, daß menschliche Entschließungen mit 100% Fehlerlosigkeit eine utopische Forderung bedeuten.

Auch mit dem angeblichen Ausbleiben der abschreckenden Wirkung ist es nichts; der statistische Beweisweg, der immer wieder versucht wird, daß trotz der Androhung der Todesstrafe doch immer weiter gemordet wird, will wenig bedeuten. Kein Täter wägt ab: *hier* mein Vorsatz zum Töten, *dort* die Todesstrafe; der Vorsatz ist ihm gegenwärtig, das Bild der Strafe ist fern. Der Verbrecher rechnet auch sonst nicht mit der Wahrscheinlichkeit, daß man ihn faßt. Als Gegenmotiv hat der Tod eine seelisch viel einschneidendere Kraft als die Freiheitsstrafe; ich habe im Laufe der Jahrzehnte mit Dutzenden von Mördern und Totschlägern zu tun gehabt und kann mit Bestimmtheit sagen, daß der Tod in der Regel für den Verbrecher, auch im Vergleich zur lebenslänglichen Zuchthausstrafe, einen *weit größeren Schrecken* bedeutet.

Die Argumente, mit denen radikale Gruppen die Todesstrafe bekämpfen, wollen nicht viel bedeuten; ihre Motive sind durchsichtig; sie haben ein Interesse daran, daß sie bei dem als Einleitung von Umsturzbewegungen üblichen Öffnen der Zuchthäuser bewährte Verbrecher dort am Leben vorfinden.

Gegen die Todesstrafe richten sich meine Betrachtungen nicht; es kommt mir auch nicht auf ein dialektisches Kunststück an; mein Ziel ist ein ganz anderes. Ich möchte dem Gedanken die Bahn bereiten, daß man das Töten von Staats

wegen aus den Strafen herausnehmen und in eine andere Kategorie überführen sollte.

Zur Verfügung stehen hierbei zurzeit die im kommenden Strafgesetzbuch vorgesehenen sichernden Maßnahmen. Hier würde die Tötung von Staats wegen vom Standpunkte der Gesellschaft aus ihren Platz finden.

Mir scheint ein anderer Gesichtspunkt noch fruchtbarer: die Einführung des fehlenden Begriffes der Ausschaltung aus der menschlichen Gesellschaft — entweder auf Zeit oder endgültig.

„Sicherung" und „Ausschaltung" ist nicht dasselbe; die Sicherung hat die Bedürfnisse der Gesellschaft im Auge, das Wort empfängt seinen Sinn von dieser Seite her. Ausschaltung gilt dem Zustand oder dem Handeln des Täters, das ihn zur weiteren Teilnahme an der gesellschaftlichen Lebensgemeinschaft untauglich macht.

Ausschaltung in diesem Sinne ohne Tötung erstrebt die Psychiatrie seit längerer Zeit für einen bestimmten Typus habitueller Rechtsbrecher, für deren Behandlung das jetzt geltende Strafrecht keine Formel besaß; ich habe hier im Auge die konstitutionellen Psychopathen, die lebenslänglich an der Grenze der formalen Zurechnungsfähigkeit hinpendeln und mit ihren ewig wiederholten Bestrafungen und Rückfällen das Kreuz der Rechtspflege (und der Gutachter) darstellen, Fälle, die durch Freiheitsstrafen in ihrem Wesen und ihrer Reaktionsart nicht geändert werden, die andererseits aber nicht als geisteskrank im Laiensinne anzusehen sind, Fälle, die weder in die Strafanstalten, noch in die Irrenanstalten gehören.

In diese Kategorie der Ausschaltung gehört das staatliche Töten; wer den obersten Grundsatz der menschlichen Gemeinschaft, den Respekt vor dem Leben des anderen in kalter Überlegung verneint, wird ausgeschifft in einer endgültigen, unwiderruflichen Form.

Gewissermaßen in Reinkultur finden wir ein Beispiel dieser Ausschaltung ohne Strafcharakter in der Beschreibung der Polarexpedition von *Greely:* mit seinen Begleitern durch die

Eiswüste ziehend, war er genötigt, die Lebensmittel zu rationieren; er gewann die Sicherheit, daß einer der Teilnehmer sich an die Abmachungen nicht hielt und durch unberechtigte Entnahme von Nahrungsmitteln das Leben der übrigen gefährdete; er schaltete ihn aus, indem er ihn erschoß.

Ich bin nicht genügend Lebensnovize, um die Wucht der Widerstände gegen jede neue Art von Auffassung zu unterschätzen; das Morgenrot des Tages, an dem solche Betrachtungen Wirklichkeit werden könnten, ist noch nicht aufgegangen; ich betrachte meine Äußerungen selbst nur als das Krähen des Hahnes, der das Nahen der Dämmerung verkündet.

Vom Schlaf.

Die Klage über Schlaflosigkeit gehört nicht nur für den Nervenarzt, sondern auch für den Mann der allgemeinen Praxis zu den häufigeren und für den Arzt lästigeren Dingen. Wer durch dauernde Beschäftigung mit den nervösen Beschwerden anderer Leute selbst etwas mürbe geworden ist, empfindet schon ein gewisses besonderes Wohlwollen gegenüber einem Neurastheniker, der nicht über Schlafstörungen klagt. Ich selbst bin in solchen Fällen immer in Versuchung zu sagen: Was können Sie dann noch verlangen, wenn Sie die Nacht durch schlafen? Ein Teil des ärztlichen Mißbehagens gegenüber den angeblich schlaflosen Patienten beruht auf dem Umstand, daß diese Klage, von verschwindenden Ausnahmen abgesehen, eine ungeheuerliche Übertreibung enthält. Schlaflosigkeit im Wortsinne ist, abgesehen von schweren Psychosen, etwas äußerst Seltenes, und die Kranken pflegen auch, wenn man die völlige Abwesenheit von Schlaf anzweifelt, bald einzulenken und Einschränkungen zu machen. Es gibt zahlreiche Leute mit einer früher immer taktfesten Gesundheit, die dem Schicksal gegenüber sich beleidigt fühlen, wenn ihr acht- oder neunstündiger Schlaf auch nur durch mehrfaches Aufwachen unterbrochen wird. *Bismarck* erzählt vom alten Kaiser, daß dieser über eine schlechte Nacht geklagt habe, wenn er zweimal aufwachte, und über Schlaflosigkeit, wenn sein Schlaf dreimal unterbrochen wurde. Bei den Angaben, auf denen die schlaflosen Patienten schließlich stehen bleiben, darf der Arzt dann getrost noch eine Korrektur anbringen; bei Alkoholisten, Morphinisten und „Schlaflosen" kann man ruhig das Doppelte der zugegebenen Dosis in Rechnung setzen. Es handelt sich dabei von der Seite der Kranken nicht um bewußte Übertreibung, sondern um gut-

Frankf. Zeitung. 11. 4. 1922.

gläubige irrtümliche Behauptungen; wer sich selbst beobachtet, weiß, welchen Fehlern in der Zeitschätzung auch der wissenschaftlich am Schlaf Interessierte unterworfen ist. Um von Schlaflosigkeit sprechen zu können, muß man schon die ganze Nacht hindurch eine Uhr, die auch die Viertelstunden schlägt, bewußtermaßen gehört haben; fehlt eine solche exakte Kontrolle, so geschieht es leicht, daß die wachen, vielleicht durch längere Bewußtlosigkeit voneinander getrennten Zeitstrecken sich unmittelbar zu berühren scheinen. Für diese Täuschung ist es unerheblich, ob die eingeschobene Schlafzeit eine Minute oder vier Stunden betrug, wenn nicht die Zeitsignale der Uhr als Kontrolle dienen. Es ist auch nicht richtig, daß wir nachts entweder schlafen oder wachen; es gibt verschiedene Abstufungen in den Zwischenzuständen des Halbwachens und Halbschlafens, wie man sehr deutlich erfährt, wenn man sich mit Traumbeobachtungen beschäftigt. Häufig hat man das Gefühl, seinen Träumen schon kritisch registrierend gegenüberzustehen, während man schließlich im hellwachen Morgenzustande erkennt, daß man sich doch noch in den Ausläufern der Schlafbenommenheit befunden hat.

Das Schlafbedürfnis ist viel größeren persönlichen Schwankungen unterworfen, als im allgemeinen angenommen wird. Es gibt in dieser Hinsicht eine Lebenskurve, die graphisch so aussehen würde, daß das Schlafbedürfnis von dem maximalen Zustande im Mutterleibe an langsam sinkt bis zur Höhe der körperlichen Ausbildung des Individuums, dann jahrzehntelang in annähernd gleichem Niveau bleibt und mit der sinkenden Lebenskurve des Menschen sich gleichfalls senkt. Der Fötus schläft 24 Stunden, das Neugeborene nur um so viel weniger, als die Zeit der Nahrungsaufnahme erfordert, und mit zunehmender psychischer Ansprechbarkeit sinkt die tägliche Schlafzeit, um sich bei Erwachsenen auf etwa 8 bis 9 Stunden einzustellen. Greise kommen, nicht nur in Romanen, sondern auch in Wirklichkeit, mit weniger aus, unter Umständen mit 4 bis 5 Stunden. An der heranwachsenden Jugend ist gesundheit-

lich lange Zeit durch ungenügende Bewilligung von Schlaf schwer gesündigt worden. Der alte lateinische Spruch, der das Schulmeisterdogma stützt: „sex septemve horas . . .“, ist sicherlich von einem alten Manne formuliert worden. Ich persönlich denke mit Schrecken an das Schlafdefizit, dem wir in unserem Alumnat ausgesetzt waren, wo wir als Zwölfjährige nur von 10 bis 5 Uhr schlafen durften.

Es ist ein eigentümlicher Zug der menschlichen Eitelkeit, daß ein geringes Schlafbedürfnis für etwas Besonderes, für ein Zeichen gehobener Qualität gilt. Man achte nur darauf, mit welcher Häufigkeit in den Biographien großer Männer erwähnt wird, daß sie nachts immer nur 3 bis 4 Stunden geschlafen hätten. Ich habe persönlich einige dieser Großen kennengelernt und fand, daß sie ein besonderes Talent hatten, unter allen möglichen Umständen sich ihren Schlaf portionsweise zu holen. Es sind glückliche Naturen, die die Gabe haben, auch in störenden Situationen (Wagenfahrten, Kongresse usw.) leicht einzuschlafen, und die sicher auf dem Wege der Addition doch zu einem mittleren Schlafquantum kommen. Bei gleichem Alter und bei scheinbar gleicher körperlicher Struktur hängt das tatsächlich verschiedene, subjektive Schlafbedürfnis von nur zum Teil bekannten Faktoren ab; im ganzen haben blutarme oder bleiche, pastöse Menschen mehr Schlaf nötig als die rosigen und elastischen. Es ist dabei in Rechnung zu setzen, daß Schlaf und Schlaf nicht dasselbe ist, je nach seiner Tiefe, nach der Lebhaftigkeit und Häufigkeit des Träumens usw. Sicher ist, daß der körperliche Bedarf an Schlaf speziell zum Zweck des Wiederaufbaues abgenützter Gewebe mit Schlafquantitäten gedeckt werden kann, die in ziemlich großen Grenzen schwanken, und daß es sehr viele Menschen gibt, die sich einen Luxusschlaf leisten, ebenso wie, wenigstens vor dem Kriege, viele weit über ihren Bedarf hinaus Nahrungsmittel einführten. Das breite, durch Nachdenken und Gemütsbewegungen wenig gestörte Philisterium schläft im Durchschnitt seine 10 Stunden und legt Wert darauf, hiervon nichts abgeknapst zu sehen.

Im allgemeinen schlafen wir wohl alle im Winter wesentlich mehr als im Sommer. Bei den Bauern ist der Unterschied auffallend groß, da sie im Winter bis auf das doppelte des Sommerschlafquantums kommen. Wenn man bei *Nansen* liest, daß er bei seiner Überwinterung mit *Johannsen* in der Erdhöhle fast den ganzen Tag geschlafen hat, so grenzt das schon an die Verhältnisse des Winterschlafs mancher Säugetiere.

Bei Bemessung der Schlafzeit im Lauf von 24 Stunden rangiert der Mittagsschlaf bei der Addition vollwertig mit dem Nachtschlaf.

Die experimentelle Psychologie hat es sich angelegen sein lassen, den in der Form subjektiver Eindrücke vorhandenen Vermutungen über die Schlaftiefe nicht nur im Lauf der Nacht bei einem gegebenen Individuum, sondern auch in bezug auf die Verschiedenheiten zwischen Mensch und Mensch nachzugehen und zwar unter Verwendung abgestufter Weckreize, deren zum Aufwecken erforderliche verschiedene Stärke als Maßstab der Schlaftiefe genommen wird. Es haben sich dabei namentlich zwei hervortretende Typen ergeben, deren Kenntnis für die Behandlung von Schlafstörungen von Wichtigkeit ist. Der eine wird repräsentiert durch die normalen, gesunden Schläfer, die rasch einschlafen, sehr bald eine höchste Schlaftiefe erreichen, auf der sie ein bis zwei Stunden verharren, um dann langsam in flacheren Schlaf zu geraten, bis schließlich ein Aufwachen im erfrischten Zustande stattfindet. Den anderen Typus zeigen die im ganzen als nervös oder wohl richtiger als konstitutionell psychopathisch zu bezeichnenden Persönlichkeiten, die verzögert einschlafen, nur langsam und spät die maximale Schlaftiefe erreichen, noch gegen Morgen, oft auch erst gegen Morgen wirklich tief schlafen und müde und unerquickt in ihren Tag eintreten. Entsprechende Schwankungen der Tagesleistungsfähigkeit sind bei den charakteristischen Typen zu finden; bei jenem ersteren morgendliche Frische und Arbeitsfreude mit normaler Ermüdung gegen Abend, bei dem zweiten morgendliche Unlust und Müdigkeit bei abendlicher Angeregtheit und Leistungs-

fähigkeit. Die starken Schwankungen der Schlaftiefe bei dem zweiten Typus erreichen auf dem Gebiet der eigentlichen Schlafstörungen dann einen solchen Grad, daß die Wellentäler schon zum Erwachen werden, so daß die Nacht in eine unter Umständen sehr große Reihe kürzerer Schlafabschnitte zerlegt wird, die durch Wachliegen getrennt sind.

Unabhängig von diesen dauernden persönlichen Eigentümlichkeiten ist die verschiedene Schlaftiefe von großer Bedeutung dafür, ob und unter welchen Umständen ein Mensch sein nötiges Schlafquantum finden kann. Daß selbst außerordentlich starke Sinnesreize bei genügender Ermüdung den Schlaf nicht zu verscheuchen brauchen, zeigt die Tatsache, daß unsere Feldgrauen in dem Tage und Wochen lang andauernden Trommelfeuer an der Front schließlich doch geschlafen haben. Wenn nicht die Mehrzahl der Menschen in dieser Richtung eine glückliche Unempfindlichkeit besäße, würden die jetzigen durchschnittlichen Hoteleinrichtungen mit ihrer Lage an Bahnhöfen und Straßenbahnen, mit ihrem Mangel an Doppeltüren und sonstigen akustischen Unzulänglichkeiten längst von dem allgemeinen Unwillen beseitigt sein. Es ist charakteristisch, daß die Vorausbestellung eines „ruhigen Zimmers“ meist nicht die gewünschte Wirkung hat, weil die Hotelinhaber selbst keine Ahnung haben, welche ihrer Zimmer ruhig sind. Auch die Beeinflußbarkeit der Schlaftiefe und des vorausgehenden Ermüdungsgefühls durch bestimmte chemische Einwirkungen ist individuell außerordentlich verschieden. Nach meinen Eindrücken sind diejenigen Menschen, die durch Licht und Lärm im Schlaf gestört werden, meist identisch mit denjenigen, die durch abendlichen Genuß von Kaffee und Tee um den Schlaf betrogen werden. Ebenso große Verschiedenheiten bestehen in der Beeinflussung äußerlich gleichmäßig gesund aussehenden Menschen durch die Gemütsbewegungen und Eindrücke des Tages; *Bismarck*s aphoristische Zuspitzung gegenüber Friedrich Wilhelm IV.: „ein König muß schlafen“, wird selbst kaum dem Adressaten geholfen haben.

Manche Menschen, die nachts unzulänglich schlafen, er-

reichen im Mittagsschlaf eine ihnen sonst nicht beschiedene Schlaftiefe, die manchmal beim plötzlichen Gewecktwerden erst durch eine Phase der Schlaftrunkenheit mit erschwertem Zurechtfinden hindurch in den wachen Zustand führt.

Die Entscheidung darüber, ob ein bestimmtes Schlafquantum, berechnet aus Länge und Tiefe, für den Organismus genügend ist oder nicht, ergibt sich aus der Fähigkeit zu normalen Tagesleistungen zusammen mit dem subjektiven Befinden. Patienten, die frisch und elastisch daherkommen und seit Wochen „schlaflos“ sind, kennzeichnen sich somit ohne weiteres selber als unglaubwürdig. Daß dauernde Schlafentziehung den Tod herbeiführen kann, beweist die auf diesem besonderen Wege geübte Todesstrafe in China; daß wochenlange wirkliche Schlaflosigkeit bei Geisteskranken überwunden wird, zeigt uns die Erfahrung; daß aber eine einzige durchwachte Nacht ihre seelischen Nachwirkungen über Tage hin sich erstrecken läßt, zeigt das psychologische Experiment. Gegenüber den gröberen körperlichen und seelischen Wirkungen einer schlaflosen Nacht, auch ohne Mitwirkung von Alkohol (Krankenpflege, Eisenbahnfahrten usw.), besteht eine sehr verschiedene Widerstandsfähigkeit, die ungefähr der Lebenskurve des Schlafbedürfnisses entspricht. Nervöse Menschen kennen den Komplex dieser akuten Nachwirkungen genau: benommener Kopf, Überempfindlichkeit gegen lebhafte Sinnesreize, trübe Stimmung, erschwerter Gedankenablauf, gemütliche Erregbarkeit. Die häufig vorhandenen subjektiven Herzempfindungen sind auch im Puls als nervöse Funktionsstörungen erkennbar. Die gelegentlich auch von Ärzten vertretene Laien-Idee, daß man Schlafmangel durch reichliche Ernährung ausgleichen könne, ist nicht zutreffend. Richtig ist nur soviel, daß ein Schlafdefizit bei guter Ernährung weniger einschneidend wirkt; gleichzeitige Entziehung von Schlaf und Nahrung, wie sie in manchen Geistesstörungen eintritt, wirkt nicht nur als Addition, sondern als Multiplikation der Schädlichkeiten.

Bei einem Überblick über das Vorkommen von Schlafstörungen mögen die der spezialistischen Behandlung vor-

behaltenen Anstaltspsychosen außer Betracht bleiben. Den Praktiker berühren wohl am häufigsten, und jetzt noch mehr als früher, die bei Geistesgesunden durch Sorge, Gram, Kummer, Haß hervorgerufenen nächtlich wachen Episoden.

Der Hergang ist dabei gewöhnlich der, daß nach einigen Stunden Schlafes ein vorzeitiges Erwachen eintritt, dem kein Wiedereinschlafen folgt, weil die Flut der unangenehmen Gedankengänge auf den Erwachten einstürmt. Auch sonst gute Schläfer können durch akute Unannehmlichkeiten zu solchen wachen Episoden gebracht werden, in denen sie dann in Gedanken Briefe schreiben, an Repliken feilen oder Auseinandersetzungen mit Prozeßgegnern, Finanzamt, Köchin oder anderen Vorgesetzten erleben.

Von den nicht nervösen Gründen der Schlafstörungen bedürfen Dinge wie Fieber, Schmerzen, Herzkrankheiten, Katarrhe u. dergl. keiner Erwähnung. Die Rolle der Überfüllung des Verdauungskanals wird häufig übersehen. Das Hauptkontingent zu den Fällen von Schlaflosigkeit stellen die klinischen Rubriken Neurasthenie und Hysterie. Wir treffen bei Hysterischen auch Schlafstörungen, die nicht hysterisch sind, und bei sonst Gesunden eine hysterische „Schlaflosigkeit". Die Neurasthenie im engsten Sinne, d. h. der Zustand erworbener und ausgleichbarer Erschöpfung, die sich sowohl in herabgesetzter Leistungsfähigkeit wie gesteigerter Reizbarkeit äußert, stellt zahlreiche Fälle. Viele Individuen dieser Art kennen sich selbst genug, um ihre subjektiven sonstigen Beschwerden leicht zu nehmen, die Indikation zum Ausspannen aber selber daraus abzuleiten, daß der Schlaf anfängt wackelig zu werden. Man sieht bei solchen Patienten, daß Ermüdung, Ermüdungsgefühle und Schlaf keine notwendig miteinander verkuppelten Dinge sind. Bei den Neurasthenikern wird eine tatsächlich vorhandene Ermüdung durch die gesteigerte Erregbarkeit unwirksam. Scheinbar neurasthenische Schlaflosigkeit ist ein häufiges Einleitungssymptom von Psychosen ernsterer Art, nicht selten auch Bestandteil der Schwankungen bei den leichteren Formen der periodischen Störungen, die jetzt noch großen-

teils, diagnostisch irrtümlicherweise, bei der Neurasthenie untergebracht werden.

Die bei allen diesen Zuständen vorkommenden Schlafstörungen zeigen drei Haupttypen: einen dauernd zu flachen, der Längenausdehnung nach aber genügenden und trotzdem nicht erquickenden Schlaf, das verfrühte Aufwachen ohne oder, was häufiger ist, mit einem nachtröpfelnden, kurzen Morgenschlaf, endlich das erschwerte und verzögerte Einschlafen; letzteres ist namentlich den Zuständen von erworbener Neurasthenie eigen. Die Art, wie die einzelnen Individuen auf das nächtliche Wachsein reagieren, ist sehr verschieden. Bei alten Menschen findet man manchmal hierbei eine große friedliche Gelassenheit, bei jüngeren, wenn es sich um toxisch (Kaffee, Tee, Nikotin) bedingte Schlafabwesenheit handelt, einen nicht unangenehmen Zustand hellen Wachseins ohne Nebenerscheinungen, sonst aber auch Begleiterscheinungen, wie Unruhe, Bedürfnis nach Lagewechsel, Kribbeln in den Extremitäten, Hautjucken an allen möglichen Stellen, Herzklopfen, Hitzegefühl, Angstzustände und dergleichen mehr. Letztere werden bei Nervösen, die sich gut kennen, namentlich durch das Wissen um die Tagesfolgen der schlechten Nacht befördert, ein Gesichtspunkt, der mit seiner vermehrten Spannung auf das erwünschte Einschlafen und das Ausrechnen der noch bestenfalls bleibenden Stunden am meisten dazu beiträgt, das Einschlafen zu verhindern. Menschen, die sich selbst beobachten, kennen auch sehr genau die eigentümliche Verschiebung des Standpunktes gegenüber den Lebensfragen, die sich in schlaflosen dunklen Stunden vollzieht. Abgesehen davon, daß wir, je nachdem wir uns in horizontaler oder vertikaler Stellung befinden, ein verschiedenes gefühlsmäßiges Verhältnis zur Welt haben, disponiert die nächtliche Schlaflosigkeit ganz besonders zu trüben, unter Umständen verzweifelten Auffassungen, die sich dann mit dem Morgenlicht mildern oder verflüchtigen ...

Die medizinische Fakultät der Universität Freiburg.

Universitäten und ihre Glieder, die Fakultäten, sind nicht bloß Begriffe, sie sind keine Gefäße mit zufälligem Inhalt; es sind Organismen, die über die Zeiten hin ein Eigenleben führen mit wechselnden Phasen des Aufstiegs und Welkens, des Gedeihens und Kümmerns, Organismen, die in dem, was ihr wahres Wesen ausmacht, eigenen Gesetzen gehorchen. Die Herrschaft dieser für alle geltenden Gesetze schließt eine individuelle Gestaltung und Färbung der einzelnen Gebilde nicht aus; jede Universität, jede Fakultät hat ihr besonderes seelisches Klima, eine Tatsache, die sich demjenigen sehr lebhaft aufdrängt, der aus einem akademischen Wirkungskreise in einen anderen oder nacheinander in mehrere verpflanzt wird. Es ist nicht mit einem Wort zu sagen, auf was im Einzelfall diese Besonderheit der Gesamtpsyche zurückgehen mag. Eine gewisse Grundverschiedenheit liegt schon in der Zugehörigkeit einer Hochschule zu einem bestimmten staatlichen Mutterboden; so fühlt Königsberg anders als München, Heidelberg anders als die Stadtuniversitäten Köln, Hamburg, Frankfurt; ohne Einfluß ist in der Regel der örtliche Volkscharakter, da für gewöhnlich die Landeskinder unter den Dozenten nicht mit besonderer Häufigkeit vertreten sind; in weitem Maße bestimmend ist dagegen ein gewisses Traditionsbewußtsein, das sich auf das Alter und die geschichtliche Entwicklung der Hochschule stützt, manchmal auch die Ausstrahlung einer einzelnen genialen Persönlichkeit, wenn die Universität in ihr die Verkörperung ihres besten Wesens erblickt.

Der Öffentlichkeit und den Regierungen gegenüber haben alle Universitäten ein im wesentlichen gleichsinniges Ver-

---

Münch. med. Wochenschrift, Heft 8; 1933. J. F. Lehmanns Verlag, München.

hältnis; sie sind darauf bedacht, und sie müssen es sein, den Angriffen gegen ihre Selbständigkeit zu widerstehen und ihr Wesen über die schwankenden Konstellationen des Weltlaufes hinweg zu retten. Dieser vielfach schweigend geführte, für die Welt nur ab und zu in einem akuten Konflikte sichtbare Kampf ist die historisch-logische Folge davon, daß die Universitäten in wachsendem Maße, insbesondere durch die kostspieligen Bedürfnisse von Instituten, Kliniken usw. ihre finanzielle Selbständigkeit einbüßten und vom Staate Hilfe annehmen mußten; wer zahlt, will mitreden und mitbestimmen. So hat sich allmählich der heute herrschende Kompromißzustand ausgebildet, daß die Universitäten in allen Äußerlichkeiten ihres Daseins in Abhängigkeit vom Staate geraten sind, und daß das Ringen um ihre Unabhängigkeit der Sicherung der unbeeinflußten Kooptation neuer Mitglieder und der Freiheit von Forschung und Lehre gilt, des teuersten Gutes, für dessen Hütung sie sich dem Geiste verantwortlich fühlen. Die äußerlichen Schicksale der Universitäten und, in Abhängigkeit davon, die Möglichkeit, ihr eigenstes Leben zu leben, werden in weitem Umfange bestimmt von den politischen Geschicken ihres Landes; so sind der 30jährige Krieg und die Zeiten der napoleonischen Fremdherrschaft ebenso von Einfluß gewesen wie im umgekehrten Sinne die Phase ruhiger Blüte, die in Deutschland mit der Gründung des Reiches einsetzte.

Die Universität Freiburg ist durch ihre Lage in der äußersten Südwestecke Deutschlands an einem Kreuzungspunkte der von Nord nach Süd und der von Ost nach West führenden Wege in besonderem Maße der Wirkung politischer Komplikationen ausgesetzt gewesen. Gegründet 1457 unter österreichischer Herrschaft wurde sie badisch, als dem Großherzog Karl Friedrich 1805 die oberrheinischen Besitzungen des Hauses Habsburg zufielen. Drei Belagerungen mit ausgedehnten Zerstörungen machte die Stadt im 30jährigen Kriege durch; für die Universität selbst war einschneidender der Verlust ihrer reichen Besitzungen im Elsaß, die sie bis dahin finanziell selbständig gemacht hatten,

als diese 1792 zum französischen Nationaleigentum erklärt wurden. Die unglückliche Schicksalslage in einem Blindsack zwischen der Rheingrenze Frankreichs, der Schweiz und dem wenig bietenden Massiv des Schwarzwalds verlor zum Teil ihre Wirkung, als 1871 der Rhein als Trennungslinie wegfiel und das Elsaß sich reichen persönlichen und wirtschaftlichen Beziehungen erschloß; um so schmerzlicher empfindet heute gerade die medizinische Fakultät den Verlust dieses dicht bevölkerten Vorfeldes.

Der Stiftungsbrief des Erzherzogs *Albert* umgrenzte 1457 die Aufgaben einer Universität in einer für alle Zeiten gültigen, geistig freien, ungewöhnlich reizvollen Form. Er will „graben helfen den Brunnen des Lebens, daraus von allen Enden der Welt unversiegbar geschöpft werde erleuchtendes Wasser tröstlicher und heilsamer Weisheit zu Erlöschung des verderblichen Feuers menschlicher Unvernunft und Blindheit"; auch auf die wirtschaftliche Sicherung der Akademiker war er bedacht mit der Bestimmung, daß alle Meister und Schüler von Freiburg für sich und ihren Bedarf frei sein sollten von Zoll, Steuer, Umgeld und jeglicher Beschwerung.

Drei Jahre nach der Eröffnung zählte die junge Hochschule schon 215 Immatrikulierte, nur 16 weniger als im Jahre 1848; Kanzler war für lange Zeit der jeweilige Bischof von Basel; Promotionen und Doktoreid fanden im Münster statt; erst 1785 nahm Kaiser Joseph II., nachdem die Jesuiten 1773 abgezogen waren, aus landesherrlicher Oberhoheit das Recht für sich in Anspruch, statt des Bischofs von Basel akademische Würden zu verleihen.

Die Arbeiten der „Facultas medica seu hippocratica" wurden am 30. April 1460 von dem einzigen Professor der Arzneikunde *Hummel*, der auch der erste von der Universität frei gewählte Rektor war, eröffnet mit einer Vorlesung über die Aphorismen des Hippokrates. Nur langsam entwickelte sich hier wie überall die medizinische Unterweisung aus der Wiedergabe des Inhaltes der Lehre von Galen und Avicenna zum Anschauungsunterricht am mensch-

lichen Körper; das Vorwärtsdrängen war auf seiten der Jugend; 1545 machten die Studenten an den ehrsamen und weisen Rat eine Eingabe um Überlassung der Leiche eines Hingerichteten; die damaligen zwei Ordinarii lehnten unter faulen Vorwänden das Gesuch ab; es war ihnen wohl bequemer, aus ihren Heften vorzulesen, als an der Leiche Rede und Antwort zu stehen.

1604 umfaßte der Lehrplan, der eine Dauer des Studiums von 4 Jahren vorsah, 3 Hauptfächer: Physiologie, Pathologie und Therapie. 1620 wurde in räumlicher Anlehnung an ein kleines Krankenhaus für Universitätsangehörige ein anatomisches Theater und ein botanischer Garten eingerichtet; die Universität versuchte — es ist immer dasselbe — einen Befehl des Landesfürsten zur Ablieferung von Leichen auf die Anatomie zu erwirken. Der Professor der Anatomie übernahm 1749 zugleich das Lehrfach der Geburtshilfe, der Chirurg wurde als Prosektor zugelassen. (Noch 1775 waren die Lehrer der Chirurgie von allen akademischen Ehrenämtern ausgeschlossen.)

Auch die privaten Bezüge der Mediziner wurden frühzeitig amtlich geregelt; Erzherzog *Ferdinand* erließ 1576 eine „Taxa salarii medicorum", in der für einen Besuch bei vermöglichen Personen der Betrag von 20 Kreuzern festgesetzt wurde — am Geldwert gemessen ein heute mit Neid zu betrachtender Satz. Der Senat war 1520 Schiedsrichter wegen der ärztlichen Honorarforderung eines der medizinischen Professoren; der Bürgermeister von Breisach mußte statt der von ihm verweigerten 40 Gulden 50 bezahlen. (Als Kuriosum — zugleich ein Zeichen der Unveränderlichkeit der Menschennatur — sei erwähnt, daß 1644 dem Doktor *Walther* unter Androhung schwerer Strafe verwiesen wurde, seiner Frau Mitteilungen über Senatsverhandlungen zu machen.)

Den historischen Ausgangspunkt der späteren Entwicklung der klinischen Bauten bildet ein Reskript der Kaiserin *Maria Theresia*, in der sie die Wichtigkeit des Unterrichts am Krankenbett betont und Anweisungen gibt zur Grün-

dung eines Hospitals; es kam aber 1829 heran, bis der große Bau bezogen werden konnte, der bis vor einem Jahre die medizinische Klinik beherbergte.

Die Mittel flossen damals aus Stiftungen, unter denen die von *Wenzinger* obenan stand; *Wenzinger*, zugleich Maler, Bildhauer und Baumeister, wurde uralt; er ruht auf dem schönen alten Freiburger Friedhof unter einem Grabstein, der die Inschrift trägt: „Er durchlebte ein Jahrhundert, durch ihn leben Jahrhunderte.“ (Nicht weit von ihm liegt *Staravasnig* begraben, um 1780 Professor der Physiologie und Arzneimittellehre, ein geistig ungewöhnlich freier Kopf; ein Relief auf seinem Grabstein zeigt ihn bei einem Krankenbesuch: mit der einen Hand fühlt er den Puls, während er, in die Ferne blickend, mit dem Zeigefinger der anderen auf der Stuhllehne des Kranken die Schläge zählt. Er war Träger einer heute sehr aktuellen Aktion; seine Fakultät entsandte ihn zur Untersuchung einer der vielen Vorgängerinnen der Therese Neumann, die schließlich — die Behörden hatten damals noch Mut solchen Fällen gegenüber — entlarvt und auf dem Markte zu Rottweil an den Pranger gestellt wurde; er hat den Verlauf kritisch beschrieben in 2 Abhandlungen: „Von dem außerordentlichen Fasten der Maria Monika Mutschler.“)

Der eigentliche Aufstieg der Universität beginnt unter Großherzog *Ludwig* von Baden (1818—1830), dessen Namen neben dem des Urstifters die Bezeichnung Alberto-Ludoviciana verewigt; die Gesamtfrequenz betrug bei seinem Tode 593 Studierende, um dann in den Zeiten der politischen Wirren von 1848/49 wieder zu sinken.

1845 wurde die Eisenbahn Offenburg—Freiburg eröffnet.

1852 bestand der medizinische Lehrkörper aus 7 Ordinarien, einem außerordentlichen Professor und 5 Privatdozenten; 1881 waren es schon 9 Ordinarien, 8 außerordentliche Professoren und 4 Privatdozenten; die Zahl der Mediziner stieg im gleichen Zeitraum von 68 auf 300.

Das Grundstockvermögen der Universität ging immer mehr zurück; aber es war in fruchtbarer Weise im Bau von

Instituten und Unterhaltsaufwand angelegt; während 1852 die Universität zu ihrem Betriebe aus Eigenem noch ebensoviel beitragen konnte, wie der Staat gab, hatte sich dies 1881 schon bis zu dem Verhältnis von 1 zu 3 verschoben; heute spielen eigene Mittel der Universität nur noch eine verschwindende Rolle.

Die 1872 auftauchende Befürchtung, daß die Eröffnung der Straßburger Universität auf die Frequenz von Freiburg ungünstig einwirken würde, bestätigte sich keineswegs, während 40 Jahre früher die Gründung der Hochschulen von Bern und Zürich durch den Wegzug der Schweizer sehr bemerkbar geworden war.

Die letzten 5 Jahrzehnte sehen die Universität, besonders aber die medizinische Fakultät in dauerndem Aufstieg; die seit Anfang des vorigen Jahrhunderts in gewissen Abständen immer wieder auftauchende Frage, ob das Land Baden mit einer Bevölkerungszahl, die wenig mehr als die Hälfte der Einwohnerzahl Berlins beträgt, auf die Dauer die finanzielle Belastung durch 3 Hochschulen tragen könne, wurde bisher immer noch im Sinne des Opferwillens entschieden. In einer bewundernswerten Kraftanstrengung konzentrierte sich jetzt die Opferbereitschaft von Staat und Stadt bei dem Bau der neuen klinischen Krankenhäuser, die in mustergültiger Form alle Forderungen verwirklichen, die heute an Krankenbehandlung gestellt werden; es besteht die Hoffnung auf Ausführung des vollen Bauprogramms, von dem bisher nur ein Teil (medizinische und chirurgische Klinik) hat verwirklicht werden können.

Die Gesamtfrequenz der Universität stieg von 1500 (im Jahre 1895) rapide an, um seit einiger Zeit um den Stand von 4000 zu pendeln; die Zahl der Mediziner wuchs im gleichen Zeitraum von 512 auf 1236; an Stelle des einen Professors, der 1460 sein Hippokratesheft vortrug, sind 16 Ordinarien, 23 Extraordinarien und 16 Privatdozenten tätig. Die medizinische Fakultät hat längst aufgehört, zu den Sprungbrettern zu gehören, auf denen akademische Erstlinge flüchtig weilen, um dann zum Weiterflug zu starten;

sie ist fähig geworden, ihre Mitglieder auch gegenüber verlockenden Rufen an die größten Universitäten festhalten zu können.

(Eine Darstellung des aktiven Anteils, den Freiburger Forscher bei der Gestaltung des Lehrgebäudes der Medizin mit allen ihren Strömungen und Wandlungen gehabt haben, würde den möglichen Raum weit überschreiten; auch auf die Schilderung von Einzelpersönlichkeiten und Einzelschicksalen, so verlockend sie wäre, muß verzichtet werden.)

Die hohe Frequenz, die uns in glücklicheren Zeiten mit anfeuerndem Stolze erfüllte, ist uns heute keine Freude mehr; es ist bedrückend, bei der Ausbildung von Ärzten mitzuwirken, von denen die Mehrzahl für absehbare Fristen keine Zukunft hat.

Die Münchener medizinische Wochenschrift hat sich die Aufgabe gestellt, den Augenblicksstatus deutscher medizinischer Fakultäten in Querschnittsbildern festzuhalten; es geht dabei nicht um die Befriedigung naiver Tageseitelkeiten, sondern um die Schaffung wertvollen Materiales für den Geschichtsschreiber der Zukunft. Wir, die zufälligen Vertreter der Gegenwart, sind uns der eng gezogenen Grenzen unseres Wissens, der Relativität unserer besten Erkenntnisse wohl bewußt; es ist uns nicht verborgen, daß der einzelne nur dann etwas bedeutet, wenn er ein zuverlässig tragendes Glied der Kette ist, die das Gewesene mit dem Kommenden verbindet.

Aus den Kriegsjahren.



Krieg und Seelenleben.

Meine Damen und Herren!

Es ist kein Zweifel: spätere Geschlechter werden einmal mit Neid auf unsere Generation blicken, auf uns, die wir tätig, mindestens aber bewußt, an den großen Ereignissen dieser Zeit teilgenommen haben. Es wird dabei ein Gesetz wirksam werden, welches in gleicher Weise für den einzelnen wie für die Völker gilt, daß beim Blick nach rückwärts das Trübe, Harte, Schwere verblaßt, daß das Gleichgültige und Alltägliche sich vergoldet und Alles, was wirklich groß war, noch einen verklärenden Schimmer erhält. Unsern Enkeln bleibt von den heutigen Tagen ein reineres Bild, als wir es im täglichen Erleben sehen: der Eindruck des erhabenen Schwunges der Gesinnung, des Hervorbrechens ungeahnter, verborgener Kräfte, und der wuchtigen einheitlichen Zusammenfassung der nationalen Stoßkraft.

Wir haben es schwerer, die wir heute noch mitten in Kampf und Opfern stehen. Und doch, was in diesen Tagen am wunderbarsten erscheint, ist wohl, daß die Fähigkeit, diese künftige ideale Auffassung unserer Zeitepoche vorweg zu nehmen, nicht etwa nur Besitz einzelner Auserwählter ist, sondern im Breiten als allgemeines Motiv des täglichen Handelns wirksam wird.

Wir sind — nicht erst seit heute — ein nachdenkliches Geschlecht, welches die naive Unbefangenheit früherer Zeiten den eigenen Erlebnissen gegenüber endgültig verloren hat. Vielleicht eines der markantesten Kennzeichen des modernen Menschen ist das Streben, zugleich Objekt des Geschehens und betrachtendes Subjekt zu sein; während wir die Aufgaben des Tages lösen, stehen wir gleichzeitig mit psychologisch forschendem Blick neben uns und suchen

---

Vortrag, gehalten in der Universität 16. Dez. 1914. (Mit Genehmigung des Verlages Speyer u. Kaerner.)

unsere Gefühle, unsere Stimmungen, unser Wollen, kurz unsere gesamte Gemütsverfassung zu analysieren.

Eines der unerwünschten Nebenergebnisse solcher Selbstbeobachtung ist, wie bekannt, beim einzelnen wie bei einem Volke die Neigung, an sich selbst Krankheitssymptome zu entdecken. Man hat uns schon lange bange machen wollen, daß es um die geistige und nervöse Gesundheit unseres Volkes schlecht stehe, und uns in dem Entwicklungsgange, wie er allen Völkern in Aufstieg und Abstieg beschieden ist, unsere Stelle schon auf dem Abhang anweisen wollen, der von der Höhe herunterführt.

Ich habe vor einigen Jahren an anderer Stelle gegen diese pessimistische Auffassung Front gemacht und mich aus allgemeinen Gründen heraus zu dem Glauben an die Zukunft unseres Volkes bekannt.

Jetzt macht Deutschland im größten Stile die Probe auf das Exempel. Es erscheint für den Psychiater eine ungesucht sich gebende und reizvolle Aufgabe, von diesem Gesichtspunkte aus den Wirkungen des großen Krieges auf das Seelenleben des einzelnen wie des Volkes im ganzen nachzugehen, und ich bitte Sie, mich einige Schritte auf diesem Wege zu begleiten.

Wegen der Sinnfälligkeit der Wirkungen, zum Teil auch wegen des natürlichen Interesses, das der Laie gerade diesem Punkte zuzuwenden pflegt, mögen bei unserer Erörterung die sog. Kriegspsychosen an die Spitze gestellt werden. In allen Kriegen, von denen wir Kenntnis haben, spielten, neben dem Verluste an Toten und dem Verlust durch Verwundungen mit allen ihren möglichen späteren Folgen, die Kriegsseuchen und die Kriegspsychosen eine Rolle. Es hat Kriege gegeben, in denen der Verlust durch Seuchen größer gewesen ist, als alle Verluste durch die Kugel zusammengenommen. Heute sind uns die großen epidemischen Heereskrankheiten: Cholera, Pocken, Typhus, Ruhr, um nur die wichtigsten zu nennen, nicht in gleicher Weise mehr ein Schrecken wie früher. Die Pocken kommen praktisch kaum mehr in Betracht; der Cholera, falls sie aufträte, dürfen wir

hoffen, Herr zu werden, und auch die Bedeutung von Typhus und Ruhr hat, dank den Fortschritten der Hygiene im letzten Menschenalter, beträchtlich nachgelassen.

Im Vergleich zu diesen körperlichen Krankheiten haben die Geistesstörungen der Zahl nach immer nur eine verhältnismäßig kleine Rolle gespielt.

In unserem Friedensheer haben im Laufe der letzten vierzig Jahre die Geisteskrankheiten den Prozentzahlen nach ziemlich stark zugenommen, nicht etwa weil die durchschnittliche Gesundheit unserer Soldaten nachgelassen hätte, sondern weil die Fälle psychischer Störung besser, als früher, erkannt, und rascher ausgeschieden werden. Der gleiche scheinbare Zuwachs an Geisteskranken wird im übrigen in der Zivilbevölkerung beobachtet. Die Prozentzahlen in der Marine sind etwas höher als die des Landheeres. In dem französischen Friedensheer ist die Zahl der Geisteskranken etwas geringer als bei uns; der Grund dieser Erscheinung ist darin zu suchen, daß dort alle vor oder während ihrer Dienstzeit mit dem Strafgesetz in Konflikt kommenden Soldaten in die ausländischen Kontingente abgeschoben werden, ein Akt, durch den zweifellos gleichzeitig eine große Anzahl psychopathisch disponierter Persönlichkeiten ausgesondert wird.

An der Statistik über die Geisteskrankheiten im Heere während des Siebziger Krieges interessiert uns am meisten die Tatsache, daß noch bis zum Jahre 1872 ein Anstieg der Zahlen der Geistesstörungen zu beobachten war, die erst 1873 wieder auf den Durchschnittssatz herabgingen. In jedem Kriege, je länger er dauert, muß man mit einer fortschreitenden Zunahme der Geistesstörungen rechnen, nicht nur wegen der allmählich erfolgenden Addierung der schädlichen Wirkungen und der zunehmenden nervösen Zermürbung der Truppen, sondern auch, weil der Nachschub mit seinen teils noch sehr jungen, teils nicht mehr jungen Elementen schließlich hinter dem zuerst ausrückenden aktiven Truppenbestande an Widerstandsfähigkeit zurückbleibt.

Die letzten Kriege in unserer zeitlichen Nähe, über welche wissenschaftliche Feststellungen in bezug auf die geisteskranken Soldaten vorliegen, waren der russisch-japanische und der Balkankrieg. Die Ergebnisse lassen sich gewiß bei dem großen Unterschiede in dem Kulturniveau der in Frage kommenden Völkerschaften nicht ohne weiteres auf unsere Verhältnisse übertragen. Charakteristisch ist die auffallend hohe Zahl von Alkoholpsychosen unter den russischen Offizieren.

Die höchste Zahl von Geisteskrankheiten, die ein kämpfendes Heer wohl jemals gehabt hat, ist bei unsern Truppen in Südwestafrika beobachtet worden. Es ist verständlich, daß die dort wirksame ganz besondere Häufung von Entbehrungen, speziell der höchsten Grade des Durstes zusammen mit extremer Hitze und Überanstrengungen aller Art weit mehr als ein Krieg in unserem Klima schädlich wirken mußte.

Uns interessiert in bezug auf die Zahl heute praktisch am meisten die Frage, auf wieviel psychische Erkrankungen wir uns in diesem Kriege etwa gefaßt machen müssen. Man wird im allgemeinen sagen dürfen: mehr als 1870, und sehr viel weniger als in Südwestafrika. Wenn wir daraufhin einen Wahrscheinlichkeitssatz von zwei Fällen von Psychose auf je 1000 Mann ansetzen, so würden wir bei einem Heere von 4 bis 5 Millionen immerhin auf 8—10000 Fälle von Geisteskrankheit kommen (also etwa die doppelte Zahl derjenigen Geisteskranken, die augenblicklich in allen badischen Anstalten zusammen verpflegt werden).

An unseren bisherigen eigenen Beobachtungen war für uns wohl am meisten überraschend der frühe Zeitpunkt, zu dem bereits das Einströmen geisteskranker Soldaten (nicht nur hier in Freiburg, sondern auch anderswo) in die psychiatrischen Kliniken und Anstalten einsetzte. Wir werden die in diesem vorbereitenden Stadium des Krieges auftretenden Geisteskrankheiten als Mobilmachungspsychosen den eigentlichen Kriegspsychosen gegenüberstellen müssen. Für die Freiburger psychiatrische Klinik war die Auf-

nahmeziffer in der ersten Hälfte August 1914 schon so groß, daß wir den größten Teil der männlichen Zivilgeisteskranken mit Beschleunigung nach unserer Übernahmeanstalt überführen lassen mußten, um die Klinik überhaupt aufnahmefähig zu halten.

Unter diesen Mobilmachungspsychosen befand sich zunächst eine große Zahl von Fällen von Delirium tremens, und zwar vorwiegend Formen von einer Schwere des gesamten Krankheitsbildes und einer Vollständigkeit der Symptome, wie wir sie sonst hier in unserem Weinlande nicht zu sehen bekommen. Der Grund war zweifellos darin zu suchen, daß es sich um solche eingezogene Reservisten und Landwehrleute handelte, die aus den Gegenden des vorwiegenden Schnapskonsums herstammten. Es muß dahingestellt bleiben, ob in diesen Fällen die plötzliche Entziehung des gewohnten Alkoholquantums oder, was auch möglich, gehäufte Alkoholexzesse während des Transports in Hitze und Unruhe den Krankheitsanfall haben zum Ausbruch kommen lassen.

Neben diesen Fällen von Delirium tremens sahen wir eine Reihe akuter Zustände von Erregung und Verwirrtheit, zum Teil hysterischen Charakters, bei Individuen, bei denen ebensogut jedes andere so rasch und hart in das Leben eingreifende Ereignis eine akute Psychose hätte auslösen können. Es handelte sich dabei um Menschen, die dauernd an der Grenze von geistiger Gesundheit und Krankheit hinexistieren, und die im glatten Laufe der Tage allenfalls mit dem Leben fertig werden. Neben diesen beiden Haupttypen handelte es sich vorwiegend um Fälle, die mehr zufällig zur ärztlichen Kenntnis kamen, weil ihre Störung, in der Entwicklung begriffene Psychosen aller möglichen Arten, nur unter den scharfen Kontrollverhältnissen des beginnenden militärischen Dienstes *bemerkbar* wurden.

Eine ganze Anzahl dieser Fälle wurde der Klinik zugewiesen oder zugeführt, nachdem sie infolge ihrer Abnormität in militärische *Konflikte* hineingeraten waren (Gehorsamsverweigerung, Achtungsverletzung, Widerstand, eigenmäch-

tiges Verleihen eines höheren Ranges, Herumirren mit dem Erfolg des Angeschossenwerdens von Posten u. a. m.).

Alles in allem kann man sagen, daß die Mobilmachung somit ein engmaschiges, sehr zweckmäßiges Filter zur Aussonderung militärisch unbrauchbarer Elemente bedeutet hat. Nach den militärischen Bestimmungen macht überstandene Geisteskrankheit dienstunfähig, und wir können vom ärztlichen Standpunkte aus eine solche Maßregel nur als sehr zweckmäßig bezeichnen. Bei der Häufigkeit, mit der frühere Geisteskrankheiten bestimmter Art unter ungünstigen Verhältnissen von neuem aufflammen können, besteht unter den Bedingungen des Militärdienstes, namentlich im Kriege, für solche Persönlichkeiten eine erhöhte Wahrscheinlichkeit des Wiedererkrankens. An der Front sind solche Elemente, wenn sie psychisch entgleisen, nicht nur unbrauchbar; sie bedeuten auch eine nicht gering einzuschätzende Gefahr für ihre Umgebung wegen des Besitzes der Waffen, und sie bedeuten weiter eine überflüssige und vermeidbare Belastung des Pflegepersonals und der nach rückwärts für die Verwundeten und körperlich Erkrankten notwendigen Transportmittel.

Unter „Kriegspsychosen“ im engeren Sinne verstehen wir solche Fälle von Geisteskrankheit, die an der Front, oder im Feindeslande, jedenfalls aber in direkter räumlicher Berührung mit den Kriegsereignissen zum Ausbruch kommen. Über die innere ursächliche Abhängigkeit ist damit natürlich noch nichts gesagt. Es ist selbstverständlich, daß wir in unserem Millionenheer zunächst eine große Anzahl Individuen geistig erkranken sehen, die auch krank geworden wären, wenn sie ruhig zu Hause geblieben wären. Nach Gesetzmäßigkeiten, deren Wesen uns unbekannt ist, erkrankt in gleichen Zeiträumen aufeinanderfolgender Jahre — trotz des erwähnten langsamen Anstiegs im ganzen — ungefähr immer die gleiche Anzahl Menschen an Psychosen. Auf dieser Tatsache beruht überhaupt die Möglichkeit, mit den Verpflegungseinrichtungen dem jeweiligen Bedürfnis zu folgen. Wir werden so auch unter den scheinbar durch den Krieg erzeugten Seelenstörungen zunächst notwendigerweise die

große Zahl derjenigen finden, die sowieso „fällig“ gewesen wären — periodische Erkrankungen, schleichende Entwicklung organischer Veränderungen usw.

Sodann werden auch in der Summe der Kriegspsychosen Fälle enthalten sein, die, weil sie lebenslänglich an der Grenze zwischen geistiger Gesundheit und geistiger Krankheit stehen, im Krieg psychisch entgleisen, ebenso wie sie durch irgendein anderes Ereignis oder andere Zustände einschneidender Art entgleist sein würden. Die Zahl dieser konstitutionell labilen Elemente ist in einem Kriegsheer selbstverständlich größer, als in einem Friedensheer, weil die Aussonderung durch ärztliche Untersuchung, die schon im Frieden genug Schwierigkeiten bereitet, unter den drängenden und eiligen Umständen der Mobilmachung, des massenhaften Zuströmens von Kriegsfreiwilligen, nicht mit genügender Genauigkeit durchgeführt werden kann. Es ist dabei im Auge zu behalten, daß diese psychisch unsicheren Persönlichkeiten, deren Unzulänglichkeit in der Regel nicht auf dem der Prüfung zugänglichen Intelligenzgebiet, sondern vorwiegend nach der Gefühls- und Willensseite hin liegt, überhaupt durch eine einmalige Untersuchung nicht in ihrer Eigenart erkannt werden können. Bei der praktischen Ausdehnung, welche der Begriff der allgemeinen Wehrpflicht in einem solchen alle Volkskräfte auf das äußerste anspannenden Kriege erfahren muß, ist es unvermeidlich, daß auch weniger widerstandsfähige Persönlichkeiten mit eingestellt werden.

Schließlich bleibt ein im Vergleich zu den zwei erstgenannten Kategorien kleiner Teil von Psychosen übrig, die wirklich in direktem ursächlichen Zusammenhange mit den Kriegsereignissen stehen. Die Möglichkeit der Entstehung von geistigen Störungen durch die Kriegsereignisse ist überhaupt längst nicht in dem Maße gegeben, wie sich der Laie dies vorzustellen pflegt. Der Begriff Geisteskrankheit umfaßt in summarischer Weise Zustände von außerordentlich verschiedenem inneren Wesen und äußerst verschiedenartigen Entstehungsbedingungen, die nur durch das

zum Teil nicht einmal wesentlichste Merkmal der Veränderung der geistigen Persönlichkeit zusammengehalten werden. Unter diesen verschiedenartigen Formen existiert nun eine große Reihe, die überhaupt durch den Krieg nicht erzeugt werden kann, wie alle in direktem Zusammenhang mit dem Lebensalter stehenden Geistesstörungen, ebenso wie die auf anatomischen Veränderungen, auf Syphilis, Alkoholismus und anderen Vergiftungen beruhenden Psychosen. Die dem Laien zunächst plausibelste Entstehungsweise von Geisteskrankheit, nämlich durch psychische Einflüsse, spielt in der ganzen Ursachenreihe überhaupt die geringste Rolle. Man kann im allgemeinen sicher sagen: ein reifer, vorher geistig gesunder Mensch wird infolge von Gemütsbewegungen allein nicht geisteskrank.

Die Wirkungen, mit denen der Krieg auf das Nervensystem des Soldaten einstürmt, sind nun damit allerdings durchaus nicht erschöpft, und wir werden weit höher als die Gemütsbewegungen diese übrigen Faktoren in ihrer Wirkung einschätzen müssen: ungenügende Ernährung, körperliche Überanstrengung, Verkürzung oder länger dauernde Entziehung des Schlafes — das Moment, welches wohl sicher am schwersten wiegt — neben dem von einem so ermüdeten Nervensystem am schwersten zu ertragenden Zustande dauernder Unruhe, Unsicherheit, Erregung, Anspannung der Aufmerksamkeit und des Willens.

Alle diese Schädlichkeiten finden eine gewisse Ausgleichung in einem im Kriege in der Regel vorauszusetzenden Dauerzustande des Gemütes, den man als „erhöhten Tonus“ bezeichnen kann; wenigstens gilt dieses für ein erfolgreiches Heer, während wir in einem geschlagenen, in Auflösung und Flucht begriffenen Heere mit dem Gegenteil zu rechnen haben.

Ein anderer Selbstschutz liegt in den in unserer Organisation liegenden psychischen Sicherungen (eine Bezeichnung, die gegenüber dem uns aus der Beleuchtungstechnik geläufigen Ausdruck mehr als eine bloße Wortanalogie bedeutet). Diese Sicherung besteht in der quanti-

tativ beschränkten menschlichen Empfänglichkeit für äußere Eindrücke, welche bewirkt, daß alles, was ein bestimmtes Maß der Erregungsgröße überschreitet, in abgeschwächter Form oder wirkungslos an uns abläuft. Diese Eigentümlichkeit erklärt die erstaunliche Fähigkeit des menschlichen Gemütes, sich den schmerzlichsten Änderungen in den Bedingungen des Lebens seelisch anzupassen. Wir bezeichnen in landläufigem Sprachgebrauch diese Erscheinung als Gewöhnung, ein Vorgang, den wir in den letzten Monaten alle an uns selbst haben beobachten können, die Gewöhnung, die schließlich auch das Ungeheure alltäglich werden läßt. Eine wesentliche Voraussetzung für das Eintreten dieser Gewöhnung ist nun allerdings ein gewisses Tempo, in welchem die Ereignisse uns treffen; die Zivilbevölkerung ebenso wie unsere aktiven Soldaten sind nach und nach im Laufe von Wochen über den Zustand der Kriegsmöglichkeit, der Kriegswahrscheinlichkeit, des Kriegszustandes hinweg in den der Mobilmachung und damit nach und nach auf die Höhe der Anforderungen geführt worden. Man versteht ohne weiteres, daß eine in wenigen Sekunden sich abspielende Katastrophe, wie etwa die Verschüttung von Messina, die allein die Hälfte der Leben vernichtet hat, die wir als deutsche Verluste durch Tod bisher in diesem Kriege beklagen, auf die überlebenden Teilnehmer dieses Ereignisses einen viel gewaltigeren Eindruck gemacht hat, als jetzige Kriegsereignisse auf unsere Soldaten.

Um die ganze Größe der Wirkung dieser langsamen Einstellung würdigen zu können, müßten wir in der Lage sein, uns plötzlich wieder völlig in den Zustand der letzten ungestörten Friedenstage im Juli zurückzuversetzen; bei einem Kranken, der am ersten Mobilmachungstag in einen Zustand psychischer Verwirrtheit verfiel, aus dem er im September mit klarem Bewußtsein wieder auftauchte, war in charakteristischer Weise das fassungslose Erstaunen über die uns inzwischen alltäglich gewordenen Ereignisse mit experimenteller Schärfe zu erkennen.

Man würde auch irren, wenn man annähme, daß das

Seelenleben der aktiven Feldzugsteilnehmer nun bloß eine Kette dauernder stärkster Erregungen darstelle. Aus zahlreichen Feldpostbriefen weiß heute jeder Zeitungsleser, daß dem nicht so ist. Den großen und ganz großen Gemütsbewegungen ist immer nur ein Teil des Heeres und auch dieser, wenn es irgend einzurichten ist, nur mit immer wieder eingeschobenen Erholungspausen, ausgesetzt. Allerdings ist eins doch wohl sicher, daß die Gesamtsumme der psychischen Leistung des einzelnen in diesem Kriege größer ist, und vor allem an seinem Ende größer gewesen sein wird, als in irgendeinem Kriege der Vergangenheit. Es beruht dies in erster Linie auf der durch die Technik der Verkehrsmittel bedingten räumlichen und zeitlichen Aneinanderdrängung der Ereignisse, nicht zum wenigsten aber auch auf der besonders gesteigerten technischen Gestaltung der Kriegsmittel selbst, die überhaupt im Vergleich zu früher das beherrschende Merkmal dieses Krieges darstellt.

Man darf auch nicht übersehen, welche Milderungsmomente für die Verwundeten in der gehobenen oder erregten Stimmungslage gegeben sind, in welcher sie sich häufig im Augenblick der Verwundung befinden. Unter den sehr zahlreichen Verwundeten, die ich gesprochen habe, befanden sich nur wenige, die von den Verwundungsschmerzen selbst viel Aufhebens machten, die vielmehr eigentlich erst während des Transportes nach rückwärts begannen.

Es ist auch nicht anzunehmen, daß die Todesgefahr für die meisten einen d a u e r n d wirksamen Gemütsfaktor bedeutet. Wir dürfen voraussetzen, und vielfache tatsächliche Erfahrungen sprechen dafür, daß von den reifen Persönlichkeiten die Mehrzahl sich in irgendeiner Weise, sei es mit religiösen, sei es mit philosophischen Erwägungen, auf die Todesnähe eingestellt hat; nur die jüngste Generation unserer Kriegsfreiwilligen, die das Rätsel des Lebens noch nicht in seinen Fängen gehabt hat, geht vielfach heiter und ahnungslos, wie Kinder, in den Tod. Eine wesentliche seelische Stütze gegenüber dem Eindruck der Todesgefahr ist auch durch die Vielheit der Kameraden gegeben; die größere

seelische Leistung, das größere Heldentum ist bei den einsam auf dem Posten Sterbenden.

Schwerer und nervös verderblicher als die Lebensgefährdung bei aktivem Draufgehen ist nach vielfachen Beobachtungen das passive Aushalten durch Stunden, eventuell Tage, in konzentrierter Todesnähe, namentlich wenn es noch durch fortgesetzte heftigste Sinneseindrücke verschärft wird. Der Typus dieser Situation ist gegeben, wenn die Truppen gezwungen sind, im Granatfeuer auszuhalten, und besonders erschwerend wirkt es dabei, wenn diese Notwendigkeit für den einzelnen in engen, halb oder ganz geschlossenen Räumen, die sich mit Gasen füllen, und in denen die zerrissenen Kameraden in unmittelbarster Nähe liegen bleiben, eintritt. Der einzelne macht hier in hundertfachem Erleben Szenen durch, von denen unter Friedensverhältnissen nach unserer gewöhnlichen Schätzung schon eine einzige genügen würde, um dem Nervensystem für längere Zeit einen Stoß zu versetzen.

Es ist selbstverständlich, daß alle diese psychischen Wirkungen bedeutend verstärkt werden, wenn sich das Moment der mechanischen Erschütterung des Körpers, besonders des Gehirns, auch ohne äußerliche Verletzung, hinzugesellt, wobei namentlich der Vorgang der Verschüttung mit seiner eventuellen Erstickungsangst als tief einschneidend angesehen werden muß. Tatsächlich ist ein solches psychisches Trauma einem schweren Eisenbahnunglück in allen seinen Wirkungen gleichzusetzen.

Nicht so selten treten unter diesen geschilderten Umständen ganz akut Zustände vorübergehender Geistesstörung mit Verwirrtheit, Erregung, Neigung zu Gewalttätigkeiten und Selbstmord auf, Zustände, die meist einen günstigen Ausgang nehmen. Es bleiben aber auch häufig länger dauernde psychisch-nervöse Störungen zurück in Gestalt psychischer Lähmungen, Sprachstörung, einschneidender Schlafstörung u. dgl., die sich zum Teil bisher gegenüber der Behandlung als recht hartnäckig erwiesen haben.

Als chronische Wirkung aller möglichen Kriegsschädlichkeiten entwickelt sich am häufigsten der Zustand reizbarer Schwäche des zentralen Nervensystems, der als Neurasthenie auch im Frieden nur allzu bekannt ist, und von dessen Symptomen ich hier nicht weiter zu sprechen brauche. Als etwas den aus dem Kriege neurasthenisch Heimkehrenden besonders Eigentümliches ist eine hartnäckige Beeinträchtigung des Schlafes zu bezeichnen, der auch, wenn er eintritt, durch lebhafte und schreckhafte Träume mit Wiedererleben von Kampfszenen gestört wird. Die Lebhaftigkeit dieser Träume, über welche die Patienten stark klagen, äußert sich auch für den Beobachter in der Unruhe und dem Sprechen im Schlaf, dem Ausstoßen von Kommandorufen u. a. m., gelegentlich auch in plötzlichen, in der Angst des Halbtraumzustandes beim Erwachen verübten unzweckmäßigen oder gefährlichen Handlungen, die im Felde zu falschem Alarm u. dgl. schon Anlaß gegeben haben. Ich sah vor kurzem einen neurasthenisch gewordenen Offizier, der in solchem Zustande, hier in Deutschland angekommen, nachts mit seinem Revolver die auf dem Nachttisch stehende Leuchtuhr durchschoß, die er für eine französische Laterne gehalten hatte.

Ganz allgemein ist bei diesen neurasthenisch Heimkehrenden eine besondere depressive Stimmungslage mit trüber Auffassung unserer militärischen und politischen Gesamtlage, die man im übrigen auch bei entsprechender psychischer, schwernehmender, Gesamtverfassung auch aus den Briefen einzelner an der Front befindlicher Soldaten herauslesen kann, die von dem lokalen Eindruck der ihnen entgegenstehenden Schwierigkeiten überstark beeinflußt werden (Frontpessimismus).

Harmloser und fast immer eines raschen Ausgleiches fähig sind die psychischen Wirkungen akuter Erschöpfung, die namentlich in der ersten, noch heißen Zeit des Krieges aufgetreten sind, wie das halluzinatorische Sehen von Häusern, Truppen, Luftschiffen u. dgl., Zustände, die denen durchaus an die Seite zu setzen sind, die von verschmach-

tenden Wüstenwanderern erlebt werden, und die bei unsern Truppen in Südwestafrika eine besondere Rolle gespielt haben.

Alle diese genannten Störungen sind nun allerdings „Kriegspsychosen“ in dem Sinne, daß sie während des Krieges und unter Mitwirkung der Schädlichkeiten des Krieges entstanden sind; aber eine besondere Form geistiger Störung mit charakteristischen, nur ihr eigenen, Symptomen bedeuten sie durchaus nicht.

Die Häufigkeit auch dieser begriffsmäßig so umgrenzten Krankheitsfälle ist bisher, wie es scheint, nicht übermäßig groß. Hier in Freiburg habe ich unter vielen Hunderten von Fällen geistiger Störung bei Feldzugsteilnehmern vielleicht zwei Dutzend zu sehen bekommen. Amtliches Material in größerem Umfange liegt einstweilen nicht vor. Aus Privatmitteilungen einzelner Zentralstellen des Roten Kreuzes, an denen zahlreiche Listen von Kranken zusammenlaufen, weiß ich, daß auch dort nicht der Eindruck einer besonderen Häufigkeit von Kriegspsychosen besteht. Natürlich darf dabei nicht übersehen werden, daß wir hier in Baden immerhin nur einen verhältnismäßig kleinen Ausschnitt aus der gesamten zurückflutenden Menge krank gewordener Soldaten zu sehen bekommen.

Die Wahrscheinlichkeit, im Felde psychisch zu erkranken, muß im Interesse der Leistungsfähigkeit der Truppen mit allen Mitteln möglichst niedrig gehalten werden. Eine persönliche geistige Hygiene in Form von besonderen Vorschriften für die aktiven Truppen versuchen zu wollen, wäre natürlich gegenüber den zwingenden Ereignissen an der Front gänzlich aussichtslos: in Frage kommen kann dafür nur die möglichst scharfe Aussonderung ungeeigneter Elemente, und zwar nicht nur in dem bereits vorhin erwähnten Sinne einer Ausscheidung der psychopathisch disponierten Persönlichkeiten, sondern auch in der Durchführung strenger Bestimmungen über das Mindestalter der Ausziehenden. Man sollte ganz gewiß jugendliche Individuen von 14, 15, 16 Jahren nicht in das Feld schicken, und auch die Siebzehn-

jährigen werden großenteils noch besser zu Hause bleiben. So sehr wir die Begeisterung dieser Altersklassen in ihrer Reinheit schätzen, und so sehr wir den allgemeinen Drang nach der Front als ein günstiges Signal für den Ausgang des Krieges betrachten dürfen, so muß man doch nicht vergessen, daß jugendlicher Enthusiasmus keinen Dauerzustand und vor allem keine chronische Kraftquelle gegenüber den fortgesetzten täglichen und stündlichen Anforderungen im Felde bedeutet. Auch die zufällig erreichte Körpergröße der Jugendlichen gibt keinen sicheren Maßstab für ihre psychische Leistungsfähigkeit; ein gewisses Maß auch geistiger Reife muß zweifellos vorhanden sein.

Selbstverständlich ist es, daß in bezug auf den Alkoholmißbrauch im Felde so viel Vorsicht geübt wird, als die unter Umständen vorhandenen Nöte durch Trinkwassergefahren dies ermöglichen. Die noch immer in der Allgemeinheit nicht ausgerottete Vorstellung, welche durch die Erfahrung der Polarfahrer allerdings auch für die breite Masse widerlegt sein könnte, daß der Alkohol die Leistungsfähigkeit erhöhe, ist ja wissenschaftlich längst als Irrtum erwiesen.

Die regelmäßige Ermöglichung genügend langer Schlafzeiten wird für die Feldtruppen immer ein frommer Wunsch bleiben müssen; aber eins wäre wohl möglich gewesen, daß man die in das Feld fahrenden Truppen während der Mobilmachung nicht an jeder Station nachts mit wohlgemeinten Liebesgabenangeboten aus ihrem Schlummer reißen mußte.

Die größere Menge der nervösen Dauerfolgen der Kriegseinwirkungen wird erst nach dem Friedensschlusse deutlich werden. Vorläufig noch steht der nervöse und psychische Zustand der Verwundeten in einem wohltuenden Gegensatz zu dem so häufigen Seelenzustande der Unfallverletzten im Frieden, bei denen seit dem Bestehen der Unfall-Versicherungsgesetze der Gesichtspunkt der Erlangung der Rente und die dadurch bedingte Ausschaltung des Zwanges zur Arbeit, die Rekonvaleszenz verzögert. Die ganz

überwiegende Mehrzahl der Soldaten, die ich selbst zu sehen Gelegenheit gehabt habe, war bemüht, nach Kräften zu ihrer Genesung mitzuhelfen, was bei zahlreichen Verletzungen zur Wiedererlangung der Beweglichkeit der Gelenke usw., notwendig, aber meist nur durch einen nicht geringen Aufwand persönlicher Energie im Überwinden schmerzhafter Empfindungen erreichbar ist. Mit einer einzigen Ausnahme habe ich keinen Verwundeten gesehen, der eine ihm vom Arzte als notwendig bezeichnete sekundäre Operation verweigert hätte, ganz im Gegensatz zu zahlreichen Unfallverletzten im Frieden, die häufig durchaus kein Interesse zeigen, zur Verbesserung ihrer Erwerbsfähigkeit einen operativen Eingriff zuzulassen. Augenscheinlich hat der im ganzen Volke erkennbare Schwung der Gesinnung auch auf die Energie des Willens zum Gesundwerden bei den Verwundeten im günstigen Sinne eingewirkt; selbstverständlich finden wir auch vereinzelte Willensschwächlinge, die nicht das durchschnittliche lebhafte Interesse haben, möglichst rasch wieder an die Front zu kommen.

Nach dem Kriege wird aller Erwartung nach die Zahl solcher Willensschwächlinge zunehmen, die der energischen Rekonvaleszenten abnehmen. Sehr viele Zurückkehrende werden in der Stimmung des grauen Alltags, namentlich, wenn sie Schwierigkeiten haben, ihre soziale Position wieder zu gewinnen, nicht mehr die jetzige erfreuliche Spannkraft zeigen, besonders wenn dann auch die leidige Entschädigungsfrage mit ihrer abgestuften Schätzung der Invalidität trübend in die Erwägungen eintritt. Auf diesem Gebiete werden wir uns nach einem solchen Kriege mit der kolossalen Summe der Verwundeten auf eine unverhältnismäßig hohe Zahl von nervösen Folgezuständen gefaßt machen müssen; ein später einmal zu bildender Invalidenfonds wird von diesem Gesichtspunkte aus gar nicht reichlich genug in der Schätzung bemessen werden können. Für die deutsche Ärzteschaft wird dann eine schwierige und undankbare Aufgabe erwachsen, weil in großer Anzahl körperliche und nervöse Störungen der verschiedensten Art, die auch ohne jede

äußere Einwirkung entstanden sein würden, auf die Strapazen des Feldzuges werden zurückbezogen werden; im Zweifelsfalle wird selbstverständlich zugunsten des Feldzugsteilnehmers entschieden werden müssen.

Die aus den Erfahrungen früherer Zeiten als Niederschlag gebliebene Lehre, daß in den Perioden großer geistiger Erregungen: Revolution, soziale Umwälzungen, Kriege, die Zahl der Geisteskrankheiten zunehme, die der Selbstmorde abnehme, gilt natürlich auch für die Zivilbevölkerung. Wir können heute auch nicht schätzungsweise ein Urteil darüber abgeben, wie sich in dieser Richtung die Einwirkung des Krieges auf die Daheimgebliebenen äußern wird. Im Großherzogtum Baden befanden sich am 1. August 1914 4405 Geisteskranke in öffentlichen Anstalten; am 1. Oktober (spätere Zahlen liegen noch nicht vor) waren es 4376, also während der ersten zwei Kriegsmonate eine geringe Abnahme. Es wäre sehr voreilig, daraus zu schließen, daß die geistige Gesundheit in Baden sich in dieser Zeit gehoben hätte, da verschiedene Gesichtspunkte diese Frequenz beeinflussen. In den ersten Wochen bestand überhaupt keine Möglichkeit, aus entfernteren Gegenden Kranke in die Anstalten zu transportieren; jetzt wirkt noch, und voraussichtlich für lange Zeit, der finanzielle Gesichtspunkt mit, der die Familien veranlaßt, jede irgendwie vermeidbare Ausgabe zu unterlassen oder einzuschränken; endlich wird, namentlich auf dem Lande, die Abwesenheit der rüstigsten Arbeitskräfte Anlaß, auch mit Halb- oder Dreiviertelinvaliden zufrieden zu sein, anstatt sie, wenn es vielleicht auch an sich notwendig wäre, in die Pflege einer Anstalt zu geben. So viel immerhin kann ich nach meinen persönlichen Eindrücken sagen, daß irgendeine besondere Zunahme der Neigung zu geistigen Erkrankungen nicht hervorgetreten ist.

Auch in der Zivilbevölkerung gibt es jetzt nichts, was man als eine dem Kriege eigentümliche Psychose bezeichnen könnte. Wohl treten bei Leuten, die in nervöser Beziehung dauernd nur mühsam im Gleichgewicht sind, unter den Sorgen, wie sie der Krieg den zu Hause Bleibenden auf-

erlegt, Angstzustände verschiedener Art auf; wir sehen, daß psychopathisch disponierte Frauen und Mütter in ihrer Sorge und Angst um Abwesende nicht nur das durchschnittliche, sondern jedes vernünftige Maß überschreiten; es ist selbstverständlich, daß depressive Psychosen die zufällige Färbung des Inhaltes ihrer Wahnideen, wie sonst auch, aus den herrschenden Vorstellungen der Zeit beziehen; aber irgend etwas Spezifisches ist alles das nicht.

Nach gewissen Richtungen ist sogar eine Besserung der nervösen Durchschnittsgesundheit festzustellen. Eine Unzahl von Neurasthenikern ist mit ihren kleinen Klagen und Quängeleien still geworden. Auch weniger feine Naturen haben schließlich gelernt oder lernen müssen, das, was sie persönlich bedrückt, an der drängenden Not der Zeit und an den großen Aufgaben des Tages richtig zu messen. Es gehört heute ein merkwürdiger Mut dazu, den glücklicherweise nur wenige Nervöse besitzen, um auch in diesen Tagen den Arzt wegen kleiner Beschwerden aufzusuchen, deren Gesamtsumme nicht den zehnten Teil dessen beträgt, was Soldaten im Felde täglich ertragen; und es gehört auch für den berufsmäßig an Nachsicht gewöhnten Arzt eine besondere Dosis Geduld dazu, die, wie ich für mich bekennen muß, nicht immer ausreicht, um solche Klagen in Ruhe mit anzuhören.

Was ich vor Jahren schon prophezeit habe, daß jede große nationale Not oder Schwierigkeit, die unser Volk treffen möchte, die eleganten Luxussanatorien leeren würde, ist jetzt eingetroffen. Die große Zahl derjenigen, deren Existenz diese Luxussanatorien möglich machte, war eben kein Ausdruck eines wirklichen Bedürfnisses kranker Menschen, sondern das Ergebnis wachsenden Wohlstandes mit der Möglichkeit, sich das „Nervös-sein“ zu leisten.

In diesem Zusammenhange ist es auch verständlich, wenn in Zeiten großer Spannung und allgemeiner Verantwortung die Zahl der Selbstmorde abnimmt, trotz der durch den Krieg ganz gewiß herbeigeführten vielfachen Erschwerungen der materiellen Situation. Vor dem nur selten entschleierten

Antlitz des wirklich großen Ernstes, vor dem wir jetzt stehen, fällt eben vieles Kleinliche als wesenlos ab, und mehr noch als im Frieden ist ein Selbstmord aus Gründen nervösen Unzulänglichkeitsgefühls heraus eine Fahnenflucht.

Die in einem solchen Einzelpunkte erkennbare *Veränderung aller Maßstäbe* ist überhaupt das allgemeinste Kennzeichen der seelischen Beeinflussung, der wir heute unterliegen, eine Veränderung der Maßstäbe, bei der ich natürlich nicht an die banale Tatsache der im Vergleich zu früher riesigen Zahlen der Heere u. dgl. denke. Schon unser subjektives Verhältnis zu unserem *Zeitbewußtsein* hat sich in eigentümlicher Weise verschoben. Unsere Uhr ist das Herauskommen neuer Nachrichten geworden; das Ungeheure, was wir in täglich fortgesetzter Kette erleben, gibt uns das Gefühl, als ob wir rasch alterten, und in diesem Zustande von Spannung und Ungeduld ist es fast unbemerkt an uns vorübergegangen, daß der Hochsommer geschwunden ist, daß die Blätter fielen, und daß wir jetzt vor Weihnachten angekommen sind. Dabei sind uns aber doch die Eindrücke aus den letzten Julitagen und vom Anfang August so frisch und so gegenwärtig, als wäre alles jenes erst gestern geschehen.

Die einschneidendste Änderung unserer Maßstäbe besteht aber wohl in der Erzeugung eines allgemeinen inneren Zustandes, den man als *Atomgefühl* bezeichnen könnte. Unser subjektiver Anspruch auf alles Individuelle ist zusammengeschrumpft; es gibt kein Recht mehr auf Einzelfreude, kein Recht auf Einzeltrauer; das ganze Volk ist umgewandelt in einen einheitlichen geschlossenen Organismus höherer Ordnung, nicht nur im politisch-militärischen Sinne, sondern auch für das Bewußtsein jedes einzelnen. Die Telegraphendrähte sind die Nervenfäden dieses neuen großen Körpers, durch den identische Gefühle, identische Willensstrebungen unter Aufhebung von Raum und Zeit im selben Augenblick und in gleicher Schwingung hindurchoszillieren.

Bei einem Blicke in vergangene geschichtliche Epochen

ist es nicht so leicht, eine Analogie zu der heutigen seelischen Gesamtverfassung zu finden. Wir finden sie, trotz mancher Berührungspunkte, nicht 1870; wir müssen schon bis zu der Erhebung Preußens im Jahre 1813 zurückgehen, und hier allerdings finden wir, wenn wir die zeitgenössischen Dokumente von damals aufschlagen, Übereinstimmungen in Hülle und Fülle. Nicht ganz identisch sind unsere heutigen tatsächlichen Leistungen mit den damaligen. In bezug auf die Hergabe von Menschenleben leisten wir heute mehr; es galt damals als etwas Unerhörtes, daß jeder 19. Einwohner unter Waffen stand; diesen Satz haben wir längst überschritten, und es kann bei uns dazu kommen, daß jeder 10.—12. Einwohner die Waffen trägt. Wohl aber bleiben wir heute in den Opfern an Geld und Gut, in den freiwillig auferlegten und lautlos getragenen Entbehrungen, welche die schon aufs äußerste ausgesogenen Trümmer Preußens damals durchzumachen hatten, noch weit hinter jener Zeitperiode zurück. Damals war es der kategorische Imperativ *Kant*s, der, namentlich von der akademischen Jugend, mehr gefühlsmäßig als verstandesmäßig aufgenommen, mit vollster Energie in die Tat umgesetzt wurde, und heute wieder handelt auch die breite Masse so, als wenn ihr die Maxime *Kant*s, von der sie nie ein Wort gehört hat, selbstverständlich wäre: „Handle so, als ob die Maxime deines Handelns durch deinen Willen zum allgemeinen Naturgesetze werden sollte.“ Wer gegen diesen Grundsatz verstößt, versündigt sich gegen das Ganze. Ich beneide die Eltern nicht um den Besitz von Söhnen, die es heute fertig bekommen, zu Hause zu bleiben, wenn sie die Möglichkeit hätten, in irgendeiner Form sich draußen nützlich zu machen, und ich kann die Vereinzelten, die, weil es ihnen selber an seelischer Schwungkraft fehlt, trübe Auffassungen unserer Lage um sich her verbreiten, nur als gewissenlos und pflichtvergessen bezeichnen.

Im ganzen herrscht aber eine wunderbare, einheitliche Schwingung auch in unserer Massenseele. Identisch ist die Stimmung der Millionen in ihrem abgestuften Verhältnis

gegen unsere Feinde, identisch der Ekel über die Lügen, die wie ein Schwarm vergifteter Pfeile auf uns herniederfallen, identisch auch unser Schmerz über die unverhältnismäßige Größe des Einsatzes, der uns nötigt, unabsehbare Reihen unserer jungen Männer, unter ihnen zahllose Träger hervorragender Intelligenz und unerschlossener Zukunftsmöglichkeiten, aufzuopfern im Kampfe gegen Farbige, wilde Tiere, Gesindel und Söldner; identisch sind auch, um die Kehrseite nicht zu übersehen, heute die Fehler und Mangelhaftigkeiten unserer Volksseele. Ich denke hier an die Entgleisungen an sich berechtigter oder doch verständlicher Regungen, an die vielfache Trübung des Urteils durch momentanen Haß, an die Ungerechtigkeiten, an die Maßlosigkeiten in dem Kampf gegen alles irgendwie Ausländische, an den geplanten Boykott ausländischer Kunst und Wissenschaft, an die auch bei sonst Urteilsfähigen zu beobachtende betrübliche Leichtgläubigkeit.

Lehrreich für die Kenntnis dieser dunklen Seiten der seelischen Veränderung waren schon die ersten Mobilmachungstage mit ihren Massenphänomenen der Spionenfurcht und Spionenverfolgung. Ich weiß nicht, wieviel wirkliche Spione sich unter den hunderten vermeintlichen, die allerorts verhaftet wurden, gefunden haben mögen, aber ich habe mit Beschämung den Rücken einer alten, ganz harmlosen, schwachsinnigen, russischen Dame gesehen, die voller Beulen und blutunterlaufener Stellen hier in die Klinik aufgenommen wurde.

Man konnte in diesen Tagen gradezu ein handgreifliches Verständnis für gewisse mittelalterliche Volksströmungen gewinnen; auch die Brunnenvergiftung, die im Mittelalter mancherorts das Motiv zur Judenverfolgung gab, durfte bei uns nicht fehlen, nur daß es diesmal in modernisierter Form der alten Ideen Cholerabazillen waren, mit denen die russischen Studenten unsere Wasserleitungen infizieren sollten.

Der einzelne hört als Bestandteil einer erregten Masse auf, das zu sein, was er wirklich ist: der einzelne wird in

der Masse ungerecht; sein Verantwortungsgefühl sinkt; die Resonanz, die jede psychische Regung durch die Vielheit der Teilnehmer erfährt, gibt jedem Gefühl eine kaum glaubliche Verstärkung. Kennzeichnend für den Herdencharakter der Masse ist namentlich der suggestive Einfluß aller mimischen Äußerungen. Ich war nicht ohne psychologisches Vergnügen auf der Freiburger Kaiserstraße Zeuge einer rein komisch wirkenden Szene: ein Soldat lief aus irgendeinem Grunde im Trab den Fahrdamm entlang; aus den Menschenmauern, die das Trottoir füllten, lösten sich erst einzelne mitlaufende Gestalten ab, deren Zahl rapide anwuchs, bis schließlich eine Menschenmenge von mehreren hundert Leuten wortlos und ohne eine Ahnung von dem, um was es sich handeln mochte, im Trab dem Soldaten nacheilte.

Ein französischer Irrenarzt hat vor kurzem eine Broschüre verfaßt, in der er den geistigen Zustand Deutschlands als eine Massenpsychose kennzeichnet. Er weiß dabei nicht, wie sehr er selber das Opfer einer Massensuggestion geworden ist; aber auch wir wollen uns nicht überheben; ein deutscher Psychiater hat 1871 eine analoge Broschüre über die Pariser Bevölkerung während der Kommune geschrieben; in gesetzmäßiger Weise treten bei bestimmten psychischen Konstellationen großen Stiles dieselben Einzelerscheinungen immer wieder hervor.

Wer in die Psychologie der Menge auch nur einige Einblicke gewonnen hat, wird auch nicht allzuviel Vertrauen auf die Dauerhaftigkeit der jetzigen einheitlichen, festen, gehobenen Stimmung über den Friedensschluß hinaus setzen. Wenn man die psychischen Wirkungen des Krieges von 1870 kennt, wird man jetzt, ohne ein Prophet sein zu wollen, mit Sicherheit sagen können, daß nach diesem Gewitter, wenn die Luft am politischen Himmel längst wieder klar geworden ist, die Bäche unseres bürgerlichen Lebens noch lange Zeit trübe fließen werden. Persönlicher Eigennutz und spekulative Ausnützung staatlicher Zwangslagen werden ihr Haupt erheben; bald nach dem Frieden wird auch der Hader der Parteien, vielleicht nicht

ganz mit den alten Schlagworten, wieder beginnen — eine notwendige Erscheinung, über die man nicht allzuviel klagen darf, da nur aus dem Widerstreit der Meinungen der geistige Fortschritt hervorgehen kann.

Und doch, trotz alledem: ein zeitbeständiger Niederschlag aus dieser großen Epoche wird bleiben; eine dauernde gute Wirkung wird bestehen, und vor allem: sie muß bestehen bleiben; unsere Gefallenen würden klagend gegen uns aufstehen, wenn wir uns ihrer Opferbereitschaft unwürdig erweisen wollten.

Jeder, der diese Zeit bewußt durchlebt hat, wird einen dauernden Schatz edelster Erinnerungen und damit eine unvergleichliche seelische Kraftquelle davontragen; dies gilt auch für diejenigen, die heute noch in den engen Käfig des frischen Schmerzes um Tote gebannt sind und Not haben, durch den trübenden Schleier des Persönlichen hindurch das Große und Allgemeine mit klarem Blick zu erfassen.

Wer die ganze Summe der geistigen Strömungen übersieht, die der Krieg mobil gemacht hat, wird zweifellos festzustellen haben, daß die großen und erhebenden Eindrücke überwiegen: die Allgemeinheit des durch eigenes Leid verschärften Verständnisses für das, was andere drückt, die geräuschlose Selbstverständlichkeit der Pflichterfüllung und des Opferns, die Ruhe und Einfachheit, mit der das Größte vollbracht wird, die sichere Gelassenheit bei den verantwortlichen Leitern unserer Geschicke draußen und drinnen, ja auch, um einen, wenn auch nur nebensächlichen, so doch charakteristischen, Zug zu erwähnen: die prunklose, man könnte sagen, feldgraue Sachlichkeit unserer amtlichen Berichte, an die wir uns so gewöhnt haben, daß wir erstaunt aufhorchen, wenn der nüchterne Stil des Hauptquartiers plötzlich von einem warmen Klange durchbrochen wird, wie mit den Worten von dem „Gesang der jungen Regimenter“.

Wenn Menschen über sich selbst, über ihr gewöhnliches Maß und ihr Schicksal hinauswachsen, dann spricht man wohl von Heldenzeit, und wir dürfen ganz gewiß sagen:

heute ist Heldenzeit! Wer den Mut hätte, jetzt noch von einer nervösen Degeneration unseres Volkes zu reden, würde nicht nur ein Unrecht, sondern einen großen Irrtum begehen. Auch heute gilt, was *Ernst Moritz Arndt* über die Zeit der Freiheitskriege schrieb: „Wir können nun zu jeder Stunde sterben: wir haben auch in Deutschland gesehen, weswegen es allein wert ist, zu leben, daß Menschen in dem Gefühle des Ewigen und Unvergänglichen mit der freudigsten Hingebung alle ihre Zeitlichkeit und ihr Leben darbringen können, als seien sie nichts.“

Seelische Massenerscheinungen.

Ein vernunftbegabtes Wesen, welches von einem fremden Weltkörper aus alle Vorgänge auf unserm Erdball gleichzeitig aufzufassen vermöchte, würde im jetzigen Augenblick Zeuge eines der seltsamsten Schauspiele werden: Hunderte von Millionen der Erdbewohner aus ihrem normalen Geleise gerissen, erregte Massenunruhe und systematisierte Massentätigkeit, gegenseitige Vernichtung in einem Maßstabe, der alle Wirkungen elementarer Katastrophen der Erdgeschichte hinter sich läßt. Einen Sinn in dieser ungeheuerlichen Zerstörung von menschlichen Leben und materiellen, mühsam erworbenen Werten würde dieser fernstehende Beobachter so wenig zu entdecken vermögen, als wir in dem unruhvollen Gewimmel eines durch den Stich mit dem Spazierstock aufgescheuchten Ameisenhaufens.

Sein Erstaunen würde nicht geringer werden, wenn er gleichzeitig mit dem Bilde der äußeren Geschehnisse die seelischen Vorgänge in den bewegten Massen wahrnehmen könnte: die in bestimmten geographischen Abgrenzungen erkennbare, völlig gleichgerichtete Einstellung der Stimmung und des Denkens unter Auslöschung von Vorstellungen und Gefühlen, die sonst einmal bestimmend waren, eine hoch ansteigende Flut von Zorn und Haß, von Lüge und Verleumdung, neben einer unerhörten Steigerung der allgemeinen seelischen Leistungen an aktiver Energie, an Dulden und Opfern.

Das am wenigsten Verständliche würde aber für diesen objektiven Zuschauer der Umstand sein, daß alle diese gegeneinander wütenden Massen, jede für sich, vom festesten Glauben an die Gerechtigkeit ihrer eignen Sache getragen werden.

Deutsche Revue; April 1916.

Wenn wir, die wir unlösbar in die Wirrnis dieser Tage verstrickt sind, uns auch nicht auf den kühlen und fernen Standpunkt des Marsbewohners stellen können, wenn wir als selbst handelnde und leidende Einzelwesen überhaupt Mühe haben, den Dingen gegenüber, die uns in jedem Augenblick so nahe angehen, auch nur einigermaßen sachlich zu bleiben, so muß doch die wissenschaftliche Betrachtungsweise erstreben, eine von Stimmungen unbeeinflußte Auffassung der seelischen Vorgänge bei den Teilnehmern der großen geschichtlichen Geschehnisse zu gewinnen; wir müssen versuchen, uns gleichzeitig von außen als ein mitgerissenes Atom in einer Riesenwelle und von innen als bewußten Träger aller der psychischen Prozesse zu sehen, aus deren Summierung sich die gewaltigen Ströme des Völkerwollens ergeben.

Dem Beobachter, der aus Neigung oder Beruf dazu disponiert ist, geistige Erscheinungen zu analysieren, bietet sich jetzt ein Schauspiel, dessen Wiederholung hoffentlich wenigstens der lebenden Generation erspart bleiben wird; der Weltkrieg macht am Seelenleben der Menschheit ein psychologisches Experiment in riesenhaften Dimensionen.

Ein Ausschnitt aus diesem Interessenkreise soll uns heute hier eine Weile beschäftigen, die Frage nach dem Zustandekommen und der Art der seelischen Massenerscheinungen, wie sie uns heute von allen Seiten her entgegentreten.

Als Voraussetzung dürfen wir bei Prüfung dieser Frage die Überzeugung an die Spitze stellen, daß der europäische Mensch in den Grundlinien seines Wesens, in gewissen seelischen Eigenschaften, über die Jahrhunderte und Jahrtausende hinweg derselbe geblieben ist, so daß wir genügend Grund haben, in historisch überlieferten großen Bewegungen dieselben inneren Vorgänge für wirksam zu halten wie in unsern heutigen Erlebnissen; ebenso dürfen wir als feststehend betrachten, daß jenseits aller nationalen und rassemäßigen Unterschiede in dem modernen Erdbewohner ein großes Gebiet allgemeinster menschlicher Gesetzmäßigkeiten

anzunehmen ist, welche die inneren Beziehungen des einzelnen zu seiner jedesmaligen geistigen Umwelt bestimmen.

Wir sehen bei uns ebenso wie bei unsern Feinden und den sog. Neutralen in gleicher Weise den merkwürdigen Vorgang der Zusammenschweißung vieler Millionen Exemplare von Einzelbewußtsein zu einem großen Volkssammelbewußtsein, von dem der einzelne viel mehr empfängt, als er zurückgibt, obgleich es doch sein Material nur aus den einzelnen bezieht; die Überzeugungsstärke in diesem Sammelbewußtsein ist für jedes Volk die Quelle seiner Kraft im Kriege, aber auch — bei dem Vorgang, den wir als nationale Verblendung bezeichnen — die Ursache seines schließlichen Unglücks. Diese allgemeine Überzeugungsstärke, die immer ein nicht geringes Kulturniveau voraussetzt, erwächst zum Teil selbsttätig als notwendiges Denkergebnis einer intelligenten Volksgemeinschaft, z. B. in einem Verteidigungskriege, wie er uns Deutschen aufgedrängt wurde, zum Teil in künstlicher Züchtung durch einen kleinen Kreis von Personen, welche die technischen Mittel besitzen, um in allen Gehirnen diejenigen Meinungen zu erwecken und zu unterhalten, die ihren Zwecken dienlich sind. Bei diesen großen und allgemeinen Vorgängen, ebenso wie bei dem Entstehen gleichgerichteter geistiger Strömungen in engeren Kreisen, ist das grundsätzlich Gemeinsame die Übertragung seelischer Prozesse von bestimmender Stärke — Vorstellungen, Gefühle, Entschlüsse — in fremde Köpfe, dasselbe, was seit einigen Jahrzehnten Suggestion genannt wird.

Der Laie ist zunächst immer geneigt, hierbei nur an die hypnotische Suggestion zu denken. Diese verschwindet indessen, der Häufigkeit nach, vollkommen hinter der viel allgemeineren sog. Wachsuggestion, die uns auf Schritt und Tritt umgibt und uns viel mehr beeinflußt, als wir im allgemeinen wissen. Der Vorgang ist so alltäglich, daß er in der Regel übersehen wird.

Es bestehen zahlreiche Möglichkeiten, in das Bewußtsein eines andern psychische Vorgänge zu übertragen oder

Vorgänge von einer bestimmten Richtung oder gewollten Art zu erwecken.

Eine der alltäglichsten Methoden bedient sich dazu der Einhämmerung bestimmter Eindrücke durch die unausgesetzte Wiederholung. Ein großer Teil aller Reklamewirkungen beruht hierauf. Wenn der Straßenpassant genügend oft das Plakat gelesen hat, daß „Maggis Suppenwürze die beste" ist, glaubt er es schließlich und zieht daraus die Folgerungen, die Maggi wünscht. Die gleiche suggestive Absicht durch die Wirkung der Wiederholung liegt dem System zugrunde, bei politischen Wahlen diese oder jene Persönlichkeit durch allerorten angeheftete Zettel u. dgl. besonders empfehlenswert erscheinen zu lassen, ebenso wie Greuellegenden schließlich geglaubt werden, wenn sie der Leser alltäglich vorgesetzt erhält.

Die Wirkung der Wiederholung wird verstärkt, wenn sie mit lebhaften Sinneseindrücken verbunden wird, wie sie die abendliche Lichtreklame der Großstädte benutzt. Ein andermal wird die Wirkung auf das fremde Bewußtsein durch die besonderen Umstände, unter denen sie versucht wird, hervorgerufen, wenn z. B. ein Schauspieler dazu gewonnen wird, in einer seiner großen Rollen die Empfehlung irgendeines Arzneimittels einfließen zu lassen.

Der suggestiven Wirkung von Klangfarbe, überzeugtem Tonfall oder mitreißendem Pathos begabter Redner sind wir alle schon unterlegen. Was hätten Wahlreden sonst für einen Sinn, wenn nicht diesen? Bekannt ist das energische Mißvergnügen des naiven Soldatenkönigs, als er sich von den gegeneinander plädierenden Anwälten in einem Prozesse von jedem in gleicher Weise überzeugt sah. Noch heute feiert die forensische Beredsamkeit ihre Triumphe der Beeinflussung fremden Denkens vor den Geschworenen, die nicht wie die Richter gegen die suggestive Wirkung der Advokatenzunge berufsmäßig abgehärtet sind. Wir wissen alle aus eigner Erfahrung, daß solche einmaligen suggestiven Wirkungen am Momente hängen und meist am nächsten Tage verflogen sind; wer für einen bestimmten Zweck, etwa

zur Gründung eines Vereins, Mitglieder werben will, legt, wenn er klug ist, die Einzeichnungslisten unmittelbar nach seinem Vortrag aus.

Die alltäglichen suggestiven Wirkungen auf uns wären nicht möglich, wenn nicht vermöge unsrer mitgebrachten Geistesanlage in uns die Empfänglichkeit dafür dauernd bereit stünde.

Eines dieser vorbereitenden Momente ist in dem angeerbten allgemeinen Nachahmungstriebe gegeben, der durch die gegenseitige Abhängigkeit mimischer Äußerungen und seelischer Vorgänge auch auf das Innere zu wirken vermag. Es bedarf eines besonderen, bewußt gefühlten Willensaufwandes in uns, wenn wir uns in dem Tempo unsrer Schritte dem Rhythmus einer vorbeiziehenden Militärmusik entziehen wollen. Auf den Bahnhöfen wirken die mimischen Äußerungen der Eile andrer Reisender, die es tatsächlich eilig haben, auch auf denjenigen ein, der durchaus keinen Anläß hätte, seine Schritte zu beschleunigen. Weitgreifende Strömungen in Sitte und Mode mit ihrer scheinbar zwingenden Beeinflussung der meisten Menschen beruhen auf diesem Herdeninstinkte der Nachahmung, so etwa, wenn in dem letzten Jahre vor dem Krieg unsre ganze Jungmannschaft anfing, nach englischem Vorbild ohne Hut herumzulaufen. Der Schauspieler, der sich eine Claque hält, tut dies nicht wegen des Beifallsgeräusches, das diese paar bezahlten Hände hervorrufen, sondern weil er weiß, daß der irgendwo im Theater losbrechende Beifall sich weiter fortpflanzt. Die suggestive Wirkung der Nachahmung bei den Selbstmorden ist genügend bekannt. An demselben Balken eines Invalidenhauses in Paris erhängten sich nacheinander fünfzehn lebensmüde Insassen; ein nennenswerter Prozentsatz von Selbstmördern in München bevorzugte eine bestimmte, besonders hohe Brücke; eine Zeitlang las man in den Zeitungen von aufeinander folgenden Selbstmorden in einem Nauheimer Teich, und in ähnlicher Weise pflegt ein in bestimmter auffallender Weise verübtes Verbrechen ähnliche Taten nach sich zu ziehen. Eine der Gefahren der

Kinotheater, namentlich für jugendliche, nicht gefestigte, somit leichter beeinflußbare Individuen liegt in dieser Richtung.

Ein andres vorbereitendes Moment in uns liegt in dem Gemütszustande der Erwartung und Spannung, der sogar zu einer direkten Fälschung von Sinneswahrnehmungen führt. Die mystischen Vorbereitungen, die Dunkelheit bei spiritistischen Sitzungen disponieren zur Wahrnehmung dessen, was die Teilnehmer erwarten oder was ihnen angekündigt wird. Die Angst, die mehr wie alle andern Gemütsbewegungen die geistigen Vorgänge störend zu beeinflussen vermag, wirkt in dieser Richtung am lebhaftesten. Der einsame Posten im Felde sieht in beliebigen unbestimmten Schatten die erwartete Annäherung des Feindes; aber auch eine Vielheit von Menschen, wenn sie nur durch die gleiche Gemütsbewegung der Angst vereinigt werden, erlebt identische Trugwahrnehmungen. *Taine* erzählt von der schiffbrüchigen Mannschaft, hinter deren Schiff eine Nacht hindurch der tags zuvor ertrunkene, durch sein Hinken auffallende Koch auf dem Meere gespenstisch nachzog, von allen mit Bestimmtheit erkannt, während das Tageslicht dann einen grauen Balken zeigte, der von den Wellen in auf und nieder gehende Bewegungen versetzt wurde. Auf demselben Boden der Erwartung und Spannung erwachsen die religiösen Massensinnestäuschungen, wenn ganzen Gemeinden die Muttergottes leibhaftig erscheint, oder wenn das Christusbild am Altare die Augen öffnet und schließt.

Diese letzten Beispiele zeigen uns nun schon den einzelnen unter der Einwirkung einer Vielheit von Menschen, die sich in derselben Lage und Stimmung befinden. Während der einzelne, auf sich allein gestellt, je nach seiner mitgebrachten seelischen Struktur leicht suggestibel oder mehr kritisch selbständig veranlagt ist, pflegen diese persönlichen Eigentümlichkeiten, wenn sie nicht ganz besonders stark ausgesprochen sind, unterzugehen, sobald der einzelne Bestandteil der Masse ist.

Was heißt in diesem Zusammenhang „Masse"? Es genügt

dazu nicht, daß eine gewisse Anzahl von Menschen sich gleichzeitig an einem übersehbaren Orte befindet; es genügt auch nicht, daß die gleichzeitig Versammelten eine bestimmte, etwa sehr große Zahl ausmachen. Es muß noch etwas andres dazukommen.

Wenn wir uns ein großes, von 2000 Menschen besetztes Theater vorstellen, so haben wir im normalen Lauf der Dinge darin noch keine Masse vor uns. Es sind nichts weiter als eben 2000 Individuen verschiedener sozialer Schichtung, die sich, wenn auch nur zum Teil, mit der Schichtung in verschiedene Ränge deckt, Individuen von dem verschiedensten Bildungsgrade, dem verschiedensten künstlerischen Geschmack und Urteil, in deren Köpfen das Stück, dem sie beiwohnen, die verschiedensten seelischen Vorgänge: Zustimmung, Ablehnung, Begeisterung, Entrüstung oder Langeweile auszulösen vermag. Nun mag plötzlich auf der Bühne eine Kulisse in Brand geraten oder Rauch- und Brandgeruch in den Zuschauerraum eindringen, sofort wird aus diesen 2000 getrennten Einzelmenschen eine „Masse", d. h. ebensoviele ihrer Hilflosigkeit bewußte Kreaturen, die von dem Gedanken der drohenden Gefahr und dem Wunsche nach Rettung des Lebens gleichmäßig in dieselbe Denkrichtung hineingezwungen und zu denselben, vielleicht sehr unzweckmäßigen Fluchtbewegungen veranlaßt werden. Das Prinzipielle an diesem beliebig gewählten Beispiel finden wir immer dann wieder, wenn wir von Masse zu sprechen Anlaß haben: eine gemeinsame lebhafte seelische Regung von überragendem Einfluß auf das Denken des einzelnen, unabhängig von der größeren oder kleineren Zahl. In diesem Sinne ist es ebensosehr „Masse", wenn 1000 Menschen nach einem Bankkrach oder dergleichen einen Sturm auf die Sparkassen unternehmen, oder wenn 20 Mann sich zusammenrotten, die einen Neger aus dem Gefängnis ziehen und auf dem Wege der Lynchjustiz aufhängen.

Für die unter dem Einfluß der Angst in der Masse ausbrechende Sinnesverwirrung mit Verlust der Besonnenheit und des Urteils ist die Bezeichnung der Panik üblich

geworden, ein Massenseelenzustand, der übrigens nicht nur auf den Menschen beschränkt ist, sondern in gleicher Weise bei Tieren, z. B. Pferden (im Feldzug, bei Stallbränden usw.), auftritt. Es sind immer auserlesene geistige Persönlichkeiten, die bei Massenerlebnissen angstvoller Art sich nicht von dem allgemeinen Strome der Unvernunft mitreißen lassen.

Der Krieg mit seinen alles aufwühlenden Gemütsbewegungen ist ein besonderer Erzeuger des zur Panik disponierenden Geisteszustandes, dessen Wirkungen, wenn es sich um blinden Lärm handelt, für den psychologisch kühlen Zuschauer unter Umständen des Komischen nicht entbehren. Am Tage nach dem letzten Fliegerangriff in Freiburg betrachtete eine vielhundertköpfige Menge die Stelle auf der Straße, an der eine Bombe einen großen Trichter in den Boden gerissen hatte. Plötzlich ertönte in der Ferne eine dumpfe Detonation, von der draußen vor der Stadt vorgenommenen Entzündung eines Blindgängers herrührend. Obgleich jedermann, durch vielfache Erfahrung belehrt, sich sagen mußte, daß dies nach Richtung und Klang unmöglich ein Warnungsschuß sein konnte, wurde doch die ganze Masse unruhig, und als ein einzelner anfing davonzulaufen — was im übrigen gar keinen Sinn hatte, da im Falle wirklicher Gefahr die ringsherum offenen Häuser genügend Unterschlupf geboten hätten —, setzte sich die ganze Herde lautlos, aber schleunigst in Trab, alle in einer Richtung; nach wenigen Sekunden war die Straße leer.

Was sind das nun für merkwürdige Beziehungen zwischen der Vielheit der Köpfe, der Masse, und dem einzelnen Bestandteil?

Nach *Spencers* Lehre sollen die Eigenschaften einer Masse gleich der Summe der Eigenschaften der Einzelbestandteile sein. Bei der unendlichen Vielgestaltigkeit der einzelnen Persönlichkeiten kann die Masse in ihrer Gesamttendenz nur das zum Ausdruck bringen, was wirklich allen Bestandteilen eigen ist. Gemeinsam in diesem Sinne sind, da die auserlesenen Persönlichkeiten immer nur eine kleine Minorität

ausmachen können, nur die durchschnittlichen oder unter dem Durchschnitt liegenden Eigenschaften. Der Doppelsinn des Wortes „gemein", der sowohl das Gemeinsame als das Minderwertige bezeichnet, ist ein Niederschlag dieses Sachverhalts. *Nordau* hat einmal den Gedanken geäußert, ob bei der Zusammenstellung einer Reihe hervorragender Persönlichkeiten, von denen jede auf ihrem Gebiete ersten Ranges und einzigartig sein möge, durch Addierung etwas Besonderes herauskommen könnte. Wir werden ihm darin zustimmen müssen, daß, wenn wir uns z. B. *Goethe*, *Kant*, *Helmholtz*, *Darwin* u. a. in einer solchen, etwa der Beratung einer bestimmten Frage dienenden Vereinigung denken, doch die hervorragenden Qualitäten jedes einzelnen durch die auf seinem Gebiete durchschnittlichen der anderen überstimmt und unwirksam gemacht werden würden.

Tatsächlich erleben wir ja bei dem Versuche der Zusammenfügung einer Anzahl von Köpfen zu einem bestimmten intellektuellen Zwecke Ergebnisse, die unter dem bleiben, was jeder einzelne geleistet haben würde, wie z. B. Geschworenenurteile gelegentlich mit genügender Deutlichkeit erkennen lassen.

Versammlungen fassen Beschlüsse, deren Unvernünftigkeit jedem einzelnen bei einsamem Nachdenken sofort eingeleuchtet haben würde. *Schiller* hat sehr recht mit seinem Distichon:

„Jeder, sieht man ihn einzeln, ist leidlich klug und verständig,
Sind sie in corpore, gleich wird euch ein Dummkopf daraus."

Als altrömisch wird ein boshafter Satz in der Literatur weiterzitiert, dessen richtiger Kern davon nicht berührt wird, daß die sprachliche Fassung den altrömischen Ursprung wohl ausschließt:

„Senator homo bonus, senatus autem mala bestia."

Und *Sokrates* warf schon, noch dazu ohne den heutigen Parlamentarismus zu kennen, die Frage auf, wie man sich das denn denke, daß eine Anzahl von Männern durch gegenseitiges Hin- und Herreden nach einiger Zeit klüger würden, als sie anfangs gewesen seien.

Wieviel Richtiges an diesen über die Jahrtausende reichenden epigrammatischen Zuspitzungen ist, erkennt jeder, der einmal mit Humor Zeuge der Hilflosigkeit gewesen ist, mit der eine Versammlung versucht, gemeinsam den Wortlaut von Vereinsstatuten oder eines Telegramms an den Landesherrn zustande zu bringen. Wenn derartige Dinge gelingen sollen, muß sie ein einzelner machen und vorschlagen, wie es denn ja auch von einsichtigen Vorsitzenden geschieht.

Ein Zeichen des Gefühls dieser Gesamtunfähigkeit großer Vereinigungen ist die Neigung, Einzelfragen einer „Kommission" zu überweisen. Daß dies dann sehr häufig nur ein ehrenvolles Begräbnis dieser Frage darstellt, beruht darauf, daß die meisten Kommissionen immer noch zu viel Köpfe enthalten. Mich hat immer ganz besonders die testamentarische Bestimmung eines alten Menschenkenners erfreut, welcher der Stadt, in der er starb, eine große Summe zur Errichtung eines monumentalen öffentlichen Kunstwerks hinterließ, mit der Einschränkung, daß die Stiftung hinfällig würde, sobald man mit der Ausführung seines Wunsches eine Kommission betraue. —

Wer sich selbst zu beobachten gelernt hat, vermag einzelne der psychischen Beeinflussungen direkt wahrzunehmen, denen er als Bestandteil einer größeren oder kleineren „Masse" unterliegt.

Das unmittelbar am deutlichsten Erkennbare ist die Minderung des Verantwortungsgefühls, dessen Linie sich im umgekehrten Sinne zu der Zahl der gleichzeitig Mitverantwortlichen bewegt.

Ein Zweites ist eine unbewußte Mehrung des Machtgefühls, wobei in einer nur festzustellenden, aber nicht näher zu zerlegenden Weise atavistische Triebe, bis zur Grausamkeit, wach werden, Grausamkeit, die das Tier, der Wilde und der moderne Mensch als Kind in gleicher Weise besitzen und die in unserm heutigen Gesellschaftsleben nur noch in der abgeschwächten Form der Freude an Stierkämpfen, Ringkämpfen und Boxerduellen auftritt,

welche die Analoga zu den antiken Gladiatorenkämpfen und der Opferung von Menschen an wilde Tiere darstellen.

Ein weiteres, oben schon gestreiftes Moment in der Masse ist der elementare Nachahmungstrieb, die ungeheuerlich ansteckende Wirkung lebhafter mimischer Äußerungen, bei denen allerdings beträchtliche nationale Unterschiede bestehen. Es ist nicht ohne Grund, daß gerade die romanischen Völkerschaften mit ihrer lebhaften mimischen Ansprechbarkeit in Europa und in Amerika am meisten zu dramatisch verlaufenden politischen Bewegungen öffentlicher Art disponiert sind („Herrschaft der Gasse").

Zu alledem kommt die gesetzmäßige Erscheinung, daß mit zunehmender Zahl der Einzelbestandteile der Masse die Stärke der Gefühle proportional steigt. Jeder Redner, der sich über die Technik seiner eignen rhetorischen Wirkungen klar ist, weiß, daß er die gefühlsmäßige Einstellung seiner Worte je nach der Zahl der Hörer wesentlich verschieden wählen muß. Eine auf die Erweckung gewisser Stimmungen berechnete Rede, die für ein Auditorium von einigen tausend Köpfen durchaus geeignet wäre, würde im kleinen Kreise vielleicht unwiderstehlich komisch wirken.

Alle diese Momente würden noch nicht erklären, warum die Ergebnisse einer seelischen Massenwirkung in intellektueller Beziehung immer hinter den sonstigen Wirkungen zurückbleiben müssen. Der Grund hiervon liegt darin, daß sich Gefühle, Stimmungen und Gefühlsäußerungen durch Summierung steigern lassen, verstandesmäßige Leistungen dagegen nicht. Ein Beherzter kann, soweit seine Stimme und sein Anblick reichen, tausend andern Mut machen, der Ausdruck des Entsetzens in einem Gesicht kann hundert andre in die gleiche Stimmung mitreißen, aber keinerlei Äußerung einer Intelligenz schafft um sich her hundert neue Intelligenzen. Die Gefühle in der Masse fördern sich gegenseitig, die intellektuellen Vorgänge heben sich gegenseitig auf. Ein zufälliger Eindruck, ein glückliches Wort, ein bedeutsames Symbol kann eine Masse zur Höhe der Begeisterung führen, aber keinerlei Vorgang auf dieser Welt

kann in gleichem Maße die Intelligenz der Beteiligten steigern. Die Masse kennt deswegen Höhen der Stimmung, die dem einzelnen, auf sich selbst gestellten Individuum versagt sind; dafür aber ist ihr die geistige Höhe der besten in ihr vertretenen Bestandteile gänzlich verschlossen.

In dieser Verteilung der psychischen Kräfte in der Masse ist der Grund zu suchen für ihre Unberechenbarkeit, ihre Neigung zum Extremen nach der einen und nach der andern Seite, ebenso wie für das fortgesetzte Bereitliegen der Gefahr einer plötzlichen Explosion, die durch ein vielleicht zufälliges Moment, einen lebhaften Sinneseindruck, etwa den Schrei irgendeines Frauenzimmers in einem hysterischen Anfall, oder die „zwei Schüsse", die in den deutschen revolutionären Szenen des vorigen Jahrhunderts eine Rolle spielten, ausgelöst werden kann.

Für die historische Betrachtung ist die Kenntnis der seelischen Massenerscheinungen unerläßliche Vorbedingung. Seit menschliches Geistesleben existiert, hat es sicherlich immer auch seelische Massenwirkungen gegeben, für die in der kulturgeschichtlichen Darstellung die Ausdrücke „seelische Volkskrankheiten", „psychische Epidemien" gebraucht werden. Beide Bezeichnungen sind irreführend insofern, als es sich nicht eigentlich um krankhafte Vorgänge handelt; das tertium comparationis, das diesem Vergleiche eine gewisse Berechtigung sichert, liegt in der rasch und über große Bezirke hin sich fortpflanzenden ansteckenden Wirkung bestimmter Ideenkreise, Stimmungen oder Impulse.

Die landläufige Meinung, daß das Mittelalter und die Jahrhunderte der Religionskriege eine besonders bevorzugte Epoche solcher psychischer Epidemien gewesen seien, ist irrtümlich. Seelische Epidemien von grundsätzlicher Ähnlichkeit, wenn auch in immer neuen Gewandungen, reichen auch in unsre Tage hinein. Für den Kundigen war von vornherein zu erwarten, daß die besondere Erregung der Gemüter mit ihrer hochgradigen Spannung und Unruhe, wie sie in den Augusttagen 1914 herrschte, einen günstigen Nährboden für seelische Massenerscheinungen abgeben würde.

Eine gewisse allgemeine Erregung ist zu allen Zeiten disponierendes Moment gewesen, mochte es nun ein Komet oder ein angekündigter Weltuntergang oder ein großes wirkliches Unglück in Form einer Seuche sein, das die Allgemeinheit in länger dauernde Erregung versetzte.

Heute lebt ein großer Teil der Kulturwelt in dem Ausnahmezustand einer besonderen seelischen Dauererregung, die nach außen hin in ihren charakteristischen Nationaleigentümlichkeiten dadurch so besonders deutlich wird, daß alle Kulturvölker, soweit sie an dem Kriege aktiv oder gefühlsmäßig beteiligt sind, in merkwürdiger Weise jedes für sich zu einem einheitlichen Organismus verwandelt worden sind.

Ich habe dabei nicht nur die wirtschaftliche Organisation im Auge, die bei uns in Deutschland sich vorläufig noch erfolgreich bemüht, nach der Art eines ökonomisch arbeitenden belebten Tier- oder Menschenkörpers jedem Teil und jedem Organ das für seine Existenz notwendige Minimum an Nährstoff zu sichern und zuzuführen, sondern noch viel mehr die durch die Technik ermöglichte einheitliche und gleichzeitige Schwingung der Bewußtseinsbestandteile, die wir mit dem Sammelnamen der Volksseele bezeichnen. Wir können uns in unsrer jetzigen Epoche, in welcher Telegraph, Telephon, drahtlose Telegraphie, Rotationspresse usw. fast alle zeitlichen und räumlichen Hemmungen der geistigen Übermittlung aufgehoben haben, kaum eine Vorstellung davon machen, wie es in früheren Kriegen in diesem Punkte bestellt war. Die Nachricht von der Schlacht bei Jena hat Tage gebraucht, bis in Berlin etwas Authentisches darüber bekannt wurde, und gleichzeitige Schriftsteller klagen darüber, daß die durch den optischen Zeigertelegraphen übermittelten Nachrichten, etwa von der französischen Revolution, immer dann gerade durch Nebel unterbrochen wurden, wenn die entscheidenden Punkte der Meldung kommen sollten.

In unserm modernen Volksorganismus sind die Telephon- und Telegraphendrähte in mehr als bildlichem Sinne die Nerven, durch welche fast im gleichen Augenblick bis

zu den äußersten Teilen des Körpers hin dieselben Wellenbewegungen hindurchschwingen.

Diese Vereinheitlichung der einzelnen Nationen bewirkt es, daß wir mit ziemlicher Bestimmtheit voraussagen können, was der einzelne Vertreter eines fremden Volkes, dem wir begegnen, zu dieser oder jener Frage für eine Stellung einnehmen wird. Auch die ganze Publizistik rechnet in ihrer Sprechweise mit diesem einheitlichen Charakter der Nationalorganismen.

Das Hauptmittel, vermöge dessen national einheitliche seelische Massenzustände hervorgerufen werden, ist natürlich die Presse, namentlich wenn sie, wie es jetzt der Fall ist, durch eine auch wieder national abgestufte Zensur nur die nach Meinung der Machthaber dem Zwecke der Einheit dienlichen suggestiven Wirkungen in die Einzelköpfe fließen lassen darf. Mit welchem Erfolg dieses Werkzeug bei genügender Skrupellosigkeit durch Verschweigen und Lügen zur Züchtung beherrschender Ideen und ganzer Gedankenkreise verwendet werden kann, zeigt jeder Blick in die Zeitung.

Alle diese Vorgänge lassen jetzt die verschiedenen Nationaltypen durch das Hervortreten der charakteristischen Züge, durch die Nivellierung aller übrigen Eigenschaften gewissermaßen in Reinkultur erscheinen. Die Summierung schafft den Typus. Der Krieg bringt ja in dieser Richtung auf geistigem Gebiet nichts Neues hervor, aber er enthüllt, er unterstreicht, er verstärkt in gutem und bösem Sinn alle seelischen Qualitäten. Wenn deutsche Spruchweisheit annimmt, daß man seine näheren Familienmitglieder erst dann kennenlernt, wenn man mit ihnen zusammen eine Erbschaftsteilung durchgemacht hat, so können wir jetzt sagen, daß erst diese kriegerische Auseinandersetzung uns unsre näheren und ferneren Nachbarn feindlicher und sog. neutraler Richtung kennen gelehrt hat.

Wenn wir in Deutschland überhaupt auf diesem Gebiete belehrbar sind, was noch nicht ausgemacht ist, so haben wir heute die Gelegenheit zum Lernen .....

Vom Sterben.

Meine Damen und Herren!

Der Tod hält das Heft der Welt in seinen Händen; draußen mäht er unsere Jugend und die reife Männerkraft, und in der Heimat klopft er, als Seuche verkleidet, an alle Türen und ruft die Frauen und die Kinder ab.

Auch sonst ist Untergang und Trümmersturz die Parole: Throne und Reiche zerschellen, alte Formen werden zerbrochen; vor unseren Augen — nicht alle erkennen es — sinkt ein ganzes Zeitalter in Scherben, und wir wissen noch nicht, wie das, was kommt, aussehen wird.

Nur eines ist uns tragisch sicher: daß wir heute unsere Gefallenen von neuem verlieren; erst jetzt sind sie uns wirklich gestorben.

In solchen Tagen ist es wohl am Platze, daß wir das Sterben selbst zum Gegenstande einer wissenschaftlichen Untersuchung machen, so schwer es auch im Augenblicke wird, den Geist auf allgemeine Probleme zu konzentrieren.

Der Gegenstand bietet für den Redner besondere Schwierigkeiten dadurch, daß Tod und Sterben für das allgemeine Gefühl in eine so innige Verbindung mit religiösen Vorstellungen gebracht sind; es wird sich im Laufe des Vortrages zeigen, wo die Grenze für die religiöse Betrachtungsweise zu ziehen ist. Meine Aufgabe an dieser Stelle erblicke ich darin, den Boden der allgemein-menschlichen Betrachtungsweise nicht zu verlassen, die durch meinen Ausgangspunkt als Arzt und Naturforscher ihre besondere Färbung erhalten wird.

Der Tod ist das einzige, das allen Menschen wirklich gemeinsam ist, er ist dabei dasjenige Erlebnis, welches jeder von uns nur einmal machen kann.

Kriegsvortrag, gehalten in der Universität Freiburg am 6. Nov. 1918. (Mit Genehmigung des Verlages Gustav Fischer.)

Seit Millionen von Jahren erlebt die Menschheit die Erfahrung des Todes, und noch immer ist es ihm gelungen, sein Inkognito zu wahren.

Wenn Sie mich nach einer wissenschaftlichen Definition des Todes fragen, so ist sie sehr einfach zu geben: der Tod bedeutet das Aufhören des Lebens; genützt ist uns damit wenig, da wir nicht imstande sind, das Leben zu definieren; wir sind darauf angewiesen, seine äußeren Merkmale aufzusuchen; auch für den Tod werden wir die Aufgabe haben, das bei ihm sich abspielende Geschehen aus den äußeren Merkmalen zu erschließen.

Es ist irrig, wenn man den Tod eines Menschen in absoluten Gegensatz zum Leben bringt.

Dauernd stirbt es an uns und in uns irgendwo. Von der äußeren Haut, von der inneren Darmfläche wird fortgesetzt, in jedem Augenblicke, ein allerdings nur kleiner Teil unseres Körpers in gestorbenem Zustande abgestoßen; unaufhörlich gehen aus den inneren Organen Zerfallsteilchen in den Kreislauf über, und der Mensch besteht nur darum weiter, weil aus den Nahrungsmitteln, oder, bei kürzerer Unterbrechung der Nahrungszufuhr, aus den Kraftlagerstätten in unserem Organismus selbst, neues Aufbaumaterial zugeführt wird.

Man nimmt an, daß im Laufe von Jahren eine völlige Erneuerung sämtlicher Körperbestandteile, auch der am langsamsten sich verändernden, der Knochen, stattfindet; was uns bei Jugendlichen als blühender, kraftvoller Körper erscheint, ist somit selbst in dieser glänzenden Gestalt nur eine scheinbar gleichbleibende Bildung, deren Inhalt tatsächlich unaufhörlich wechselt. Unser Körper gleicht einem Gewebe mit einer bestimmten Zeichnung, an welchem fortwährend aufgetrennt und nachgestickt wird. Das, was in diesen wechselnden Vorgängen die Einheit darstellt, ist, da auch die Gesamterscheinung des Menschen sich im Laufe der Jahrzehnte beträchtlich verändert, schließlich nur das Ich-Bewußtsein, d. h. das uns innewohnende unerschütterliche Bewußtsein, daß wir immer einer und derselbe sind, an dem diese Veränderungen sich abspielen. Von *Schopen-*

hauer stammt der treffende Vergleich der menschlichen Existenz mit einer Flamme oder mit einem Wasserstrahl, die auch ein geschlossenes Gebilde zu sein scheinen, während sie doch nur einen Vorgang darstellen, der aufhört, sobald die Zufuhr stockt.

Der menschliche Körper mit seinem unausgesetzten Sterben und Erneuertwerden steht somit in voller Analogie zur Gesamtmenschheit, die auch, von außen gesehen, im wesentlichen gleichbleibt, während doch in ihrem Bestande in größtem Maßstabe Tod und Geburt einen ewigen Wechsel herbeiführen.

Nicht zu allen Zeiten ist in unseren Körperorganen der Vorgang des Absterbens und der Erneuerung gleichmäßig tätig. Unsere Organe kennen Zeiten der Tätigkeit mit gesteigertem Verbrauch von Geweben, und Zeiten der Ruhe, die dem Wiederaufbau dienen, ein Gesetz, von dem nur ein Organ, und gerade das wichtigste, eine Ausnahme macht: das Herz, das, wie eine tätige Mutter vieler Kinder, niemals ruhen darf. Es müssen besondere Einrichtungen vorhanden sein, die es dem Herzen ermöglichen, in der kurzen Frist zwischen zwei Pulsschlägen jedesmal etwas für seinen Wiederaufbau zu tun, wie ein besonders eifriger Arbeiter, der seine Mahlzeiten einnimmt, ohne seine Tätigkeit zu unterbrechen.

Solange wir jung sind und wachsen, überwiegt die Zufuhr die Menge der abgeschiedenen Substanzen; auf der Lebenshöhe, wenn wir auf dem sich erst langsam senkenden Hochplateau wandern, hält sich Abbau und Neubau annähernd das Gleichgewicht, während wir den Beginn des Alterns ungefähr dann anzusetzen haben, wenn die Einschmelzung von Körpergeweben durch die Neuzufuhr nicht mehr ausgeglichen wird.

Warum ein lebender Organismus altern, warum er sterben muß, ist uns unbekannt. Glückliche Optimisten unter den Ärzten haben die Hoffnung gehabt, durch besondere Arten der Lebensführung das Altern aufhalten zu können — vergeblich. Einstweilen, und wohl für immer, ist der Tod des

Menschen in 100 % der Fälle die regelmäßige Erscheinung. allerdings nur eine Tatsache, abgeleitet aus der Erfahrung von vielen Hunderttausenden von Jahren, keine an sich vorhandene innere Notwendigkeit.

Im Grunde genommen sollte uns mehr als die Tatsache des Sterbens das Andere wundern, daß überhaupt menschliche Organismen mit ihrer hundertfachen Verletzlichkeit, angesichts aller äußeren, großen und kleinen Feinde, alt werden.

Der Tod ist nicht immer ein Allgemeingut der belebten Welt gewesen. Es gibt unsterbliche organische Gebilde, und es ist ein besonderes Verdienst *Weismanns*, das Unsterblichkeitsproblem im Tierreich in die wissenschaftliche Erörterung einbezogen zu haben.

Gemeint ist natürlich nur die körperliche Unsterblichkeit und auch diese nicht in dem Sinne, daß es unmöglich wäre, die Organismen, die ich im Auge habe, durch Hitze, Kälte, Trockenheit, durch mechanische oder chemische Mittel zu vernichten; aber: es gibt lebende Wesen, in deren Programm der Tod nicht liegt, bei denen der Tod weder als gesetzmäßige Erscheinung auftritt, noch als innere Notwendigkeit aufzufassen ist, Wesen primitivster Form, die aus einzigen kugeligen Zellen bestehen, denen allerdings alle Merkmale des Lebens innewohnen. Nach kurzer Existenzdauer teilen sich diese Kugeln in zwei Hälften. Die Hälften wachsen aus zur Größe der Mutterkugeln und teilen sich von neuem. Auf diese Weise geht ihr Leben weiter, ohne daß, abgesehen von äußeren Wirkungen, ein Todesfall in der Generationsreihe einträte (wenn auch natürlich einzelne kleine Teilchen der Elementarorganismen abgestoßen werden und zugrunde gehen). Man hat Infusorien, unter genauer Kontrolle, über 2500 Generationen hin gezüchtet (auf uns Menschen berechnet, wären das 75000—100000 Lebensjahre), ohne jemals eine Infusorienleiche zu Gesicht zu bekommen.

Die höheren Bildungen dieser Welt allerdings kennen den Tod.

Es hat mit weitergehender Entwicklung auf diesem, wie auf anderen Gebieten, eine Arbeitsteilung stattgefunden, indem nur gewisse Zellen des Körpers, die Keimzellen, den Kontakt mit den nachfolgenden Generationen übernehmen, während die in weit überwiegender Mehrzahl sich entwickelnden Körperzellen die Träger der übrigen Lebensfunktionen sind. Aus den Keimzellen bilden sich die neuen Organismen der Nachkommen, bei den Menschen z. B. aus der weiblichen Eizelle und der männlichen Samenzelle, und tatsächlich gehen in die Uranlage, auch bei den höchst entwickelten Organisationen, materielle Bestandteile von Vater und Mutter über. Die Tatsache der Ähnlichkeit zwischen Nachkommen einerseits, Eltern, Großeltern und weiter zurückliegenden Ahnen andererseits weist darauf hin, daß nicht nur in die nächste Generation, sondern auch darüber hinaus materiell vermittelte, bestimmende Einflüsse herunterreichen; ein gewisses Maß körperlicher Unsterblichkeit ist somit auch den höchsten Organismen (für den Fall, daß sie Kinder haben) gesichert, während das, was für die Vorstellung im allgemeinen den Menschen ausmacht, die Gesamtsumme seiner Körperzellen, zum Untergang verurteilt ist. —

Es ist ein eigentümliches Bild, wenn man das Sterben in der Menschheit von außen her betrachtet, etwa wie es sich von einem nächst gelegenen Planeten her ausnehmen würde.

Zunächst müßte man erkennen, daß die Erde viel weniger Menschen beherbergt, als man sich gewöhnlich vorstellt: etwas mehr als 1 $^1/_2$ Milliarden; nach genaueren Schätzungen, bei denen natürlich die ungenügend bekannten Gebiete in Afrika und Asien einen Rechenfehler nach oben oder unten bedeuten können, 1623 Millionen. Wie wenig das, auf die Gesamtoberfläche der Erde verteilt, bedeuten will, erkennt man leicht, wenn man sich vorstellt, daß die gesamte Bewohnerschaft der Erde auf dem gefrorenen Bodensee mit seinen 538 qkm Platz finden würde, und zwar nicht etwa in eng gepreßter Aufstellung, sondern in behaglicher Ver-

teilung von je drei Menschen auf den Quadratmeter. Unsere Vorstellungen in dieser Richtung sind meist irrig. Es wird jedem, der sich nicht durch Nachrechnen von der Richtigkeit überzeugt, zunächst sehr unwahrscheinlich vorkommen, daß man 3 Millionen Einwohner Berlins, beim Aufstellen nach dem Bodenseeverfahren, auf einer quadratischenFläche von 1 Kilometer Seitenlänge unterbringen kann.

Von diesen Erdbewohnern stirbt jedes Jahr ein annähernd gleich großer Prozentsatz: in Deutschland jährlich etwa 20 Einwohner auf 1000, im europäischen Rußland 35 auf 1000, und wir werden nicht fehlgehen, wenn wir als Weltdurchschnitt mindestens 25 auf 1000, d. h. $40\frac{1}{2}$ Millionen pro Jahr für die ganze Erde annehmen. Die Zahl der Lebendgeborenen ist etwas höher und beträgt in Europa im Durchschnitt 32 auf 1000 Einwohner im Jahre, also etwa 42 Millionen jährlich auf der Erde.

Das Jahr hat 31536000 Sekunden. Es entfallen also auf je 60 Sekunden 70—80 Todesfälle und Geburten. Mit jedem unserer Pulsschläge sinkt irgendwo ein Mensch ins Grab, und ein neuer tritt in den Lebenskreis ein. Wenn wir uns vorstellen, daß Geburt und Tod überall nach außen jedesmal durch ein Lichtsignal markiert würden, so sähe man, vom Planetenstandpunkte aus, über die nächtlich dunkle Erdhälfte ein fortgesetztes Flimmern hinlaufen.

Es sterben auf der Erde in der Stunde ungefähr 5000, jeden Tag also 120000 Menschen. Wenn wir die Toten eines Tages aus der Menschenversammlung auf dem Bodensee über die Rheinbrücke bei Konstanz in geschlossenem Zuge, militärisch angeordnet in Marschbreite von je 6 Mann, abziehen ließen, so hätten wir einen täglichen Zug, der 20 km lang wäre und dessen Durchmarsch 4 Stunden in Anspruch nehmen würde.

In diesen Kriegstagen interessiert es uns besonders, einen wie großen Anteil an den Gesamttodesfällen der Erde die gewaltsamen Todesarten haben.

Es existiert eine Schätzung, daß seit historischer Zeit ungefähr 7 Milliarden Menschen im Kriege zugrunde gegangen

sind, also eine Zahl, die dem 4—5fachen des Gesamtbestandes der heutigen lebenden Menschheit entsprechen würde.

Auch in normalen Friedensverhältnissen spielen die gewaltsamen Todesarten keine unbedeutende Rolle. In Deutschland sterben auf 1 Million Einwohner jährlich im Durchschnitt 375 an gewaltsamen Todesarten, $^1/_8$ derjenigen Zahl, die auf Tuberkulose, $^1/_4$ derjenigen, die auf Diphtherie zu rechnen ist.

Wir wissen heute noch nicht, wie groß die Zahl unserer deutschen Kriegsgefallenen ist. Daß sie beinahe an 2 Millionen heranreicht, dürfen wir wohl als sicher annehmen. Es kommt darin in eigentümlicher Weise die ungeheuere Verschiebung aller Zahlenwerte zum Ausdruck, die sich in den letzten 150 Jahren vollzogen hat. Das deutsche Heer verlor im Kriege gegen Frankreich 1870/71 durch feindliche Einwirkung und Krankheiten so viel Tote, als Friedrich der Große in der Schlacht bei Leuthen überhaupt ins Feld zu schicken hatte, während wir heute an Toten etwa das Doppelte der Zahl von deutschen Soldaten verloren haben, die im letzten französischen Kriege im Felde gestanden haben.

Der Gesamtverlust aller kriegführenden Mächte in diesem Weltkriege wird etwa auf 12—13 Millionen Tote zu berechnen sein, eine erschreckende Zahl, und doch nur die Hälfte dessen, was in dem schwächer bevölkerten Europa der schwarze Tod, die Pest, in den Jahren 1348/50 an Opfern gefordert hat.

Auf jedes Kriegsjahr entfallen etwa 2 $^1/_2$ Millionen Tote — von außen gesehen also eine Steigerung des Jahresdurchschnitts von 40 $^1/_2$ Millionen auf 43 Millionen, für die Maßstäbe des Weltalls eine unbedeutende Verschiebung, die wieder den Satz stützt, daß die Natur es mit dem Sterben nicht so tragisch nimmt, wie der Mensch. Auch jetzt rollt, trotz des Ungeheuerlichen, was sich auf ihr abspielt, die Mutter Erde in ihrer Bahn ruhig weiter, sie selbst eine alte Mörderin, der es nicht darauf ankommt, gelegentlich, mit einer unwilligen Bewegung, im Erdbeben, in einem Augenblicke Hunderttausende zu vernichten.

Wie stirbt der Mensch, in materieller Beziehung, von außen gesehen?

Eine gewisse nicht geringe Anzahl von Teilen des Körpers kann entfernt, vernichtet werden, ohne daß der Tod einträte. Der Krieg hat das grausame Experiment wiederholt vollzogen, die vier Extremitäten vom Körper zu trennen; auch sämtliche Sinnesorgane können ohne Lebensgefährdung vernichtet werden.

Unbedingt notwendig zur Erhaltung des Lebensvorganges sind gewisse Teile des Gehirns, vor allem das verlängerte Mark, in welchem die nervösen Zentren für Atmung und Herzschlag untergebracht sind; notwendig ist ein einigermaßen intaktes Herz und eine bestimmte Menge nicht zu dünnen Blutes, entbehrbar allenfalls ein Teil der Lunge und Teile drüsiger Organe.

In letzter Linie ist für den Vorgang des Sterbens entscheidend: Herz und Atmung. Das Bewußtsein ist durchaus nicht nötig, wie wir es alltäglich im Schlafe und bei den Operationen in Narkose erleben. Auch das Blut darf in seiner Zusammensetzung bestimmte Grenzen des Gehalts an Sauerstoff und Kohlensäure nicht zu weit überschreiten. Es ist physiologische Symbolik, wenn die Schatten im homerischen Hades durch den Bluttrunk vorübergehend zur Möglichkeit der Unterhaltung mit Odysseus befähigt werden.

Abgesehen von den grob gewaltsamen Zerstörungen des ganzen Körpers bei Unglücksfällen, Explosionen usw. gibt es nur wenige Arten des natürlichen Zustandekommens des Todes. Entweder steht das Herz still, weil sein Bau oder sein Gewebe verändert ist, oder weil es vom Gehirn her den zentralen Befehl zur Arbeitseinstellung bekommt; oder die Atmung steht still, aus mechanischen oder zentralen Gründen, und führt durch die dann eintretende Kohlensäurevergiftung des Organismus den Herzstillstand herbei; immer aber ist das eigentlich Entscheidende das Herz selbst. Keineswegs stirbt der ganze Organismus gleichzeitig; der Tod erfolgt vielmehr zellgruppenweise, und es können bei bestimmten Erkrankungsformen Körperteile schon vor dem

Herzen gestorben sein. Was wir als den „Augenblick des Todes" bezeichnen, den Zeitpunkt, dessen genaue Feststellung unter Umständen weitgehende rechtliche Folgen haben kann, so ist er mit dem endgültigen Stillstand des Herzens gleichzusetzen.

Nicht immer, vielleicht nicht einmal in der Mehrzahl der Fälle, geht das voraus, was der Laie als Todeskampf bezeichnet, ein Ausdruck, bei dem die alte Vorstellung des Ringens zwischen dem Leben und einer feindlichen Macht durchklingt, ebenso wie bei dem Worte: „er hat ausgerungen". Andererseits ist wiederum der Tod nicht häufig, wie er in der Vorstellung mancher Dichter lebt, das sanfte Hinschwinden und Vergehen: „Ich möchte hingehen wie das Abendrot . . ." Realistischer wird der Tod bei *Shakespeare* aufgefaßt. Der „Liebestod", wie wir ihn in Tristan und Isolde miterleben, d. h. ein Ende rein aus dem Wunsche heraus, nicht mehr weiterzuleben, kommt, wenigstens bei jungen kräftigen Personen, in der Wirklichkeit nicht vor. Etwas anderes ist es mit dem gleichzeitigen Tod alter Ehepaare, bei dem wir uns den Vorgang so vorzustellen haben, daß die an sich schon schwache Lebensflamme bislang gerade eben noch durch die Energie des Willens, den langjährigen Wegkameraden nicht allein zu lassen, unterhalten wurde. Wenn das Zünglein der Waagschale unsicher hin und her schwankt, wie etwa bei schweren Infektionskrankheiten, kann der Ausschlag schließlich mit davon beeinflußt werden, ob dem Kranken der Tod erwünscht ist oder nicht.

Wie stirbt der Mensch von innen gesehen? Was erlebt er beim Sterben?

Dies ist der Punkt, an dem das Grauen des naiv Empfindenden seine Stätte hat.

Wer als Arzt viele Todeswanderer auf dieser letzten Wegstrecke begleitete, hat ein milderes Bild vom Sterben. Der Laie muß sich vor allem hüten, in den Sterbenden hinein die Empfindungen zu verlegen, die er nach den äußeren Erscheinungen der letzten Phase, Lungenrasseln usw., ver-

mutet. Der Irrtum liegt dabei in der Voraussetzung einer normalen Bewußtseinshelligkeit beim Sterbenden.

Falsch ist auch die Laiendeutung des Gesichtsausdrucks Gestorbener, aus dem unter Umständen Freudigkeit, Frieden, Angst, Entsetzen herausgelesen werden, während er tatsächlich von viel einfacheren elementaren Vorgängen, der Wirkung der Schwere und von dem Zustande in der toten Muskulatur des Antlitzes bestimmt wird.

Eine ganze Reihe von Todesarten ist für den Betroffenen nicht nur frei von Schmerz, sondern auch frei von jedem Bewußtsein des bevorstehenden oder eintretenden Endes. Vom Blitz Erschlagene haben sicherlich weder Licht noch Klang wahrgenommen; um so unverständlicher ist die Gewitterangst vieler Nervöser, die ja merkwürdigerweise hauptsächlich dem harmlosen Donner gilt; der Blitz, den ich sehe, tut mir nichts mehr, und den, der mich hinwegnimmt, sehe ich nicht. Ebenso schmerzfrei und bewußtseinsfrei erfolgt der Tod bei Kopfschüssen, und fast ebenso, wenn auch vielleicht mit 1 oder 2 Sekunden Verzögerung, bei tödlichen Herzschüssen. Auch für den mit Guillotine oder Beil Hingerichteten können wir mit Sicherheit sagen, daß er nicht einmal mehr den Schlag der stählernen Klinge empfindet. In dem Moment, in dem die großen Halsarterien durchschnitten werden, sinkt der Blutdruck im Gehirn so stark und so rasch, daß das Bewußtsein unmittelbar aufhört. Es läßt sich berechnen, daß die von der Haut kommende Nachricht über den vollzogenen Trennungsschnitt in diesem Bruchteil der Sekunde, um den es sich handelt, noch nicht bei dem Bewußtsein angekommen sein kann; die Nervenleitung ist sehr viel langsamer, als der Laie vermutet. Dazu kommt, daß das sehr rasche Durchschneiden der Nervenfasern überhaupt schmerzlos ist. Kugeln, die mit der großen Geschwindigkeit moderner Geschosse die Weichteile der Extremitäten durchschlagen, erzeugen im Augenblick der Verwundung selbst keine Schmerzempfindung. Könnten wir alle chirurgischen Operationen mit der Geschwindigkeit eines fliegenden Infanteriegeschosses ausführen, so brauchten wir keine Narkose

Auch das Ertrinken, der Erhängungstod und das Ende der Abgestürzten ist, wie aus den Berichten nachträglich Geretteter hervorgeht (— von denen allerdings nicht alle etwas anzugeben wissen —), keineswegs qualvoll. Man liest sogar vertrauenswürdige Berichte von ausgesprochen sanften Empfindungen des Einschlafens, oder wie bei Abstürzenden, von einer seltsamen Objektivität gegenüber dem Ereignis. Ich habe hierüber früher einmal auf Grund von Beobachtungen bei Freiburger Fliegerangriffen berichtet und besonders die anekdotenhaft weitergegebene Meinung zu widerlegen versucht, die sich mit der Hartnäckigkeit, den der Reiz des Geheimnisvollen ausübt, durch die Literatur zieht, daß in solchen letzten Sekunden der auf gewaltsame Art Sterbende das ganze frühere Leben noch einmal in raschester Folge an sich vorbeiziehen sieht. Ich habe nach jener Veröffentlichung zahlreiche Zuschriften von Männern, die in solcher Lage gewesen waren, erhalten, die allesamt nichts Derartiges erlebt hatten, und nur eine einzige, die jene alte Behauptung stützen zu müssen glaubte. Auch der Tod durch Überfall wilder Tiere ist (*Livingstone* u. a.) keineswegs so schmerzvoll, als die Vermutung von außen her annimmt. Es tritt in allen solchen unmittelbar lebensgefährlichen Lagen bei den meisten Menschen ein unserm Heil dienendes Gefühl der passiven Gleichgültigkeit ein. Daß lebhafte Affekte, speziell Zorn, Angst und Erregung, die Schmerzen körperlicher Verwundungen nicht zum Bewußtsein kommen lassen, ist bekannt und im Kriege wieder durch die Aussagen zahlreicher beim Sturmangriff Verwundeter bestätigt. Auch der Zustand religiöser Ekstase kann unempfindlich machen gegen Schmerzen; es ist ein tröstlicher Gedanke, daß die zahlreichen Opfer der Verbrennungsjustiz vielleicht, wegen ihrer religiösen Inbrunst, nicht so viel gelitten haben, als wir fürchten. Im übrigen sind diese von Menschen verhängten Todesarten durch Feuer (oder Folter) weit schlimmer als das, was die barmherzigere Natur uns auferlegt. Der Tod ist für die Menschen so sehr in das Gebiet des Ungeheuerlichen gerückt, daß die meisten sicherlich zum Guten ent-

täuscht sind, wenn er an sie herantritt. Die Mehrzahl der körperlich Kranken stirbt ohne klares Bewußtsein. Fieber, Vergiftung mit den Stoffwechselprodukten der Krankheitserreger, Überladung des Blutes mit Kohlensäure usw., alles dieses legt einen wohltätigen Schleier über das Bewußtsein; oder wenn körperliche starke Empfindungen des Krankseins, besonders Schmerzen vorhanden sind, verschiebt sich die Bilanz im Bewußtsein sehr zugunsten des Todes. Wer einmal gehörig seekrank war, weiß, wie wenig Schrecken die Vorstellung des Schiffsunterganges dann noch in sich birgt. Ein Teil der körperlich Kranken allerdings stirbt nach langen Qualen, die aber der Krankheit, nicht dem Sterben angehören; Krankheit ist Schmerz, der Tod im allgemeinen aber nicht.

Am seltensten, vielleicht im Verhältnis von 1 zu 100000 oder noch weniger, ist der „natürliche Tod", d. h. ein ohne äußere Einwirkungen und ohne innere organische Veränderungen eintretendes langsames Verlöschen aller Funktionen, ein wahres Einschlafen, auch mit dem äußeren Anschein eines solchen, wie es sich *Bismarck* wünschte und vorstellte, wenn er den Vergleich zog mit dem angenehmen Ermüdungsgefühle des einschneienden Wanderers.

Die Todesstrafe ist, wenn man alles dieses bedenkt, nur sehr mit Vorbehalt als eine Strafe zu bezeichnen; denn der Tod ist kein Übel, und vor allem, wenn er da ist, so ist das zu strafende Objekt nicht mehr da. Die Verhängung der Todesstrafe bedeutet also eigentlich nur die Verhängung der Strafe der Todesangst. Der Staat mag töten, um ein nachgewiesenermaßen unerziehbares, feindliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft im allgemeinen Interesse zu beseitigen; er mag die Todesstrafe androhen, damit sie als Gegenmotiv wirkt gegen verbrecherische Impulse; aber eine Strafe ist der von Staats wegen verhängte Tod nicht. —

Die Aufgabe des Arztes ist es, das Sterben derjenigen zu erleichtern, denen nach der Art ihrer Krankheit ein schweres Sterben beschieden ist. Es ist heute noch ein Gebot der ärztlichen Ethik, daß dieser Akt der Erleichterung keine

Verkürzung des Lebens bedeuten darf. Die Zumutung, dieses letztere aus Mitleid zu tun, tritt von seiten der Angehörigen nicht so selten an den Arzt heran. Daß gerade der Arzt in die Versuchung kommen kann, geliebten eignen Angehörigen, die er leiden sieht, die ihnen noch beschiedene Lebensspanne zu verkürzen, ist selbstverständlich. Das Problem ist wegen des psychologischen Konfliktes, der darin liegt, mehrfach dichterisch behandelt worden. Auch diese Frage läßt sich nicht mit allgemein gültigen Formeln erledigen; wer von uns will Richter sein über denjenigen, der von jenen edelsten Motiven aus einem unheilbaren Mitmenschen Qualen erspart?

Ich selbst bin im Laufe der Jahrzehnte mehrfach von Freunden angegangen worden, ihnen die Zusage zu geben, daß ich ihnen, wenn es nötig sei, die Mittel zur Selbsttötung verschaffen würde. Ich habe den Kranken dies ruhig zugesagt mit der mir die Entscheidung offen lassenden Formel, daß ich es tun würde, wenn ich das Schwergewicht der Gründe anzuerkennen vermöchte. Mehrere jener Freunde sind inzwischen gestorben. Keiner hat die Einlösung des Versprechens verlangt. —

Die Art des Sterbens, nicht nur die des Lebens, hängt wesentlich davon ab, welches Verhältnis der einzelne innerlich zum Tode hat.

Von allen lebenden Wesen dieser Erde weiß nur der Mensch vom Tode. Tiere haben wohl Angst bei objektiv lebensbedrohlichen Lagen, aber sicherlich keine vorwegnehmende Vorstellung von dem Ende, ähnlich wie die Kinder, deren manchmal rührendes Spiel mit dem Worte „Tod“ doch erkennen läßt, daß es für sie eigentlich keinen Inhalt besitzt.

Beim Erwachsenen kann man sein Verhältnis zum Tode direkt als einen Maßstab der ihm beschiedenen oder erworbenen geistigen Klarheit bezeichnen.

Mit gleichem Rechte gilt für den Menschen der Satz: Nichts, was uns mehr anginge als das Sterben, wie der: nichts, was uns weniger anginge als der Tod.

Die pathetische Sonntagsgebärde, die das Sterben beim Kulturmenschen allmählich angenommen hat, ist kein allgemeiner Menschheitsbesitz. Die Angehörigen der Naturvölker sterben vielfach mit großer Unbefangenheit und Ruhe. An dem Sterben jener gemessen erscheint die europäische Auffassung des Todes schwerfällig-romantisch. Wie sehr das Sterben die Phantasie des europäischen Menschen beschäftigt, zeigt die Häufigkeit der Verwendung des Motivs „Tod" in der Kunst, wobei wir alle Arten ethisch-ästhetischer Auffassung vertreten finden, in welcher der Tod bald lieblich, bald schreckhaft und drohend, bald ruhig und gelassen erscheint; (in sprachlicher Hinsicht sei darauf hingewiesen, daß der Tod bei den Griechen und Deutschen männliches Geschlecht besitzt, bei den romanischen Völkern weiblich ist).

Ein anderes ist es, den fern geglaubten Tod künstlerisch zu betrachten, ein anderes, dem eigenen Ende Angesicht zu Angesicht gegenüberzustehen. Dabei finden wir alle erdenkbaren Abstufungen der Haltung: gleichgültig stumpf — leichtsinnig — ergeben — mutig — angstvoll — freudig; ja sogar die kokettierende Färbung findet sich, wie in der Aufstellung eines Skelettes bei römischen Diners oder in der anekdotenhaft überlieferten Neigung einzelner historischer oder sagenhafter Persönlichkeiten, einen Sarg als Bett zu benutzen.

Im Durchschnitt sterben die Menschen viel anständiger, als sie es sich selber zugetraut hätten. Wer verstanden hat, zu leben, wird auch zu sterben wissen, im Bewußtsein, daß Sterben ebenso Pflicht ist, wie Leben, oder, im Alter, in dem Gefühl, daß der Tod ein Bedürfnis ist, ebenso wie der Schlaf, nachdem der energische Trieb zum Leben langsam erloschen ist. Es gibt auch Alte, die anders dazu stehen, die z. B. im Weltkrieg nicht sterben wollten, bis sie das Ende gesehen hätten, und die jetzt wohl bedauern mögen, nicht vorher abgeschieden zu sein.

Die eigentlichen Unterschiede im Verhältnis zum Tode treten in den mittleren Lebensjahren hervor, in denen das Sterben gegen die Erwartung geht. Wir kennen alle die

merkwürdig unklaren Menschen, die einen Umweg um Kirchhöfe machen, und diejenigen, die, unter Vernachlässigung wichtiger Interessen der Familie, kein Testament errichten, um nicht an den Tod erinnert zu werden. Wir kennen auch die Leichtsinnigen, denen Lebensgefahr und mögliche Todesnähe Anlaß zu einem hastigen Lebensgenusse wird, wie das im größten Maßstabe hervortrat in den mittelalterlichen Zeiten der Erwartung des Weltunterganges, in denen ein wildes Genießen und rasches Raffen für viele die Parole war.

Wir denken heute wieder an die verhafteten französischen Aristokraten, die in der Revolutionszeit ihr Schicksal gemeinsam in einem großen Gebäude erwarteten, aus dem allmorgendlich die zur Guillotine Auserlesenen fortgeführt wurden. Nachdem dies geschehen war, hatten die übrigen die Sicherheit, 24 Stunden lang noch leben zu können; nach zeitgenössischen Beschreibungen herrschte nun über Tags eine ausgelassene Stimmung, als wenn nichts zu geschehen drohe. Im Grunde genommen ist ja die ganze Menschheit in keiner anderen Lage als jene Inhaftierten; täglich, auch im Frieden, sehen wir, wie der Arm des Schicksals aus der Wolke greift, um bald hier, bald dort einen der Genossen zu entführen, und doch leben wir fröhlich und unbefangen dahin.

Dem gesunden Normalen ist der Trieb zum Leben das Natürliche; anders steht dazu die philosophische Einsicht, namentlich in der Form der pessimistischen Wertung:

> Gut ist der Schlaf, der Tod ist besser — freilich
> das Beste wäre, nicht geboren sein,

oder in der Formel des Sokrates: daß ein traumloser, fester Schlaf unter allen Umständen dem glücklichsten Leben vorzuziehen sei.

Die Auffassung des einzelnen ist auch davon abhängig, ob der Tod als der harte Zielsetzer behaglicher Stunden erscheint, oder als Derjenige, der wundgeriebenen Schultern das langgetragene Joch abnimmt. Wir trösten uns, wie *Schopenhauer* einmal ausführt, mit dem Tod über die Leiden des Lebens und mit den Leiden des Lebens über den Tod.

Das sanfteste Sterben bei sonst gleichen Verhältnissen ist zweifellos denjenigen beschieden, denen die innere Sicherheit gegeben ist, daß ihnen nur ein Übergang zu einem besseren Leben bevorsteht. Wem diese religiöse Beruhigung nicht zu eigen ist, darf mit Neid auf die im Glauben Sterbenden hinblicken. Daß die philosophische Abgeklärtheit, die entwickelt wurde, solange der Tod fern schien, nicht immer vorhält, wenn es Ernst wird, ist eine Erfahrungstatsache. —

Im Kriege interessierte uns brennend die Frage: worauf beruhte die Sterbensbereitschaft der Millionen draußen?

Der militärische Gehorsam allein tut es gewiß nicht; ebensowenig kann man bei unseren Feldgrauen draußen annehmen, daß es Gemütsstumpfheit wäre, ebensowenig ein unkluges Rechnen auf eine Sonderbehütung durch den Himmel. Aus zahllosen brieflichen Äußerungen, auch aus denen unserer akademischen Jugend, wissen wir, daß die meisten von ihnen in klarer Überlegung mit dem Leben abgeschlossen hatten und zum Tode bereit waren, im Dienste der Idee. Es war ein anderes Sterben im Herbste 1914 als heute. Damals galt der Satz: das glücklichste Los, das einem Sterblichen zuteil werden kann, ist, in solchen Augenblicken aus dem Leben zu scheiden, in denen das Vaterland das Aufgehen einer neuen Sonne erwartet.

Heute wissen wir, daß wir keine neue Sonne zu erwarten haben. Wie es für uns ein anderes Verlieren geworden ist, so war es in den letzten Kriegsmonaten draußen ein anderes Sterben, ein weit härteres, schwereres; aber wir wollen daran in diesem Augenblicke nicht rühren. —

Was fürchten die Menschen am Tode?

Etwa einen körperlichen Schmerz, den sie voraussetzen? Das ist es sicherlich nicht; denn das wäre nicht mehr, als etwa Angst vor dem Aufschneiden eines Fingers. Sind es unvorstellbare Erlebnisse grauenhafter Art, die gefürchtet werden? Das gilt doch wohl nur für diejenigen, die von abergläubisch phantastischen Vorstellungen abhängig sind.

Es bleiben zwei Reihen von Gedankengängen: die eine

das Aufgeben des Lebens, die andere die Sorge vor dem, was jenseits kommen könnte.

Das Aufhören des Lebens ist vor allem für diejenigen ein Gesichtspunkt, die an eine völlige Vernichtung des Ich glauben, das Aufgeben dessen, was *Egmont* nennt: „süßes Leben, schöne freundliche Gewohnheit des Daseins"; darin liegt es: Gewohnheit; es stört niemanden, daß er vor seiner Geburt nicht da war; aber daß er nach seinem Tode in den Zustand zurückkehren soll, in dem er sich vor seiner Geburt befand, dagegen lehnt das Gefühl sich auf.

Ein bestimmtes menschliches Verhältnis zum Jenseits in allen möglichen Wandlungen und Abstufungen ist weit zurück zu verfolgen — Hunderttausende von Jahren bis in die primitivsten Zustände. Schon bei den Funden von prähistorischen Menschenschädeln, deren Form ihre Besitzer auf eine unter dem Australneger stehende Kulturstufe verweist, finden wir in der Art der Bestattung mit ihren Beigaben Anzeichen für eine Beschäftigung mit dem Gedanken der persönlichen Fortdauer in irgendeiner Form.

Es ist eine der seltsamsten Erscheinungen, daß, trotz des Anblickes millionenhafter restloser Vernichtung von lebenden Wesen, der Mensch schon in den frühesten Erscheinungsformen für sich selbst den Gedanken der Fortdauer entwickelt hat, obgleich noch nie ein Wanderer von jenen Bezirken mit Kunde zurückkehrte. Wir können darin eine ähnliche anthropozentrische Überschätzung der eigenen Bedeutung erkennen, wie in den Anschauungen, die unser armes Stäubchen von Erdball zum Mittelpunkt des Weltalls machten, um den sich alles drehen sollte.

Die Art der menschlichen Vorstellungen über die Form der persönlichen Fortdauer wäre ein eigenes großes Kapitel, das wir hier kaum streifen können: das jüdische Scheol, eine trübe dunkle Existenz, der Hades der Griechen, über den wir in dem wundervollen Buche von *Erwin Rhode* erschöpfende Auskunft erhalten, Walhall in den Vorstellungen der alten Germanen, christliche Bilder von Hölle, Fegefeuer und

Himmel, bis zu der philosophischen Auflösung jeder Anschaulichkeit in der Formel des Aufgehens in den Weltgeist.

Konsequent und klar sind die *Kant-Schopenhauer*schen Gedankengänge hierüber: Der Mensch nur eine Erscheinung in Raum und Zeit; sein eigentliches Wesen aber, das Ding an sich, unzerstörbar, nicht gebunden an die Grenzen der Individualität. *Schopenhauer* in einem Gespräch (— in den kleinen Schriften —) macht sich selbst die Einwände, mit denen das naive Bewußtsein diese Form der Unsterblichkeit als unbefriedigend ablehnt. Das einfache Vorstellen und Fühlen wünscht eine persönliche Fortdauer mit dem Bewußtsein der Persönlichkeit, auch ein Wiedersehen mit den Seinigen. Es glaubt auch daran, daß die Geschiedenen weiterhin an unseren Geschicken teilnehmen, „herunterblicken".

Für alle, die nicht imstande sind, dies zu glauben, ist die Vorstellung eine Erleichterung, daß wir uns im Augenblicke nicht durch *Bismarck*s Blicke aus dem Jenseits beschwert zu fühlen brauchen.

Diejenigen, die keinen Unsterblichkeitsglauben haben, sollen nicht versuchen, den anderen diesen Glauben nehmen zu wollen; denn Glauben ist so gut wie Besitz selbst.

Aber auch umgekehrt: man soll demjenigen, dem die völlige Vernichtung ein tröstlicher Gedanke ist, nichts Fremdes aufdrängen wollen. Sie ist tatsächlich ein tröstlicher Gedanke für viele, die in bescheidener, man könnte sagen, frommer Resignation für sich nicht mehr wollen, als für unsere irdischen Brüder und Schwestern: die Tiere und Pflanzen, die auch zufrieden damit sein müssen, daß ihr Dasein nur ein kurzes Aufleuchten, ein heller Strich zwischen zwei Nächten ist. —

Bei tieferem Eindringen in die Frage des Unsterblichkeitsglaubens erkennt man, daß er eine notwendige Folge gegebener Entwicklungen darstellt.

Organisches Leben auf dieser Erde ist nur dann möglich, wenn die Materie, auch die nicht mit Bewußtsein begabte, im höchsten Grade die Eigenschaft energischer Selbstbehauptung und die anpassungsfähigen Einrichtungen dazu

besitzt. Das *Auflehnen gegen die Vernichtung* ist auch denjenigen lebenden Erscheinungen beschieden, die sich und die Welt nicht bewußtermaßen auffassen. In allen *bewußten* Organisationen finden wir im Lebensdrang einerseits, in der Todesangst andererseits, in positiver und negativer Form, auf psychischem Gebiete dieselbe Äußerungsform der Auflehnung gegen die Vernichtung, wie bei der nicht bewußten Materie.

Der Unsterblichkeitsglaube stellt nur eine Projektion dieses Gefühls in die Zukunft hinein dar, einen Denkzwang formaler Art, den das religiöse Bewußtsein mit wechselvollen Phantasievorstellungen ausgefüllt hat und immer von neuem ausfüllt, und dem sich auch der nicht religiös Eingestellte nur durch einen besonderen verstandesmäßigen Akt entziehen kann. —

Ein Letztes soll uns noch kurz beschäftigen: der *freiwillige Tod*, der mit dem harten und lieblosen Worte des Selbstmordes beschimpft wird.

Die Tiere kennen den Selbstmord nicht. Alles was darüber erzählt wird, sind Fabeln.

Der Mensch ist in der Reihe der Lebenden das erste Wesen, das zu dem Entschlusse gelangt, sein Leben bewußt zu kürzen. Mit der Entwicklung des Selbstbewußtseins, mit der Erfassung des Ich durch die eigene Vorstellung, ist rein logisch und tatsächlich der Gedanke an die Möglichkeit eines freiwilligen Endes zur Stelle.

Nicht zu allen Zeiten ist die Selbsttötung, so wie heute in der modernen Kulturmenschheit, verurteilt worden. Das Alte und Neue Testament, in dem 8 Selbsttötungen verzeichnet sind, hat nirgends ein verurteilendes Wort über den Selbstmord ausgesprochen, womit natürlich nicht gesagt ist, daß darin eine Billigung liegen müßte. (Auf dem großen *Kaulbach*schen Gemälde der Zerstörung Jerusalems findet sich die Darstellung des Selbstmordes eines Hohenpriesters.) Griechen und Römer haben die Selbsttötung keineswegs für schimpflich erachtet; es soll griechische Staatswesen gegeben haben, die dem Bürger auf Verlangen, wenn seine Gründe

für genügend befunden wurden, von Staats wegen den Schierlingsbecher zur Verfügung stellten.

Die Unduldsamkeit der Kirche gegenüber dem freiwilligen Tode ist eine Folgerichtigkeit aus ihren Voraussetzungen; die gesellschaftliche Unduldsamkeit, wie sie z. B. in England wohl im höchsten Grade entwickelt ist, wirkt abstoßend und als harte selbstgerechte Mitleidlosigkeit. Wie wir selbst dazu stehen, können wir leicht ermessen, wenn wir den Eindruck etwa der Nachricht von der Gefängnisstrafe eines uns bekannten Menschen mit der von seinem freiwilligen Tode vergleichen. Die Gesetze, die in manchen Staaten den Selbstmord mit Strafe bedrohten und eventuell bestraften, treffen, genau genommen, nur die schlechte Technik der Ausführung, da der Selbstmörder, dem sein Vorhaben gelingt, dem weltlichen Strafarm entrückt ist.

Das besondere Interesse des freiwilligen Todes liegt auf moralstatistischem Gebiete. Eine steigende Zahl der Selbstmorde gilt als ein Signal zunehmender Volksdegeneration, sicherlich mit Unrecht, da wir falsch rechnen würden, wenn wir den Einfluß der sehr wechselnden Lebensschwierigkeiten unterschätzten. Die Frage, wie sehr oder wie wenig dieses Leben lebenswert war, darf dabei gewiß nicht außer acht gelassen werden.

Die bemerkenswerteste Erscheinung ist das erstaunliche Gleichbleiben der jährlichen Selbstmordzahlen über lange Fristen hin, Zahlen, die in Deutschland im Durchschnitt pro Jahr 200 bis 210 Fälle auf eine Million Einwohner betragen (wobei die Männer zirka viermal so stark als die Frauen beteiligt sind). In diesem deutschen Durchschnitt finden wir verhältnismäßig sehr starke, bezirksweise auftretende, Abweichungen. Von vornherein würde z. B. niemand erwarten, daß die im ganzen nach außen fröhlich und lebensbejahend wirkenden thüringischen Staaten den höchsten Prozentsatz mit 415 auf eine Million aufweisen, während wir in Elsaß-Lothringen 148, in Bayern nur 139 finden. Die nähere Zerlegung der Zahlenwerte zeigt, daß es weder ausschließlich auf Konfession, noch ausschließlich auf die

wirtschaftliche Lage ankommt, sondern daß wir wohl den Haupteinfluß in dem gesamten Volkscharakter zu erblicken haben.

Die überwiegende Mehrzahl der Fälle von Selbsttötung betrifft geistig irgendwie abnorme Persönlichkeiten oder mindestens solche, die an der Grenze der geistigen Gesundheit stehen. In München, wo jeder, der einen Selbstmordversuch verübt hat, ohne weiteres in die psychiatrische Klinik überführt wird, wurde an einer Reihe von 124 Aufnahmen festgestellt, daß nur eine einzige psychisch ganz intakte Person sich darunter befand. Verhältnismäßig selten, wenn auch nicht so selten, wie man gewöhnlich annimmt, ist diejenige Selbsttötung, die man als Bilanzselbstmord bezeichnen könnte, d. h. ein solcher, bei dem in kühler und klarer Besonnenheit alle dafür und dagegen sprechenden Gründe abgewogen werden, etwa wie in den Fällen von Kassierern und Bankiers, die jahrelang von fremden Geldern ein gutes Leben führen und dabei die ganze Zeit über schon das Gift bei sich führen, mit dem sie im Augenblicke der Verhaftung ihrem Leben ein Ziel setzen. Auch jetzt hören wir von wohlüberlegtem, freiwilligem Tode geistig hochstehender Menschen, die nicht die Absicht haben, den jetzigen Umschwung und die politische Demütigung vor unseren Feinden mitzumachen; für feinere Seelen ist der Druck des Gefühls der Ohnmacht gegenüber der Niedertracht der Welt, gegenüber dem Siege der Lüge und der Verleumdung, gegenüber der Erschütterung des Glaubens an eine vernünftige Weltordnung und an das Walten des Rechts fast unerträglich, und wir gewinnen jetzt aus eigenem Erleben heraus erhöhtes Verständnis für den Seelenzustand des alten Römers, der bei großen politischen Umwälzungen freiwillig von dannen ging, um in einer so veränderten Welt nicht mehr leben zu müssen.

Wir wissen, daß wir ihm nicht folgen dürfen; die Auswanderung in das Jenseits soll uns ebenso verschlossen sein, wie die in das Ausland. Eine Selbsttötung heute ist Fahnenflucht; hat man in guten Tagen in Deutschland gelebt, so

muß man jetzt auch in der trüben Zeit zu seinem Vaterlande stehen.

In der weit überwiegenden Mehrzahl der Fälle bedeutet der freiwillige Tod einen Rechenfehler, was schon darin gegeben ist, daß es sich meist um eine Tat handelt, die in lebhafter Gemütsbewegung begangen wird. Jeder Mensch neigt im Affekte dazu, die Tragweite der augenblicklichen Ereignisse zu überschätzen: die Überschätzung der Bedeutung der „Episode“. So ist fast immer die Formel in dieser Lage. Besonders prägnant tritt dies ja hervor bei dem Selbstmorde jugendlicher Liebender, namentlich wenn sie gemeinsam in den Tod gehen, ohne zu bedenken, wie wenig es im Grunde genommen, besonders beim Rückblick von einer späteren Lebensperiode aus gesehen, bedeuten will, ob der Hans seine Grete kriegt. Wer es sich zum Gesetz macht, alle Lebensereignisse, die ihn treffen, so anzusehen, als ob er sie als alter Mensch rückwärts in der Ferne der Jahrzehnte liegen sähe, ist gegen eine Überschätzung der Episode gefeit, so schwer es ist, im Affekte diesen kühlen Akt zu vollziehen.

Zum Glück sind auch bei den in Gemütsbewegungen schwer Verstrickten Hemmungen vorhanden, die doch in der Mehrzahl der Fälle den Akt des freiwilligen Todes selbst verhindern. Ich glaube nicht, daß, wenn wir darüber ehrliche Angaben erhielten, unter den geistig hochstehenden, fein organisierten Naturen viele zu finden wären, die nicht irgendwann einmal in ihrem Leben vor der Frage des Bleibens oder Gehens gestanden hätten.

Den Stimmungsgehalt solcher Lagen gibt in klassischer Weise Hamlets Monolog, der im übrigen den Gedankeninhalt dieser Situation keineswegs erschöpft; „was in den Schlaf für Träume kommen mögen ...“, das allein ist sicherlich nicht das als Bremse wirkende seelische Moment, mindestens nicht für diejenigen, denen die bevorstehende völlige Vernichtung des Ichbewußtseins eine innere Sicherheit ist. Viel wesentlicher ist dabei eine Art von Feigheit, wenn man es so nennen will, oder objektiver aus-

gedrückt: die Scheu vor dem Eingreifen in den eigenen Körper.

Wenn es anders wäre, wenn durch den bloßen Wunsch oder Willen, nicht zu existieren, unserm Leben ein Ziel gesetzt würde, so hätten wir ganz andere Zahlen zu erwarten.

Bei Geisteskranken, speziell bei den schwer deprimierten Kranken, und unter diesen wieder am meisten in den Angstzuständen, fehlen diese Hemmungen völlig oder fast völlig. Die rücksichtslose Art der Ausführung der Tat, die Energie und Beharrlichkeit des Willens, die dazu nötig ist, um die Überwachung zu täuschen, bekunden, wie wenig Hemmungen von subjektiver Seite überhaupt noch zur Verfügung stehen.

Wir sind am Ende unserer Betrachtung angelangt. Wer besondere Aufschlüsse mystischer Art erwartete, muß enttäuscht sein. Der Einsichtige wird sich sagen, daß es sich hier wie überall auf wissenschaftlichem Gebiete für uns immer nur darum handeln kann, bis zu der erreichbaren Grenze der Erkenntnis vorzudringen. Den Sinn des Todes und damit den des Lebens zu verstehen, wird ein vergebliches Bemühen bleiben.

Eines predigt mit höchster Eindringlichkeit das Sterben unsrer Söhne draußen, daß es nicht auf die Lebensdauer, sondern nur auf den Lebensinhalt ankommt. Ein recht verbrachtes Leben trägt seinen Wert in sich, auch wenn es kurz war. Wir wissen oder wir könnten wenigstens wissen, daß am einzelnen, an dir, an mir gar nichts liegt. Wir sind Glieder einer langen Kette, die von einem Dunkel in das andere Dunkel reicht; wir wissen nicht, woher; nicht, wohin.

Das braucht uns keine Betrübnis zu bereiten. Vom Druck des Todes befreit sich, wer jeden Tag so lebt, als wäre er der letzte.

„In Bereitschaft sein ist alles.“

Rede bei der Einweihung des Totendenkmals der Universität Freiburg.

Mir liegt es ob, im Namen aller derer, die zum Gelingen des Werkes beigetragen haben, das unseren Toten geweihte Denkmal der Universität zu übergeben; mein Dank an dieser Stelle gilt den Spendern von Geldmitteln: Angehörigen der Gefallenen, Freunden und Lehrern der Universität, der Regierung, er gilt dem Bildhauer *Arnold Rickert*, der sein großes Können aufopferungsbereit an die Bewältigung der künstlerischen Aufgabe gesetzt hat.

An der Mehrzahl der deutschen Hochschulen legen heute Ehrenmale Zeugnis ab vom Gedenken der Lebenden, alle dem Sinne nach zugleich gewidmet der Gesamtheit unserer deutschen Gefallenen aus allen Schichten des Volkes, deren Verschiedenheiten vor dem Antlitz des Todes verbleichen.

Den Kriegstoten Denkmäler zu setzen, ist uralter Kulturbrauch; über Jahrtausende hinweg ragen noch in unsere Tage hinein die Steine des Riesenlöwen auf dem Schlachtfelde von Chäronea; sie sind nicht ehrwürdiger als die schwarzweißen Totentafeln, die in kleinen norddeutschen Kirchen an die Opfer der Befreiungskriege vor 100 Jahren mahnen.

Es ist gut so; Stein und Erz überdauern die Menschenherzen, in denen die Undankbarkeit und das Vergessen wohnt; wohl wissen wir, daß zartes und scheues Gedenken heute noch allerwege in Seelen webt, die mit den Toten in Liebe verbunden waren; aber wir wissen auch: nach einem Menschenalter erlischt diese Flamme.

So will ein solches Denkmal für kommende Geschlechter ein Zeichen sein, daß die Heimat ihre Toten zu ehren wußte; es will zugleich ein ragendes Symbol sein der Grabsteine, die auf namenlosen Gräbern an allen Enden der Welt nicht errichtet werden konnten.

Unser Denkmal gilt den Toten unserer Universität —

Lehrern, Beamten, Studenten; von diesen sind 556 nicht wiedergekehrt — eine Zahl jenseits aller geschichtlichen Maßstäbe, die uns die Schwere unserer Blutopfer nahe rückt. Die Gestalt der trauernden Frau richtet ihr Antlitz nach Westen auf den deutschen Strom zu, der heute noch fremde Ketten trägt, gegen die Vogesen, von denen vier Jahre lang Tag und Nacht unablässig das Dröhnen der Geschütze in unsere Stadt herüberdrang. Wir finden in dieser Erinnerung den Weg wieder zu der Stimmung der Augusttage 1914, den Weg, über den für die meisten Gram und Enttäuschung, Not und Sorge ein graues Gespinst gebreitet haben; wir sehen wieder die Bilder, wie die jungen Gesichter frisch und leuchtend von Hörsaal und Schulbank zu den Fahnen ihres Regimentes oder zu den Meldestellen der Freiwilligen eilten. Wir empfinden wieder den tiefen Ernst ihrer Stimmung, die Bereitschaft zur freiwilligen Hingabe an das große Ganze, die Reinheit der Gesinnung, für die Leben und Besitz, wenn es darauf ankommt, nur anvertraute Güter sind. Es ist Lüge, daß sie sich stellten, weil es befohlen wurde, Lüge, daß sie den Krieg wollten, Lüge, daß sie an Eroberungen dachten; wir, die wir mit offenen Sinnen dabei waren, wir wissen es anders.

Studenten waren zu allen Zeiten Träger des jugendlichen Idealismus; von den akademischen Scharen, die bei Langemark singend in den Tod gingen, werden noch ungeborene Dichter einer fernen Zeit zu sagen wissen; Studenten waren es immer, die auch als Soldaten ihre studentische Ehre in Bewährung von Mannhaftigkeit, Wahrhaftigkeit, Mut und Tapferkeit sahen.

Wir wollen hier nicht von ihren Leistungen reden; die Nachwelt wird es nicht verstehen, daß es in unserer Zeit so still werden konnte von den Riesentaten unserer Heere, Taten, wie die Welt sie nie gesehen; aber wir wollen dessen gedenken, was wir verloren haben. Der schöpferische Drang der Natur schließt alle Lücken und alle Wunden, aber wir können nur unvollkommen ermessen, was es für ein Volk bedeutet, wenn 2 Millionen seiner besten Söhne stumm geworden sind, welche Fülle ungelebten Lebens uns mit ihnen

entglitten ist, wieviel reichste Keime geistiger und sittlicher Werte im Aufsprießen vernichtet wurden.

„. . . . . völlig vollendet
liegt der ruhende Greis, der Sterblichen herrliches Muster,
aber der Jüngling fallend erregt unendliche Sehnsucht
allen Künftigen auf, und jedem stirbt er aufs neue."

Keine Klage bringt Verlorenes zurück; wir müssen das Medusenhaupt unseres Geschickes sehen, und wir müssen doch weiter leben; aber nie wird unser Sinn des Stachels ledig werden, daß alle diese Opfer das Unglück nicht wenden konnten; beneiden dürfen wir die Toten, daß sie unsere Schicksale nicht miterleben müssen: fremdes Kommandowort auf deutschem Boden, wehrlos unser Arm, das Land tributpflichtig, frei nicht einmal in seinem inneren Leben; aber wir wollen nicht vergessen: Unglück kommt über ein Volk durch andere; aber Erniedrigung kann es sich nur schaffen durch eigenes Tun; nie ist ein Volk entehrt, wenn es sich selber treu bleibt.

So ist dieser Denkstein nicht nur ein Mal der Erinnerung; er weist stumm in eine Zukunft, in einen Tag, dessen Morgenröte wir heute noch nicht sehen; wir wollen daran denken, daß es ein 1648 und ein 1806 gab und doch einmal ein einiges starkes Deutsches Reich.

Das Denkmal, meine jungen Kommilitonen, ist in erster Linie eine Mahnung an euch; kein Mann gedeiht ohne Vaterland; das Vaterland ist mehr als die gesellschaftliche Ordnung mit ihren zeitlichen Bedingungen. Im Gedanken an die Größe und Majestät des Opfers, dessen Erinnerung wir heute feiern, haben alle aufdringlichen Stimmen des Parteiwesens zu schweigen; eine Gefahr gibt es für unsere Jugend: Gewöhnung an die Schande in Bequemlichkeit und im Grau des Alltags, Vergessen der hohen Güter, für die unsere Brüder in den Tod gingen; Ihr seid verantwortlich dafür, daß diese Totensaat nicht ohne Frucht bleibt.

So übergebe ich dieses Ehrenmal der Universität, der Hüterin akademischer Gesinnung und vaterländischen Wollens, zu treuen Händen.

Beobachtungen bei Fliegerangriffen.

Die Gunst der geographischen Lage, welche Freiburg zur südlichsten der altdeutschen Städte macht, hat uns in besonders nahe Berührung mit den kriegerischen Ereignissen gebracht.

Die Vorliebe feindlicher Flieger gerade für Freiburg beruhte darauf, daß sie bei der relativen Kürze der notwendigen Flugzeit von den Vogesen her die Möglichkeit hatten, ein größeres Gewicht von Bomben an Stelle des Betriebsstoffes mitzunehmen, und dann ein ihrer Meinung nach lohnendes Ziel für ihre Angriffe finden.

So kommt es, daß wir als Ärzte hier in der Lage gewesen sind, namentlich im Laufe der zweiten Kriegshälfte, zahlreiche Beobachtungen über die nervösen Einwirkungen von Kriegserlebnissen auf eine Zivilbevölkerung zu machen.

Gewisse Allgemeinzustände in bezug auf stetige Gefahrmöglichkeit, Warnungseinrichtungen, Vorschriften über Verdunklung und dergleichen erinnern durchaus an die Situation in einer belagerten Stadt.

Wir haben eine Bevölkerung in psychischen Ausnahmezuständen vor uns, die während größerer Angriffe und nach denselben in ihren Äußerungsformen an die Wirkungen von Erdbeben oder anderen Elementarkatastrophen erinnern.

Meine eigenen, teils zufälligen, teils durch besondere Nachforschungen erweiterten Beobachtungen habe ich zu ergänzen versucht durch eine Rundfrage bei den am meisten beschäftigten Freiburger Ärzten, um dadurch die Möglichkeit zu gewinnen, eine Art von Querschnitt durch den ner-

---

Vortrag, gehalten auf der 42. Wanderversammlung der südwestdeutschen Neurologen und Psychiater in Baden-Baden am 2. Juni 1917 (Medizinische Klinik; 1917; Nr. 34).

vösen Gesundheitszustand der Gesamtbevölkerung zu legen. Ich bin den Kollegen, die in teilweise sehr ausführlichen Mitteilungen mich unterstützt haben, zu lebhaftem Danke verpflichtet.

Wie unter anderen chronisch gefährdeten Existenzbedingungen ist auch bei uns vielfach eine erstaunliche Gewöhnung der Menschen an die Situation mit ihren gelegentlich erschreckenden Einzelheiten eingetreten; zum Teil beruht dies darauf, daß infolge eines geographisch umfangreichen Warnungssystems häufig auch schon dann Alarmierungen stattfanden, wenn nur eine entfernte und tatsächlich nicht verwirklichte Möglichkeit eines Angriffes auf die Stadt vorlag, so daß lange Zeit hindurch auf bloße Alarmschüsse hin sich nur ängstliche Menschen veranlaßt sahen, persönliche Sicherheitsmaßregeln zu ergreifen. Diese Sorglosigkeit ist bei einem größeren Angriff eine der mitwirkenden Ursachen für die Verluste an Toten und Verwundeten geworden.

Ein gewisser Teil der Bevölkerung ist aber auch durch schreckensvolle Erlebnisse nicht dazu gebracht worden, ihren Leichtsinn aufzugeben, und die Behörden haben Anlaß gehabt, ausdrücklich die Verantwortung für solche Folgen abzulehnen, die durch Ignorierung der amtlichen Sicherungsvorschriften eintreten. Unmittelbar nach Abschluß oder in Pausen des eigentlichen Angriffs oder der Abwehrkanonade sah man schon wieder Kinder und Erwachsene auf der Straße, um nach den Sprengstücken von Granaten (als Andenken) zu suchen. Man wird dabei an das Bild von Messina erinnert, wo zwischen den Trümmern und mit der Wahrscheinlichkeitsaussicht auf neue Erdbebenkatastrophen die Bevölkerung sich wieder angesiedelt und ihr altes Leben aufgenommen hat.

Eine stärkere Einwirkung auf die Freiburger Nervensysteme datiert seit dem englisch-französischen Fliegerangriff vom April 1917, dessen Folgen vorhin erwähnt wurden, vor allem deswegen, weil sich dabei zuerst herausstellte, daß die Wahl größerer Bombenkaliber den persönlichen Schutz durch Aufsuchen von Kellerräumen illusorisch macht.

Während der Freiburger Angriffe selbst schon kamen gewisse menschliche, zwangsläufige Denkgewohnheiten zur Wirkung. Die Wahrscheinlichkeit, etwas abzubekommen, ist für den einzelnen Einwohner einer größeren Stadt recht gering. Während die Wahrscheinlichkeit, getroffen zu werden, an der Front bei Beschießungen mit großem Kaliber 1:2, 1:1 oder noch größer sein mag, ist von der Bevölkerung Freiburgs doch nur jeder Zweitausendste verletzt worden. Trotzdem wird das naive Bewußtsein nicht davon ablassen, für die eigene Person ein erschreckendes Maß von Gefährdung zu fürchten mit derselben mangelhaften Rechenfähigkeit, mit der der sensible Mensch sich beim Gewitter vor dem Blitz fürchtet oder der Abergläubische andere Himmelszeichen auf sein eigenes Schicksal bezieht.

Ähnlich wie beim Gewitter steigt nach meinen Beobachtungen die nervöse Einwirkung eines Fliegerangriffes und der entsprechenden Abwehraktionen mit der Stärke der akustischen Einwirkung der Detonationen. Verstärkt wird, genau wie beim Gewitter, die Nervenwirkung, wenn die Ereignisse sich in den dunklen Stunden abspielen.

Ein Moment, welches die seelische Situation der Bevölkerung verschärft, ist die erzwungene Passivität des Erduldens der erregenden Episode. Die ganze, noch dazu für eine Zivilbevölkerung programmwidrige, feindliche Einwirkung muß hingenommen werden, ohne daß, wie es an der Front der Fall ist, durch die Möglichkeit oder doch den Gedanken persönlicher Gegenwehr eine seelische Entlastung eintreten kann. Dieses persönliche Gefühl des Erduldenmüssens findet sich verschärft bei allen bettlägerig Kranken, frisch Operierten, Leuten in Gipsverbänden und dergleichen, ebenso wie nach Berichten der im Felde tätigen Ärzte frisch Verwundete in ihrer Hilflosigkeit den Schutz vor weiterer Gefährdung mehr erstreben, als die unmittelbare ärztliche Fürsorge für ihre Wunden. An fiebernden Kranken gehen Fliegerangriffe gelegentlich völlig eindrucklos vorüber.

Für den quantitativen Einfluß dieser kriegerischen Eingriffe in eine Zivilbevölkerung des Hinterlandes war mir

charakteristisch die Beobachtung eines Reserveoffiziers, in dessen Haus, ohne daß er selbst verletzt wurde, eine Bombe eine Reihe von Opfern forderte, und der mir gestand, daß in den nervösen Nachwirkungen dieses Erlebnis viel eindringlicher gewesen sei als die Sommeschlacht, an der er als Artillerist teilgenommen hatte.

Im Einzelfalle wird die ängstliche Spannung und Erwartung dadurch verschärft, daß die fallende Bombe eine ganze Zeitlang vor dem Einschlagen durch ihr heulendes und pfeifendes Geräusch wahrnehmbar wird. Es ist leicht zu berechnen, daß bei einer Abwurfshöhe von 3000—4000 m, bei einer durchschnittlichen Sekundengeschwindigkeit der fallenden Bombe von zirka 150 m, und bei der Schall-Sekundengeschwindigkeit von 333 m eine ganze Zeit von Sekunden hindurch dieser spannende akustische Eindruck wirken kann. Es ist dies dasselbe psychologische Moment, welches nach meinen, an anderer Stelle erwähnten Beobachtungen die mit Spannung erwarteten Minenexplosionen zu der nervös am meisten schädigenden Einwirkungsform im Felde gestaltet.

Die unmittelbar bemerkbaren Wirkungen während eines Fliegerangriffes sind die üblichen, je nach der psychischen Widerstandsfähigkeit oder Selbstzucht verschieden deutlichen Symptome der Angst. Am häufigsten sind Zittern und Blässe, aber auch, neben mehr oder weniger mechanischem Beten, Zustände von hysterischem Lachen, akute Diarrhöen, stark vermehrte Urinausscheidung und lebhafter Durst, von dem auch Feldbeobachtungen nach Beschießungen zu berichten wissen.

Was nun diejenigen Wirkungen anbetrifft, die den Zeitraum der Angriffe selbst überdauern, so ist es der Feststellung wert, daß die Angriffe und Alarmierungen im April 1917 mit ihren sonst starken psychischen Wirkungen in einer Stadt von mehr als 80000 Einwohnern der psychiatrischen Klinik keine einzige Aufnahme zugeführt haben, sicherlich wiederum ein Beweis — wenn es dessen noch bedürfte — für den verhältnismäßig geringen Einfluß äußerer Erlebnisse bei der Entstehung wirklicher Geisteskrankheiten.

Auch in bezug auf nervöse Folgen geht aus den ärztlichen allgemeineren Feststellungen hervor, daß im ganzen bei Individuen, die in nervöser und psychischer Beziehung als vollwertig anzusehen sind, keine länger dauernde Nachwirkung eingetreten ist.

In bezug auf das Lebensalter gilt, daß die Widerstandsfähigkeit gegen die nervösen Einwirkungen bei solchen Angriffen mit zunehmenden Jahren besser wird; augenscheinlich wird in der höheren Altersstufe die sinkende nervöse Gesamtleistungsfähigkeit durch die zunehmende Unerregbarkeit des Alters überkompensiert.

Im Gegensatz zur Laienvermutung waren die Einwirkungen auf die Kranken in der psychiatrischen Klinik nicht beträchtlicher Art. Angstzustände wurden wohl zeitweise vermehrt, dafür aber auch Zwangshemmungen überwunden, und vor allem erwies sich der gemeinsame Aufenthalt der Patienten in den geschützten Kellerräumen als ein seelisch beruhigendes Moment, welches namentlich durch den für die weiblichen Kranken tröstlichen Gleichmut der anwesenden Soldatenpatienten verstärkt wurde.

Ein gewisser Typus psychopathischer Persönlichkeiten macht solche Erlebnisse sogar mit ausgesprochener Freudigkeit durch und ist enttäuscht, wenn einem Alarm kein Angriff folgt. Schon aus der Zeit der Belagerung Straßburgs sind mir Beschreibungen von Individuen bekannt geworden, die das damalige Bombardement als ein anregendes, in erster Linie fröhlich stimmendes Erlebnis registrierten.

Von den nervösen Folgeerscheinungen in der Bevölkerung seien als das Allgemeinste zunächst die Schlafstörungen erwähnt.

Ein gewisser Teil der Bevölkerung hat eine durchschnittliche Verminderung der Schlaftiefe zu verzeichnen. Viele Individuen schlafen gewissermaßen nur noch mit halb geschlossenen Ohren, erwachen bei den kleinsten Geräuschen und holen nur bei solcher Wetterlage, die Fliegerangriffe ausschließt (Nebel, Regen, Gewitter) das Versäumte nach.

Bei anderen wird der Schlaf durch ängstliche Träume,

häufiges Aufschrecken, traumhaft halluzinierte Schüsse gestört mit der Nebenwirkung des Herausspringens aus den Betten und des Alarmierens der Hausgenossen. Einzelne Fälle sind durch die bis zu völliger Schlaflosigkeit gesteigerte Beeinträchtigung der Nachtruhe direkt zur zeitweiligen Auswanderung aus der Stadt veranlaßt worden. (Eine Dame, die aus solchem Grunde nach Karlsruhe übersiedelte, wurde dort nach wenigen Tagen durch eine Bombe getötet.)

Die den Schlaf beeinträchtigende Überempfindlichkeit der Hörsphäre äußert sich auch im wachen Zustande durch Zusammenschrecken bei Geräuschen, dauernde Einstellung der Aufmerksamkeit auf das akustische Sinnesgebiet und Neigung zu einseitiger Deutung aller stärkeren plötzlichen Reize. Es war mir in dieser Richtung instruktiv, zu erleben, daß in einem Konzerte an einem schwülen, gewitterdrohenden Abende der erste Donnerschlag durchaus nicht als das normalerweise zu erwartende Gewitter, sondern als Alarmschuß aufgefaßt wurde. (Nebenbei sei erwähnt, daß die nervöse Gewitterangst sensibler Individuen durch den nahegerückten Maßstab der größeren Fliegergefahr vielfach ganz zurückgetreten oder geschwunden ist.)

Unter den körperlichen Erscheinungen, von denen die allgemeinen ärztlichen Feststellungen berichten, stehen die Herzsymptome im Vordergrunde, weniger bei organischen Herzfehlern, als bei allen denjenigen Störungen, die auf nervöse Erregbarkeit hinweisen, speziell bei der ganzen thyreotoxischen Gruppe.

In symptomatischer Nachbarschaft hierzu wird auch von akutem Auftreten von Polyurie, vermehrter Zuckerabscheidung, Zessieren der Menses und dergleichen berichtet.

Nervöses Erbrechen, nervöse Diarrhöen, nervöses Asthma, Schwindelanfälle werden ebenso erwähnt, wie echte hysterische Anfälle, namentlich mit heftigen Schreiäußerungen.

Fälle von Zittern in allen den uns aus der sonstigen Kriegspathologie bekannten Formen und Verteilungen sind vereinzelt beobachtet worden.

Alles dieses findet sich gelegentlich vereinigt mit ausge-

sprochenen Angstzuständen, welche die eigentlichen Angriffe teilweise wochenlang überdauerten.

Einige Male wurde auch ein ausgesprochener, sonst durch körperliche Vorgänge und die Nahrungsverhältnisse nicht erklärbarer Kräfteverfall notiert.

Alle diese erwähnten Störungen beziehen sich auf solche Individuen, die nicht in unmittelbare Berührung mit Bombenwirkung gekommen waren.

Ich habe es mir angelegen sein lassen, nun auch die mir erreichbaren auskunftsfähigen Opfer direkter Explosionswirkung in bezug auf ihre nervösen und psychischen Erlebnisse zu prüfen.

Auffallend ist dabei zunächst eine vielfach merkwürdig geringe Wahrnehmungsfähigkeit des menschlichen Organismus für die mit der Explosion verbundenen starken plötzlichen Luftdruckschwankungen. Ich kann dies für meine eigene Person bezeugen. Ich befand mich in voller Beobachtungsruhe in einem Zimmer, von dem aus ich mit einem Fernglas die Flieger am Himmel suchte. Eine das Haus mir gegenüber treffende und im wesentlichen zerstörende Bombe zertrümmerte durch den Luftdruck bei mir Korridorfenster und von innen her auch die Fenster des Zimmers, in dem ich mich befand. Von dieser Luftdruckschwankung, die solcher physikalischer Wirkungen fähig war, habe ich nicht das geringste wahrgenommen. Auch unbelebte, frei im Raume befindliche Gegenstände werden vom Luftstoß weniger geschädigt als z. B. geschlossene feste Wände. So war in dem erwähnten Hause in einem Zimmer, dessen Wände herausgeschlagen, dessen Mobiliar nach allen Richtungen zerblasen war, ein pendelnd aufgehängter porzellanener Lampenschirm mit seiner Hülle aus leichtem Papier gänzlich unversehrt geblieben. Verschiedene der Verletzten, deren unmittelbarer Kontakt mit der Explosionswirkung durch Verbrennung der Haare und Kleider und auch dadurch dokumentiert war, daß sie mit Eisensplittern gespickt wurden, haben von einer eigentlichen Luftdruckstoßwirkung nichts wahrgenommen.

Selbst wenn wir eine große Dosis psychisch verminderter Beobachtungsfähigkeit in solchen Augenblicken annehmen, bleibt das Phänomen doch bemerkenswert.

(Die Physik der Explosion ist durchaus nicht so einfach, wie man sie sich gewöhnlich vorstellt. Es handelt sich nicht nur um Wirkungen, die durch die plötzliche Entwickelung einer riesigen Gasmenge und dadurch erzeugte Drucksteigerung hervorgerufen werden, sondern es ist augenscheinlich, daß bei der Plötzlichkeit des Explosionsvorganges die Luft zunächst wie ein inkompressibler Stoff wirkt, durch den hindurch der Stoß sich mit größter Geschwindigkeit fortpflanzt und natürlich an festen Gegenständen, wie Hauswänden und dergleichen, den lebhaftesten Widerstand und dadurch die Möglichkeit zu großen Wirkungen findet.

Diesem plötzlichen ersten Stoß folgt derjenige Teil der Wirkung, wie er etwa bei der Explosion eines Dampfkessels durch das Mißverhältnis zwischen dem Inhalt und der Widerstandskraft der Hülle erfolgt, und *nach* dieser *positiven* Druckwelle läuft eine *negative* ab, in deren Wirkung wir beobachten, daß Zimmerwände, Fensterscheiben und dergleichen in einer der primären Welle *entgegengesetzten Richtung* herausgeschlagen, weggesaugt werden.)

Was die seelischen Vorgänge bei den direkten Explosionsopfern anbetrifft, so ist ganz allgemein die vollkommene *Unsicherheit der Zeitschätzung* während der Phase der Spannung zu konstatieren. Verschüttete, die, ohne das Bewußtsein verloren zu haben, zwischen den Trümmern von Mauern, Decken, Möbeln usw. vergraben lagen und nach Minuten oder auch erst nach Stunden befreit werden konnten, hatten keine Ahnung von der vermutlichen Dauer ihrer unfreiwilligen Haft.

In bezug auf die *Sinneswahrnehmungen* finden sich eigentümliche Ungleichheiten, z. B. in der Richtung, daß Individuen, die durch den Explosionsstoß für eine Zeitlang bewußtlos geworden waren, sich beim Erwachen wohl an optische Eindrücke, wie z. B. das Verschwinden der Treppe unter ihren Füßen oder das Auseinanderfliegen der Wände, nicht aber an den Explosionskrach selbst erinnerten.

Wenn man auch bei den bewußtlos Gewordenen den trügenden Faktor eines elektiven Verhaltens bei dem Auslöschen der Erinnerung (retrograde Amnesie) in Rechnung setzen muß, so ist doch zu betonen, daß die gleiche Beobachtung von mir auch bei solchen Individuen gemacht wurde, die keinen Augenblick das Bewußtsein eingebüßt hatten.

Die Eigenart der Bombenwirkung, von der Hauswände auseinandergedrängt werden, hat für eine Reihe von Verletzten, die sich gerade auf der Treppe, zum Teil auf dem Weg in den schützenden Keller befanden, die Folge gehabt, daß sie mitsamt der stützelos gewordenen Treppe, in alle die Trümmer eingewickelt, aus dem zweiten, dritten oder vierten Stock auf den im Keller sich bildenden Trümmerhaufen herabfielen. Da in einer so oft von Fliegerangriffen heimgesuchten Stadt jedermann weiß, was ein Krach im Haus bedeutet, traf dieses Ereignis des Absturzes niemanden als etwas Unerklärliches. Alle Abgestürzten, die ich sprach, sind im vollen Bewußtsein der Sachlage in die Tiefe gefahren, und es ergab sich somit die Gelegenheit, zu prüfen, was seelisch in Individuen vorgeht, die ein bis zwei Sekunden lang Zeit haben, dem sicher erwarteten plötzlichen Tode ins Auge zu sehen.

Die halb populären, halb wissenschaftlichen Behauptungen in bezug auf Ertrinkende usw. gipfeln im wesentlichen darin, daß in solchen Augenblicken eine besondere Beschleunigung des Ablaufs der inneren Bilder stattfinde, welche die Betreffenden die Hauptereignisse ihres Lebens in rascher Folge noch einmal und in besonderer Helligkeit durchleben ließe.

Von derartigen anekdotenhaften Geschehnissen habe ich nichts finden können. Zum Teil wurde die kurze Frist benutzt, um sich rasch noch mit dem Himmel durch ein kurzes Gebet um Vergebung der Sünden auseinanderzusetzen; zum Teil wurden gleichgültige Beobachtungen über zufällige episodische Eindrücke gemacht; aber unerwartete seelische Erlebnisse wurden nicht verzeichnet. Auch während dieses Absturzes trat bei einzelnen der wiederholt beschriebene Zustand der vollkommen kühlen, registrierenden Gleichgültigkeit dem Ereignis gegenüber ein, wie er auch

bei nicht direkt betroffenen Teilnehmern solcher Katastrophen verzeichnet wird. Ein Mädchen, das unter Trümmern vergraben lag und sich selber teilweise einen Ausweg durch Drücken und Graben verschaffte, dachte dabei in einer ihm selbst unangemessen erscheinenden Weise in erster Linie daran, daß seine neue Schürze, die es zum erstenmal anhatte, Not leiden könnte. Eine Reihe von Büroangestellten, gesetzte Leute, die in einem durch eine Bombe zerschmetterten Hause, aber in einem an sich völlig unversehrt gebliebenen Zimmer bei der Arbeit saßen, waren in einen solchen Stuporzustand geraten, daß sie auch durch dringliche Aufforderung des Arbeitgebers nicht zur Teilnahme am Rettungswerke der Kollegen zu bewegen waren. Einer davon gab die der Sachlage möglichst unangemessene Antwort: „Das hat noch lange Zeit."

Ähnliche Beobachtungen über den Zustand allgemeiner seelischer Gleichgültigkeit gegenüber katastrophalen Erlebnissen hat seinerzeit gerade hier auf dieser Versammlung *Baelz* (Tokio) auf Grund seiner Beobachtungen bei japanischen Erdbeben beschrieben.

Auch für die unmittelbar Verletzten, Verschütteten, Abgestürzten gilt die Feststellung, daß sie im allgemeinen das Ereignis in seelischer Beziehung weit besser überstanden haben, als man bei der Schwere der Eindrücke hätte erwarten dürfen.—

Wenn wir das gesamte Material überblicken, so geht daraus, abgesehen von diesem oder jenem Einzelinteresse, jedenfalls das eine hervor, daß die durchschnittliche seelische Widerstandskraft einer modernen Stadtbevölkerung nicht so schlecht ist, wie die ängstlichen Betrachtungen einzelner Ärzte erwarten lassen. Des weiteren bestätigt sich die uns aus den Feldbeobachtungen geläufig gewordene Feststellung, daß ein geistig und nervös vollwertiger Mensch durch Erlebnisse solcher Art, solange es sich nicht um grob mechanische Einwirkungen auf das Nervensystem handelt, nicht psychisch umgeworfen wird.



Aus der Inflationszeit.



Der Hundeschwanz.

Das Verfahren des Mannes, der seinem Hunde beim Abschneiden des Schwanzes nicht allzu weh tun wollte, und die Operation deswegen nicht mit einem Scherenschlag, sondern portionsweise vollzog, führt in psychologische Fragen, von denen wir als leidende Objekte heute in sehr schmerzlicher Weise berührt werden. Nachdem uns unser stolzer Wedel von 1914 im Herbste 1918 zum größten Teile amputiert worden war, wird seitdem von dem stehengebliebenen Stummel alle Augenblicke ein weiteres kleines Stück abgezwickt; als psychologische Buchhalter, die Bilanzsicherheit erstreben, fragen wir uns: ist es leichter, einen Absturz, wie wir ihn durchzumachen haben, in einer jähen Fahrt oder stufenweise zu erleben? Harte, klare Naturen ziehen das einmalige rasche Unglück dem zögernd ausgezahlten Kleingeld dauernden Mißgeschicks vor; aber die Menschen sind darin sehr verschieden, auch in der Art, wie sie von ihrer eigenen seelischen Formel her fremde Empfänglichkeit für unangenehme Dinge einschätzen.

Für uns heutige Deutsche ist wohl eines sicher: ein plötzlicher Übergang von unserem Zustand im Juli 1914 zu dem, was wir heute Leben nennen, wäre unerträglich; daß wir, oder wenigstens heute noch die Mehrzahl von uns, es fertig bekommen, weiterzuexistieren, verdanken wir der richtig verstandenen Psychologie des Hundeschwanzes; das Abknappen der besten Lebenswerte und Lebensreize wird erträglich, weil es in Stufen erfolgt. Wer die geistige Freiheit besitzt, der Selbstbeobachtung hierbei noch eine leichte humoristische Note abzugewinnen, hat in aller Widerwärtigkeit noch einen kleinsten Lustgewinn auf der sonst leer gebliebenen Plusseite zu buchen. Wer diesen Rest von Humor sich bewahren will, vermeide es, der Einladung wohlmeinender

Frankf. Zeitung. 23. 11. 1923.

Freunde ins Ausland zu folgen. Bei der Heimkehr in unser Hundeleben wird der ganze Schwanz mit neuem Schmerz amputiert.

Für gewöhnlich kommt es uns ja gar nicht mehr scharf zum Bewußtsein, wie gründlich wir äußerlich und innerlich heruntergekommen sind. Wie fern liegt uns heute schon die gar nicht so ferne Phase, in der die Formulierung zutreffend war, daß wir früher alle Tage das Hemd und jede Woche einen Hundertmarkschein wechselten und jetzt das umgekehrte Verfahren übten.

Hundertmarkschein! Wer reitet so spät durch Nacht und Wind! Meine letzte Flasche Wein habe ich neulich zu einer selbstverspottenden Feier darangegeben, als ich meiner Frau zum ersten Male den Betrag der französischen Kriegsentschädigung von 1871 als Haushaltungsgeld aushändigte. Uns autofahrenden Städtern war der Tram der Armenwagen; heute gehen wir zu Fuß neben ihm her und sehen in den Insassen des Luxusvehikels breite Schieber; als geduldige Schafe stehen wir auf der Post stundenlang, um einen Zehnpfennigbrief loszuwerden, anstatt in berechtigter Entrüstung den ganzen Glaskasten zusammenzuschlagen; die Befriedigung ästhetischer Bedürfnisse haben wir längst in der großen Schublade mit der Aufschrift „vorbei“ unterzubringen gelernt; wir essen auf Wachstuch, weil wir die Tischtücher als Laken verarbeitet haben, und wir schlafen mit halbwacher Vorsicht, weil wir nicht mit der großen Zehe in die schadhafte Stelle des Bettuches zu geraten wünschen; wir begrüßen nette, hübsche Leute, die früher die Gewohnheit hatten, zu baden, und deren Dunstkreise wir anmerken, daß sie es nicht mehr tun; wir sind unfrei in unserem gesellschaftlichen Benehmen, weil wir nicht riskieren mögen, daß jemand unserer Hinterfläche mit dem geflickten Defekte im Hosenboden ansichtig wird: ach! mein guter Freund, wir werden es noch lernen.

Die paar Freuden, die uns gelegentlich noch flüchtig grüßen, wachsen auf dem primitivsten Boden; wenn die Winterkartoffeln glücklich im Keller sind, empfinden wir dasselbe

Wohlgefühl wie früher bei dem Erreichen eines neuen großen Lebenszieles; ein Fetzen Rindfleisch in der Graupensuppe wiegt die Erinnerung an jedes Hummer- und Trüffel-Diner auf, und das Bild ziehender Lämmerwolken vor dem blassen Abendhimmel kann uns eine Entzückung schenken, wie einst die Erlebnisse einer Mittelmeerreise — Bekundungen eines Relativitätsprinzips, zu dem wir *Einstein* nicht brauchen.

Welchen Göttern haben wir dafür zu danken, daß sie uns auf jeder neuen Lebensstufe abwärts doch immer wieder den Krallendruck des Geschickes für Augenblicke vergessen lassen? Paulus fand in Athen einen Tempel, der „dem unbekannten Gotte" gewidmet war, und reklamierte ihn für seinen neuen Christengott; wir sollten der Göttin Gewohnheit Altäre bauen, dieser großen Ausgleicherin mit der wogenglättenden Ölkanne, die darüber wacht, daß die Glücklichen nicht zu glücklich und die Unglücklichen nicht zu unglücklich werden. Wie trüge der Gefangene seine Einsamkeit, der Schwindsüchtige seine Hustennächte, wie käme der Rothaarige mit Buckel und Regennase zu Jahren, wenn die Gewohnheit ihm nicht täglich von neuem seine Hauptlast abnähme? Aber umsonst gibt auch diese Göttin nicht; wehe unseren Söhnen und Enkeln, wenn wir aus ihrer Hand auch die Gewöhnung an die Schande nehmen würden.

Noch ein anderes inneres Gesetz dient unserem Seelenheil; es entstammt der Arithmetik; zufrieden sind wir, wenn der Bruch: Anspruch dividiert durch Erfüllung die Zahl 1 gibt; wird die Erfüllung kleiner, setzen wir automatisch die Ansprüche herab und suchen dem früheren Werte so nah als möglich zu kommen, meist nicht als bewußte Rechner, aber in einem dunklen glücksuchenden Triebe; wir nennen es Resignation.

Schopenhauer lehrte die Negativität der Lust, die er nur in der Abwesenheit des Schmerzes bestehen lassen wollte; diese Auffassung löst die Frage nicht ganz; wir erleben jetzt alle Tage, wie bei dem geringsten Nachlassen des Druckes der Betrübnis etwas Positives, etwas Elastisches in uns auf-

springt und irgendwoher eine nette Kleinigkeit zu apportieren sucht, und wäre es auch nur die rosa gefärbte Eintagsfliege einer durchsichtigen Illusion.

So richten wir uns auf jeder neuen Jammerstufe so wohnlich wie möglich ein und leben noch ein bißchen weiter; aber das Gesetz von der Erhaltung der Kraft wirkt auch auf geistigem Gebiete und durch die Zeiten hin. Wer von den Lebenden die deutsche Morgenröte erlebt, wird es erfahren: was wir im Abstieg an Nichtempfinden der Unlust gewonnen haben, wird peinlich gebucht und muß heimgezahlt werden; wir werden uns des langsamen Kommens einer besseren Zeit dank dem umgekehrten Gesetz des Hundeschwanzes nicht mit der Freude bewußt werden, an die wir heute glauben möchten.

Scherenschnitte.

Mir gegenüber sitzt gebeugt der alte Herr mit seinen müden, aber noch jungen Augen, ein Gelehrter von europäischem Rufe; während er spricht, haftet mein Blick an seinem Kopf, an dem mich irgendein Eindruck beunruhigt, ohne daß mir gleich zum Bewußtsein käme, was es ist; endlich, wie ich ihn einen Moment im Profil zu fassen bekomme, sehe ich, daß sein etwas krauses Haar — ein „schwärzlich Silbergrau" wie im Barte von Hamlets gespenstischem Vater — so aussieht, als ob die Motten darin gewesen wären; kahle Stellen, an denen die Haut durchschimmert, wechseln unregelmäßig ab mit Feldern dichteren Bestandes, und die Grenzen sind jedesmal scharf abgegrenzte Linien; kein Zweifel: Scherenschnitte und zwar Scherenschnitte von Laienhand. Plötzlich steigt mir das Bild des Herganges auf, als wenn ich dabei gewesen wäre, wie die Gattin ihn ermahnt, die zu lang gewordenen Haare doch endlich schneiden zu lassen, wie er „wegen des kalten Wetters" immer wieder abwehrt, und sie schließlich, ohne sich merken zu lassen, daß sie seine ökonomischen Hemmungen durchschaut, sich anbietet, es selbst zu tun; sorglich pflanzt sie ihn vor den Spiegel, umhängt ihn lachend mit ihrem eigenen Frisiermantel, und dann arbeitet an dem durchmodellierten Denkerkopfe fingerbreit von der Stätte, wo die scharfsinnigsten Gedanken geboren werden, die Stickschere der alten Lebensgefährtin mutvoll und ängstlich zitternd in dem Winterpelz des Gatten. Sie findet das Werk ihrer Hände wohlgelungen; sie sieht nicht mehr ganz gut, und ihm ist immer recht, was sie tut; so sind sie beide doppelt belohnt: beim Friseur 30 Billionen gespart und dazu noch eine fröhliche Viertelstunde umsonst. —

Seit Jahren begegne ich einem anderen Alten fast täglich

Frankf. Zeitung. 29. 12. 1923.

um dieselbe Mittagsstunde, jeder von uns auf dem Heimwege zur Futterkrippe, gleichviel, was darin sein mag; solche Begegnungen gehören zum gewohnten Straßenbilde, und man kommt nach und nach in Versuchung, sich zu grüßen, auch wenn man nie ein Wort miteinander gesprochen hat. Ich weiß nur, es ist ein abgetakeltes Wrack vom heutigen Normaltyp: ein Leben voll Arbeit, ein kleines Kapital, sorglich bemessen für ein paar Ruhejahre und nun die Not. Sein Gang wurde immer müder und sein Blick immer abwesender. Endlich sah ich ihn nicht mehr; er hatte sich erschossen, d. h. es war ihm nicht völlig geglückt; er lag im Krankenhause. Wahrscheinlich war er nicht Jäger; er hatte wohl bis dahin nie eine Waffe in der Hand gehabt, und so ganz einfach ist das Erschießen nicht; wer es nicht versteht, läßt die Hand besser davon. Jetzt, nach drei Wochen begegnet er mir wieder; etwas grauer noch, etwas gebeugter und scheuer in seiner Haltung; ich weiß nicht, hat er bei unserem ersten Wiedersehen irgend etwas in meinem Blick mißverstanden, jedenfalls vermeidet er es, mich anzusehen, und es ist rührend, welche Tricks er ersinnt, um sich beim Passieren abwenden zu können. Er sieht umständlich nach der Uhr oder er betrachtet aufmerksam einen dürren Baum, an dem gar nichts zu sehen ist, und heute bückte er sich gar, um mit einem kleinen, laufnäsigen Schulknirps anzubändeln, nur um mir den Rücken zuwenden zu können. Ich wünschte, ich könnte dem armen Schächer seine Bedrückung abnehmen; ich verstehe dich ja so gut, alter Zeitgenosse, bis hinein in deine letzten Regungen, und wenn ich dir etwas vorzuwerfen habe, ist es nur, daß du ein schlechter Schütze bist. —

Die Aktien des Himmels stehen in Deutschland nicht gut; etwas besser vielleicht noch als Bankpapiere oder andere Werte subjektiven Vertrauens, aber doch schlecht genug. Die seelische Reaktion des Menschen auf großes Mißgeschick ist in verschiedenen Zeiten verschieden gewesen. Heute ist eine starke mystische Welle, die über uns dahingeht, unverkennbar, und doch hat man den Eindruck, daß für viele das

unverdient schwere und in seiner Dauer unberechenbare Unglück zu dick über uns gekommen ist, als daß ein Glaube an das Walten einer ewigen, weisen und gerechten Macht noch möglich wäre; die Priester aller Konfessionen haben alle Hände voll zu tun, um den liebenden Vater im Himmel gegen den Pfeilhagel des Zweifels zu verteidigen. Auf Lügen hin verurteilt, liegt Deutschlands gemarterter Leib am Boden; ein Tausendstel dessen, was wir täglich erleben, würde, wenn wir es einem anderen Lande zufügten, die ganze Welt in Entrüstungskundgebungen aufflammen lassen; da es sich nur um Deutsche handelt, ist es ein Schauspiel. Wo ist Gerechtigkeit? Wo ist Sinn und Zweck? Wo Weg und Ziel? Und doch lebt eine Schicht von Menschenkindern in rührendem Vertrauen auf eine Instanz, die sie immer wieder blutig enttäuscht. Mein Weg führt mich in der Dämmerung an einer kleinen Kirche vorüber; es ist Abendgottesdienst; die Fenster lassen durch ihre bunten Scheiben farbige Flecke auf die Stämme der entlaubten Bäume fallen; die Orgel spielt; nun setzt der Gesang der Gemeinde ein, und zum unschuldig klaren, heiter durchsichtigen Abendhimmel steigen die Schallwellen des Chorales auf:

„Bis hierher hat uns Gott gebracht
durch seine große Güte.“

Mein Bankdepot.

Meine Bank — wie großartig das klingt — meine Bank schreibt mir: „Ihr Depot liegt am Schalter 13 zur Abholung bereit"; diesmal dient sie ausnahmsweise meinen Interessen, wenn sie mir die zehntausendfach zu großen Spesen für die Verwaltung der 50000 Mark festverzinslicher Werte nicht mehr zumuten will. Lieber Leser, Du blickst mich halb mitleidig, halb verächtlich an: „Wie kann man auch noch festverzinsliche Werte haben? Dafür mußte man 1918 Dollars kaufen." — „Freilich, freilich, verehrter Herr Ratgeber; aber wo haben denn Sie Ihre 1918 gekauften Dollars? . . . Sie haben auch keine . . . ah so!" Aber man soll sich überhaupt nicht umdrehen und nach hinten blicken; Lots Eheweib (1. Mos. 19. 26.) wurde bei solcher Gelegenheit zur Salzsäule. Genug, ich hole mein Depot von 50000 Mark, eine alte Erbschaft von einer sehr vortrefflichen Tante, die meine Patin war und mich mehr geliebt hat, als ich es ihr — gezeigt habe. Das Depot liegt am Schalter 13 nicht bereit, was ich übrigens voraussah. Ich nehme gelassen Platz auf der Bank des Wartens, auf deren Sitzfläche Schieber und absterbende Kleinrentner teils behäbig runde, teils verhungerte Eindrücke hinterlassen haben. Wenn man nicht wüßte, wie die Sache schließlich ausgehen wird, wäre die Beobachtung des Treibens in einer solchen Schalterhalle ein amüsantes Erlebnis; da man aber weiß, daß diese Bankblüte nur so lange dauern wird, bis wir Deutschlands Vermögenssubstanz völlig aufgegessen haben werden und daß wir allesamt heute schon an den Resten sind, kommt dem Philosophen das unruhige Gewimmel der Papiermenschen außerhalb und innerhalb der Schalter ähnlich vor wie das Treiben einer Schar lebhafter Käfer und Fliegen, die eine muntere Aktiengesellschaft zur standes-

Frankf. Zeitung. 29. 11. 1923.

gemäßen Beseitigung der Substanz eines toten Maulwurfs gegründet haben.

Nette, kleine blonde Käfer sind dabei, die in den von außen übersehbaren Bankräumen mit schelmischem Ernste vor ihren Büchern sitzen und in meinen Kontoauszug mit Kinderlächeln die raffinierten Fehler hineinbringen, nach denen ich dann tagelang suchen kann; aber es gibt auch unfreundliche Brummer dabei, z. B. am Devisenschalter, wo in einer Stunde hundertmal, aber in zunehmender Gereiztheit die Auskunft wiederholt wird, daß die Bank keine Schatzanweisungen und keine Rentenmark besitzt — eine bemerkenswerte Tatsache, da ich doch Bankangestellte kenne, in deren Brieftasche ich eingetauschte Schatzanweisungen wohl geordnet schlummern sah; der selige *Leibniz* wäre über diesen durchsichtigen Sonderfall seiner Lehre von der prästabilierten Harmonie sehr beglückt gewesen; denn daß es gerade Bankangestellte sind, die über Goldmarkscheine verfügen, kann natürlich mit der Tatsache dieses Besitzes nichts zu tun haben; es muß nach jener Lehre von Anbeginn der Tage her bestimmt gewesen sein, daß im unübersehbaren Gewirr der Atome Schatzanweisungen und gewisse Brieftaschen gerade heute zusammentreffen mußten.

Geduld! auch das wird sich geben; wenn erst einmal der ganze heraufgepuffte Billionenzauber zerflattert, wenn dem Börsenkolibri die bunten Federn ausgerupft sind, und der in Goldmark aufgestellte Kurszettel mager herumfriert, wie ein aus dem Neste gefallener Spatz, dann wird ernste Arbeit wieder im Kurse steigen; man muß es nur erleben können. Noch ist das papierne Kalb, um das der Taumeltanz sich dreht, nicht aufgefressen, und auch ich bekomme schließlich mein Depot ausgehändigt; die in der Phantasie der Besitzlosen spukende Kuponschere, auf die ich mich so gefreut hatte, ist nicht dabei.

Großer Augenblick! drei Jahrzehnte hindurch korrespondiere ich jetzt mit Banken über Kauf und Verkauf von Papieren und heute fasse ich zum ersten Male ein solches

Ding leibhaftig an; sehr nett und hübsch, das muß ich sagen; schwierige Worte allerdings, die darauf stehen: Pfandbrief der Preußischen Zentralbodenkreditaktiengesellschaft — und das ist noch nicht einmal das längste; aber schönes, festes, glattes Papier, und reichlich zwei Pfund für 50 000 Mark; wunderbare Farbentönungen in graugrün, hellrosa, dunkelorange und tango, mit denen wohl über die giftige Färbung des Begriffes der hypothekarischen Belastung hinweggetäuscht werden soll. Die großen Papiere sind, wie ich mir denke, die Muttertiere, und die Zinsbögen sind die Kinderstube voll Junger; ein Jäger würde sagen: eine Bache mit ihren Frischlingen. Als Tapete müßte sich das bunte Zeug sehr gut ausnehmen, nicht bloß, weil es so billig ist; ich begreife plötzlich, was mir in Prima in der Geschichtsstunde noch nicht aufgegangen war, wie nach der französischen Revolution die nouveaux pauvres auf die Idee kommen konnten, ihre Zimmerwände mit Assignaten zu bekleben.

Es ist ein reizvoller Gedanke, daß wir heute in unseren Kohlenlagern im Schlummerzustande die Kraft einer Sonne besitzen, die vor einer Billion Jahre dieser alten Erde geleuchtet hat und die üppige Welt der Riesenfarn und Sigillaten emporheizte, die dann zu Kohle wurden; reizvoller ist es, unmittelbar zu fühlen, wie ich in diesem geerbten Depot ehrlicher Blätter aus viereckig ärmlicher preußischer Zeit papiergewordene Beharrlichkeit, kondensierte Entsagung, umgewertete Willensstärke aus meiner Ahnenreihe in meiner Hand halte; erst wurde Groschen auf Groschen gelegt, dann Taler auf Taler im Strumpfe, bis nach Jahren für stolze hundert Taler ein Pfandbrief gekauft werden konnte. Welch seltsam elementarer, zeitloser Drang, wie er ähnlich stark die Drossel zum Nestbau zwingt, für ferne unbekannte Enkel oder, noch schlimmer, für Großneffen und ähnliches Volk Entbehrung auf Entbehrung zu häufen. Es hat etwas Rührendes, zu wissen, daß, um dieses Blatt zu kaufen, das gute alternde Mädchen hinter ihren Geranientöpfen in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts sich keine Bohne für ihren Kaffee bewilligte, daß sie abends

Hering aß statt Schlackwurst, daß sie Rüböl an ihren Salat tat und viel Brot in ihren Hackbraten. Was jetzt entwertet in meinen Fingern knistert, ist in Wirklichkeit ungetrunkener Wein, nicht genossene Wärme, ungehörte Musik, vielleicht auch, wer weiß, nicht geliebte Liebe.

Wohin mit all den vielen Scheinen? Einen Geldschrank besitze ich nicht; aber wozu auch; stehlen wird sie mir höchstens ein mittelloser Dichter, den die glatte Rückseite lockt, um mit klammen Fingern seine Verse darauf zu schreiben.









Die bekannten Vorzüge des Verfassers der „Jahresringe“:
Geistige Freiheit, Klarheit und die Fähigkeit zu glänzender Darstellung wird der Leser auch in diesen Blättern wiederfinden.
„Hoche ist ein prachtvoller, aufrechter und aufrichtiger Mensch, ein sehr kluger, klarer Kopf, weise und geistreich zugleich. Dazu ein großer Künstler, der meisterhaft das Wort beherrscht.“

Prof. Kerschensteiner
München

(in der Münchener Medizinischen Wochenschrift)